Mor. 1105 h-1,2

<36638852110014

<36638852110014

Bayer. Staatsbibliothek

Mor

1105 h 1 2

Wette

Vorlesungen

über die

Sittenlehre.

Von

Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette.

Erster Theil.

Die allgemeine Sittenlehre.

2. Band.

Berlin,
bey G. Reimer.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Dreyzehente Vorlesung. Entwickelung der Lebensansicht des Weisen: deren Mittelpunkt, die Achtung der Menschenwürde, die von Selbstsucht freye, reine Allliebe; wie sich diese selbst in der Befriedigung des sinnlichen Triebes beweist. ----------Seite 1

Vierzehente Vorlesung. Fortgesetzte Entwickelung der Lebensansicht des Weisen: die reine Liebe im Streben nach eigener Vollkommenheit und in der Schätzung der fremden. ----------32

Fünfzehente Vorlesung. Beschluß der Entwickelung der Lebensansicht des Weisen: die Uebereinstimmung aller Triebe in der Mäßigung, der Geistesfreyheit, dem Bewußtseyn der Unsterblichkeit und der Andacht an Gott. ----------65

Sechszehente Vorlesung. Von der Klugheit, welche die Mittel zu den Zwecken erkennt und gebraucht: Verhältniß der Mittel zu den Zwecken: Wissenschaft und Geschicklichkeit, die Bestandtheile der Klugheit. --96

Siebzehente Vorlesung. Von der Klugheit im ganzen Menschenleben: sie bedingt das sittliche Handeln; ihr Verhältniß zur Thatkraft und zum Entschlusse; ihre Verbindung mit der Weisheit: ihre den drey Trieben entsprechenden Aufgaben für das sittliche Leben im Ganzen: die Theilung der Arbeit, oder die verschiedenen Berufe, entsprechend den verschiedenen Aufgaben; Unterscheidung der Mittel, oder des Weltlichen, von den Zwecken, oder dem Geistigen ------129

Inhalt.

Achtzehente Vorlesung. Die Bildungsstufen der Klugheit: Sinnlichkeit, Gewohnheit, freyer Geist: Vortheile der Gewohnheit und der Freyheit; richtige Verbindung beyder: Macht der Freyheit über die Gewohnheit. ---------- Seite 164

Neunzehente Vorlesung. Die allgemeine Sittengesetzgebung in der Verbindung von Weisheit und Klugheit, oder die Uebersicht der Pflichtenlehre. ---- 192

Zwanzigste Vorlesung. Von der Bildungsfähigkeit, Freyheit und Abhängigkeit des Menschen. ---------- 224

Einundzwanzigste Vorlesung. Von der Gemeinschaft, als der Bedingung alles sittlichen Lebens. ---- 255

Zweyundzwanzigste Vorlesung. Von der Zurechnung und Zufriedenheit: Zufriedenheit mit dem Schicksal, oder Glückseligkeit. ---------- 284

Dreyundzwanzigste Vorlesung. Von der Zurechnung der Handlungen oder dem Gewissen: Selbstzufriedenheit und Seligkeit. ---------- 313

Vierundzwanzigste Vorlesung. Von der Beurtheilung fremder Handlungen und der Ansicht des Bösen in der Welt: von unserer Besserung und der Hoffnung des Besseren in der Welt. ---------- 347

Dreyzehente Vorlesung.

Entwickelung der Lebensansicht des Weisen: deren Mittelpunkt, die Achtung der Menschenwürde, die von Selbstsucht freye, reine Alliebe; wie sich diese selbst in der Befriedigung des sinnlichen Triebes beweist.

Es liegt uns nun ob, die Lebensansicht des Weisen, die wir in die Idee des Lebens zusammengedrängt haben, aus dieser zu entwickeln, und in derselben den Einklang aller Triebe in ihrer Gesundheit und Reinheit zu zeigen. Mit Recht gehen wir dabey von der heiligen Mitte des Lebens aus, welche wir in dem aus dem sittlichen Triebe entspringenden Gefühle unseres inneren, geistigen Wesens erfassen. Vermöge dieses Gefühls geben wir dem menschlichen Geiste, der sich selbst und seinem innersten Gesetze treu bleibt, die höchste Würde, und erkennen das menschliche Wesen als den Gegenstand einer unverletzlichen Achtung, welche eben jenes Gesetz gebietet, an; in dieser Treue des Geistes gegen sich selbst aber und in der heiligen Achtung vor dem, was seiner Natur und seines Wesens ist, fanden wir den unverletzlichen Kern des Lebens; ohne diese Treue und diese Achtung gibt es kein Leben, sondern nur den Tod.

Das Gefühl der Menschenwürde in uns selbst und in Andern erhebt uns über alle Schranken, in welche unser vom Ablaufe des Lebens abhängiges Bewußtseyn eingeschlossen ist, und über allen Wechsel und alle Verschiedenheit der äusserlichen Erscheinung. Unser Bewußtseyn verknüpft alle Mannichfaltigkeit des vielfach bewegten Lebens, alle Eindrücke von aussen, alle im Gemüthe selbst wechselnden Empfindungen und Vorstellungen durch die Beziehung auf unser Ich, und ist seiner Natur nach selbstisch oder egoistisch. Alles erscheint uns zunächst in Beziehung auf uns selbst, Alles gilt, was es uns gilt, zunächst für uns selbst, und gefällt oder mißfällt uns um unser selbst willen. Dieses Ichs werden wir uns nie ganz bestimmt bewußt: unsere äussere Gestalt können wir im Spiegel beschauen, und mit den Händen betasten; aber unsere innere Person erscheint uns im Bewußtseyn nie anders, als in den von aussen angeregten Empfindungen, Gefühlen, Vorstellungen, und in den unmittelbar aus dem Innern entspringenden Thätigkeiten. Viele Menschen kommen nun in ihrem ganzen Leben über diese selbstische Beschränkung des Bewußtseyns nicht hinaus, und können sich in ihrer Liebe und in ihrem Handeln nicht von der Selbstsucht losmachen. Die Selbstsucht aber ist die Wurzel alles Uebels, und aus ihr können wir alle Verkehrtheiten und Einseitigkeiten der sittlichen Richtung ableiten.

Der Genußmensch, der Wollüstling, jagt darum nach sinnlichem Reiz und Genusse, weil diese, wie wir gesehen haben, immer an den Augenblick gebunden sind und immer nur das augenblickliche Bewußtseyn erfüllen,

mithin ganz eigentlich für die Selbstsucht gelten. Betrachtet den Gierigen, der die Hand nach der Speise ausstrecket: wie befangen und starr ist sein Auge an den Gegenstand der Begierde geheftet! man sieht es ihm an, daß er in diesem Augenblicke nichts empfindet und in sich vorstellt, als die Beziehung dieses Gegenstandes auf sich selbst und seine Begierde; alle anderen Vorstellungen, und gerade die Vorstellung, daß der begehrte Genuß ihm schädlich oder verboten ist, sind von der Macht des sinnlichen Reizes aus seiner Seele verdrängt, er folgt bewußtlos d. h. nur ihrer bewußt, der Begierde, und thut das, was er vielleicht im nächsten Augenblicke bereut. Diese selbstsüchtige Befangenheit des sinnlichen Menschen macht ihn jenen unvollkommenen Thieren vergleichbar, welche an einen Gegenstand gefesselt, aus welchem sie ihre Nahrung saugen, nichts fühlen, als sich selbst und diesen Gegenstand, welche ohne alle anderen Glieder, nichts als Mund sind, und deren Empfindung eine einzige, die der eingesaugten Nahrung ist.

Der Leidenschaftliche hat vielleicht im ruhigen Zustande ein freyeres, allgemeineres Bewußtseyn, und erkennt und liebt ausser sich das Werthvolle und Liebenswürdige, hat sich mithin über die Schranken der Selbstsucht erhoben; aber ist seine Leidenschaft aufgeregt, so verschlingt sie sein ganzes Bewußtseyn ausser dem selbstischen Gefühle dessen, was er begehrt oder verabscheut. Der Ehrsüchtige wüthet, wenn man sein geliebtes Selbst antastet, und in dieser Leidenschaft vergißt er alle Achtung und Scheu vor dem fremden Rechte und seine eigene wahre Ehre; das Gefühl der Rache beseelt ihn

ganz und gar, und verdunkelt alle andern Vorstellungen und Gefühle, bis die gewaltsame, übermächtige Leidenschaft abgekühlt und er wieder zur Besinnung gekommen ist. In seiner Leidenschaft ist er einem angeschwollenen Bergstrom zu vergleichen, welcher, von der Gewalt seiner eigenen Schwere getrieben, daherrauscht, und alles vor sich niederreißt, bis er in der Ebene angelangt ist, und sein Gewässer ruhig ausbreitet. Es fehlt dem Leidenschaftlichen die innere Kraft, sich dem augenblicklichen Drang entgegenzustellen und sich über die Schranken des selbstischen Bewußtseyns zu erheben.

Der Gewohnheits-Mensch ist ebenfalls nur durch selbstsüchtige Befangenheit ein Knecht der Gewohnheit. Er fühlt nicht mit freyem Bewußtseyn die ewigen Gesetze seines Geistes; er kann kein freyes, umfassendes Bild des Lebens und seines Verhältnisses zu demselben auffassen, sondern empfindet nur die wiederholten Einwirkungen der Dinge auf sich. So wie der sinnliche Mensch sich begehrend einem jeden einzelnen Eindrucke hingibt, und darin die Regel seines Lebens findet: so läßt sich der Gewohnheits-Mensch durch die wiederholten Eindrücke eine zwar allgemeinere Regel einprägen, bleibt aber doch immer nur an das Verhältniß seines Daseyns zu den ihn umgebenden Dingen gefesselt, und kann sich aus dem engen Kreise des selbstischen Bewußtseyns nicht heraus finden.

Eben so entspringen alle jene Verkehrtheiten und Einseitigkeiten des halbgebildeten, einen Aufschwung zur Freyheit versuchenden Verstandes aus selbstsüchtiger Befangenheit. Warum ist der Geschäftsmann von einseitiger Vorliebe für sein Geschäft befangen, und

verschließt sein Herz für alles Andere? Weil er in dieser ihm von der Natur verliehenen Berufsgabe und in der Ausbildung und Ausübung derselben nur sein selbst bewußt geworden, und sich nicht zum Bewußtseyn des ganzen Lebens und der ganzen Menschheit erhoben hat. Dem einseitigen Gelehrten und Künstler ist es eben so gegangen; der Trieb der Wißbegierde hat den einen, der Bildungstrieb hat den andern durch ein leidenschaftliches Uebergewicht dermaßen eingenommen, daß sich das allseitige, freye Bewußtseyn nicht hat entwickeln können, beyde lieben die Wissenschaft und die Kunst nicht rein um ihrer selbst willen, sondern als einen Theil ihrer selbst mit Selbstsucht. Daß der Eine dieses, der Andere jenes Ziel der Vollkommenheit wählt, daß der Eine, von Natur tiefsinnig und ernst, seine Lust und Freude in der Uebung und Beschäftigung des Verstandes findet, die Einsamkeit sucht und nicht glücklicher ist, als wenn er sich ungestört seinem Nachdenken überlassen kann; der Andere hingegen sich für die Gesellschaft ausbildet, und die anmuthigen Gaben der Unterhaltung in sich entwickelt, die Gesellschaft sucht und die Einsamkeit flieht: beyde Einseitigkeiten haben in der Selbstsucht ihre Quelle, welche Blick und Streben hindert, sich auf das Ziel der allseitigen Ausbildung zu richten. Die Naturanlage, das Temperament führen den Einen dahin, den Andern dorthin, und es fehlt das freye, allseitige Bewußtseyn, um die Gewalt der Natur zu überwinden.

Zugleich pflegt sich die Selbstsucht auch ganz in ihrer eigenen Gestalt zu zeigen, indem die Meisten, von grobem oder feinerem Eigennutz getrieben, das thun, was

sie für ihre eigene Ausbildung und zum Besten der Gesellschaft thun. Sich selbst, ihr eigenes liebes Ich, geltend zu machen, das ist ihr Bestreben. Noch sind sie edel zu nennen, wenn sie nur nach Ansehn, Wirksamkeit, Ruhm und Beyfall streben; dieses ist eine feinere Art von Selbstsucht, welche sich weniger verächtlich macht. Aber Viele suchen mit ihrer Geistesarbeit nichts als einen Tagelohn zu verdienen, und im freyen Dienste der Themis, des Aeskulap, des Apollo sind sie doch nichts als Knechte des Plutus. Sie lieben nicht mit freyer, uneigennütziger Liebe die Rechtskunde, die Naturforschung, die Kunst und deren Ausübung; sie arbeiten nicht mit wahrer Menschenliebe für das Wohl des Staates und ihrer Mitbürger, für die Verminderung bürgerlicher und körperlicher Gebrechen und die Herstellung eines vollkommneren äusseren Zustandes der Menschen, nicht mit wahrer Kunstbegeisterung für die Erweckung und Veredelung des Schönheitssinnes, für die Aufregung edler, erhabener Gefühle, für die Darstellung großartiger Gedanken; sondern sie dienen nur ihrem lieben Ich, ihren eigennützigen Absichten, ihrer Gewinnsucht oder höchstens der Liebhaberey, die sie für ihr Fach haben. Solche, die aus wirklicher Liebe zur Sache arbeiten, nennen wir schon uneigennützig; und doch sind sie es nicht immer im wahren Sinne des Worts: sie sind noch ganz in den Schranken der Selbstsucht befangen, sie lieben die Sache nicht um des ihr eigenen Werthes und um des Gewinnes willen, den sie der Menschheit bringt, sondern um der Neigung und Gabe willen, die sie von der Natur dafür empfangen haben, und des Bedürfnisses wegen, die eingepflanzte Lust zu befriedigen.

Selbst jene Verirrungen in der Frömmigkeit, die feindselige Richtung gegen alles, was die Freude und Vollkommenheit des Lebens erhöht, die träge Hingebung an die Gefühle der Andacht, haben wir aus der Selbstsucht abgeleitet, um so mehr, da sich dabey gewöhnlich der geistliche Stolz bemerklich macht. Es ist das Gefühl des Höheren, die Sehnsucht nach geistlicher Vollendung, was die Schwärmer ergreift, aber auf eine so befangene, enge Weise, daß sie dabey nicht zum wahren, freyen Bewußtseyn ihrer selbst, nicht zur reinen Liebe kommen, nicht das suchen, was an sich und allgemein heilbringend ist, sondern was *ihnen* nur so erscheint. Indem sie einen besondern Weg zum ewigen Ziele einschlagen, verwechseln sie diesen Weg mit dem Ziele selbst, und finden schon da, wo sie stehen, das Ziel. Dieß ist aber nur die Beschränktheit ihrer Selbstsucht, in welcher sie sich für alle Belehrungen und Anregungen verschließen, und nur ihrem eigenen unlautern Triebe folgen; eben darum halten sie alle Andere für Irrende und Unvollkommene, und rühmen sich allein der wahren Frömmigkeit.

Von dieser selbstischen Befangenheit befreyt uns allein jenes sittliche Gefühl der Würde unsers innern Wesens oder des *reinen* Ichs. Es ist zwar auch in diesem Gefühl eine gewisse Beziehung auf uns selbst: wir sind dabey unser selbst bewußt, indem wir der reinen geistigen Persönlichkeit in uns selbst bewußt werden; aber dieses Selbstgefühl ist nur Stütze und Träger des höheren Gefühls, in welchem alle Selbstsucht untergeht, in welchem wir mit einer heiligen Achtung vor uns selbst erfüllt werden. Es ist ein Wesen höherer Art, das sich uns

in diesem Gefühl offenbart, das uns in einem himmlischen Lichte erscheint, vor welchem der Schatten aller Selbstsucht verschwindet. — Es ist eine sehr sinnvolle, ahnungsreiche Vorstellung, daß ein jeder Mensch seinen Schutzengel habe: dieser Engel ist unser inneres, geistiges Wesen, dessen Heimath und Geburtsort nicht auf dieser Erde ist; es ist der reine Menschengeist, der sich in unserm irdischen Geist und Bewußtseyn, wie in einer Nebelerscheinung, offenbart, um die dann noch der Leib als eine gröbere Hülle gelegt ist. Alle himmlischen Erscheinungen, welche die Menschen erblickt haben oder erblickt zu haben glauben, alle Bilder der Götter und Engel, welche die Kunst und Dichtung geschaffen, sind von menschlicher Gestalt und Art. Vielleicht waren es oft nur Scheinkörper, welche die menschliche Einbildung solchen Erscheinungen lieh, und es sind nur irdische Bilder, welche die Kunst und Dichtung gebraucht, um das Ueberirdische darzustellen. Aber wir bedürfen nicht der schwärmenden, dichtenden Einbildung, um das Höhere in Menschengestalt zu erblicken; es ist wirkliche, tägliche Wahrheit, daß uns das Uebersinnliche im Sinnlichen, das Himmlische im Menschen erscheint: in der Dämmerung unseres Bewußtseyns sehen wir die Lichtgestalt unseres Geistes, durch das verwirrte Geräusch unserer Empfindungen und Begierden vernehmen wir die warnende Stimme des Engels in unserer Brust: in uns, in unser sinnliches Gemüth, in unsern erdigen Körper ist ein Bote des Himmels herabgestiegen, um den Willen Gottes in uns selbst und in der Welt zu verkündigen. Und hat doch selbst der Sohn Gottes, der zur rechten Hand des Vaters sitzet, aus Liebe zur gefallenen Menschheit unser

Fleisch und Blut angenommen, um sein göttliches Lichtwesen den Dämmerkreis eines menschlichen Bewußtseyns gelegt, und in menschlicher Gestalt auf Erden gewandelt. Es war keine Scheingestalt, für den flüchtigen Augenblick der Verzückung geschaffen oder aus den Nebelbildern des Traumes gewebt: er war Mensch, wie wir, ward geboren und wuchs heran vom Kind zum Manne; die Menschen sahen auf der erhabenen Gestalt den Abglanz der Gottheit, hörten seine menschliche Stimme, und am Kreuze floß sein Blut. O Hohheit der menschlichen Natur, in welcher der Herr der Herrlichkeit auf Erden erschienen ist! Wenn nur der Mensch immer seiner Würde bewußt wäre, und den zur Erde gesenkten Blick emporhübe! Wer zu diesem höheren Bewußtseyn gelangt ist, der hat sein Selbst zwar nicht verloren, vielmehr im reinsten Gehalte gewonnen, aber alle irdische Beschränkung ist verschwunden; er fühlt sich nicht mehr als einen besonderen Menschen, der diese oder jene Stelle auf Erden einnimmt, diese oder jene Neigungen und Absichten hat, diese oder jene Ansprüche an das Leben macht; sondern emporgerückt über sich selbst und sein enges Bewußtseyn, nimmt er eine Stelle im ewigen Reiche Gottes ein, und erkennt seine Bestimmung, als Bürger dieses Reiches zu handeln und zu wirken, die ewigen Gesetze Gottes zu erfüllen und die Herrschaft der Gerechtigkeit und Wahrheit in der Welt zu verbreiten. Er fühlt in sich nicht mehr die Antriebe und Reizungen der sinnlichen Natur; aus dem trüben, stürmisch erregten, Wellen schlagenden, Wogenhügel aufthürmenden Meere der Leidenschaften hat er sich in den lichten Aether gerettet, in welchem nur der schöpferische Athem

des Geistes Gottes seine Seele bewegt, und die Lichtfunken der Begeisterung um sie spielen; aus der widerstreitenden, mißhelligen Bewegung der Begierden und Leidenschaften hat er sich aufgeschwungen in das Reich des ewigen Wohllauts, wo seine Seele, von den Ton-Wellen heiliger Gesänge getragen, dem Zuge des die Welt beherrschenden Einklangs folgt, und jede ihrer Bewegungen harmonisch in die allgemeine Bewegung verfließt, wo er im Schlage seines Herzens den Pulsschlag alles Lebendigen fühlt, und mit seinem Bewußtseyn das Weltall umfaßt.

Hat aber der Mensch so sein höheres Selbst gewonnen, und ist sein inneres Wesen aus der verhüllenden und entstellenden Beschränkung hervorgetreten: so erscheint ihm nun auch sein Nebenmensch in einem anderen und höheren Lichte. Er sieht in ihm nicht mehr bloß den besonderen, durch seine Stellung und seine Verhältnisse von Andern verschiedenen Menschen; er sieht in ihm nicht mehr bloß den Herrn oder den Knecht, den Reichen oder den Armen, den Gebildeten oder den Rohen, den Freund oder den Gegner, sondern den von allen diesen Beschränkungen entkleideten, reinen Menschen, den Bürger des Gottesreiches, den Mitbürger der ewigen Heimath. Wie edel oder wie niedrig die Erscheinung eines Menschen sey, auf seinem Angesichte schimmern die Spuren des göttlichen Ebenbildes; durch sein Auge blickt ein denkender Geist, aus seinem Munde spricht eine menschliche Stimme, und regt unser Herz zum Mitgefühl an; er trägt die Gestalt, welche Christus auf Erden trug, und für ihn, wie für uns, hat der göttliche Menschenfreund sein theures Blut vergossen;

er ist unser Mitbruder, und in ihm wohnt, wie in uns, eine unsterbliche Seele. Erst wenn wir den reinen Menschen in Andern, wie in uns, erkennen, wird uns das wahre, hohe Selbstgefühl; denn der Mensch erkennt sich nur an Andern, der Bruder am Bruder, der Mitbürger am Mitbürger. Und erst, wenn uns die menschliche Gesellschaft als die Erscheinung des ewigen Reiches der Geister gilt, wenn wir in den Gesetzen, die sie zusammenhalten, die Gesetze des Reiches Gottes erkennen, fühlen wir uns recht als Bürger des Himmels, sind über das enge selbstsüchtige Treiben der Erde hinweggerückt, und leben im ewigen, geistigen Leben.

Ja! dann erst leben wir. Der Selbstsüchtige lebt ein dumpfes, enges Leben, weil er nur sich selbst fühlt, und sich selbst sucht, weil sein Bewußtseyn eng und beschränkt ist. Der Mensch steht unstreitig auf der höchsten Stufe des Lebens, und alle übrige Art des Lebens, das Leben der Thiere, der Pflanzen, ist nur die abgestufte Annäherung zum menschlichen Leben, in dem Grade, als das Bewußtseyn sich erweitert. Der Mensch hat das umfassendste Bewußtseyn, und darum hat er auch unter allen lebendigen Geschöpfen den höchsten Grad des Lebens. Sein Körper hat die vollkommensten Sinneswerkzeuge, und empfängt dadurch die Eindrücke aller Elemente, von denen sich die Bilder in seiner Seele spiegeln; sein Auge blickt frey umher, und faßt das Bild der vom Lichte erhellten Schöpfung, sein Ohr vernimmt den Schall und Klang aller Bewegung, und sein Geist gestaltet mit Freyheit alle diese Bilder zu einem umfassenden Ganzen. Leben besteht in der Wechselwirkung der Kräfte, in Bewegung und Gegen-

bewegung, in selbstthätiger Empfänglichkeit. Je mehr nun ein Wesen Empfänglichkeit und die derselben entsprechende Selbstthätigkeit hat, desto mehr lebt es: mithin lebt der Mensch in dem Grade, je mehr er sich von der Selbstsucht losgemacht hat. Denn diese vermindert seine Empfänglichkeit und eben so seine Selbstthätigkeit. Der Selbstsüchtige empfängt zwar mit seinen körperlichen Sinnen alle die Eindrücke, die ein Anderer empfängt, aber er nimmt sie nicht in seinen Geist auf: er hört das Wimmern der leidenden Unschuld, das Klaggeschrey des Unterdrückten, aber er achtet nicht darauf, empfängt davon keinen tiefen Eindruck, und handelt nicht einem solchen Eindrucke gemäß. Er ist, wie ein Anderer, Zeuge der edlen Bestrebungen seiner Mitbürger, aber sie lassen ihn kalt, sein Herz wird nicht davon ergriffen, und er bleibt unthätig. Er steht, wie ein Anderer, mitten in der Gemeinschaft des Volkes, des Staates; aber er hat keinen Sinn dafür, was die Gemeinschaft ist und fodert, er versteht und fühlt nicht das Leben seines Volkes, nicht den Zweck und die Richtung des Staates; sein Herz bleibt leer mitten in der unendlichen Fülle und darbt im allgemeinen Lebensüberflusse. Er ist, wie Einer, der sich aus dem unendlichen Meere, dessen Wogen er sich nicht anzuvertrauen wagt, auf eine dürre Sandscholle gerettet hat, und der einsam und verlassen steht. Um ihn her braust und wogt das lebendige Element, es ziehen an ihm die eilenden Schiffe mit schwellenden Segeln vorüber, die Mannschaft singt fröhliche Lieder, winkt ihm zu, mit zu kommen; er aber bleibt einsam und müßig stehen auf seinem öden Flecke, zufrieden, sein Leben nicht der Gefahr Preis zu geben. Aber er rettet nur

einen Schatten seines Lebens; das volle, reiche, kräftige Leben ist nur in der Gemeinschaft mit den Brüdern, im Zusammenhange mit dem Lebensganzen. Ein Jeder fühlt es, daß sein Leben in der Gesellschaft sich erweitert und bereichert: einsam, wird er leicht einseitig, befangen, untheilnehmend, aber im Umgange empfängt er verschiedene Anregungen für sein Herz, und seine Kenntnisse und Einsichten erweitern sich. Und doch besteht das gesellige Leben, der Umgang der bloßen Unterhaltung, oft nur in einer leichten, äusserlichen Berührung. Tiefer greift der Umgang mit Andern und die Weltbekanntschaft, wozu uns das Lesen guter unterrichtender und erweckender Bücher führt. Wir stiften mit dem gefühlvollen Schriftsteller, der uns sein Herz aufschließt, eine innige Freundschaft; er legt uns die Lebens-Ansicht dar, die er sich durch Erfahrung und Nachdenken gebildet, stellt uns auf die Höhe, auf die er sich durch Bildung emporgeschwungen, und leiht uns sein geübtes Auge, um damit die Welt zu betrachten. Lebt derjenige, der solche Geistesnahrung empfängt, nicht mehr, als ein Anderer, der diese Hülfsquelle, seinen Geist zu bereichern, nicht hat, und nur an seine eigene dürftige Erfahrung gewiesen ist? Lebt der nicht ein erweitertes Leben, der die Geschichte kennt, und sich in die verschiedenen Zustände und Lebensweisen der Völker zurückdenken kann? Lebt der nicht im erhöheten Lebensgefühl, in umfassenderer Lebens-Ansicht, welcher die Geschichte, die Sitten, die Dicht- und Kunstwerke der gebildeten Völker des Alterthums kennt, und sich lebendig in ihr schönes, großartiges Leben versetzen kann? Die großen Männer der Griechen und Römer stehen ihm lebendig vor Augen,

er theilt ihre Entwürfe, ihren Muth, ihre Begeisterung, er zieht mit ihnen zu Felde, besteigt mit ihnen das Schiff, kämpft neben ihnen in den Schlachten, und freut sich mit ihnen ihrer Triumphe. Alles dieß ist nur Einbildung und Mitgefühl, aber das Bewußtseyn ist dadurch verweitert und gehoben, und die Idee der Menschheit stellt sich demselben in ihrer unendlichen Fülle und Schönheit dar.

Mehr thut die eigene Erfahrung des Lebens. Auf Reisen lernt man die Herrlichkeit der Natur und die Sitten der Menschen kennen, und stiftet Bekanntschaft mit merkwürdigen Männern: wie erweitert sich da der Blick, wie bereichert sich der Geist und das Herz! Und hat man das Glück, Freunde zu gewinnen in der Ferne, wie in der Nähe, und mit ihnen in fortwährender Gemeinschaft und Berührung zu stehen, so daß man Theil nimmt an ihren Schicksalen und Bestrebungen, und von ihrer Theilnahme Zeugniß empfängt: wie viel mehr lebt man dann, als diejenigen, welche einsam ihren eigenen Weg fortgehen! Unser Herz liegt am Herzen der Freunde, und empfängt daraus eine erhöhete Lebenswärme, die Funken der Begeisterung, die durch ihr Herz schlagen, schlagen auch in das unsrige über; die Kraft ihres Willens stärkt den unsrigen, ihre Hand ergreift uns und hält uns fest, wenn wir im Unglück und Kampfe wanken wollen; ihr Leben ist, insofern es den Zwecken der Menschheit geweiht ist, das unsrige. Das Leben der Freunde ist den Bächen zu vergleichen, welche einzeln nichts vermögen und sich durch Fels und Gestein mühsam durchwinden, vereint aber zu einem großen Strome anschwellen, welcher seine

gewaltigen Wasser ruhig dahinwälzt, und auf seinem Rücken mächtige Schiffe trägt. In der Brust des Freundes schlägt mehr als ein Herz, er trägt darin die Herzen aller seiner Freunde; er lebt nicht bloß sein eigenes enges Leben, sondern das Leben aller der Edeln, welche er liebt. O hohes Glück der Freundschaft, Herz erhebendes Gefühl, geliebt zu seyn, in den Freunden zu leben, und ihr Leben mit ihnen zu theilen! Welche Fülle, welche Kraft, welcher Muth, welche Zuversicht des Lebens in der Freundschaft! Vergleicht damit das armselige, dürftige, kalte, enge Leben des Selbstsüchtigen! Ist das ein Leben zu nennen? Es ist das Leben des einsamen Raubthiers, das in seinem Winkel auf die Nahrung lauert, womit es sein kümmerliches Daseyn fristet, dem Alles umher feind oder gleichgültig ist, was ihm nicht zur Beute dienen kann. Wer nun aber vollends so glücklich ist, daß sich um den Bund der Freundschaft der größere Bund des Gemeingeistes im Volk und Staate zieht und ihn und seine Freunde einschließt, daß er alles, worauf er sinnt und wornach er strebt, im Leben seines Volkes in umfassender Fülle und Kraft wiederfindet, und daß sich das Gesammtleben in seinem und seiner Freunde Bewußtseyn wiederspiegelt: wie erweitert sich einem solchen das Lebensgefühl, wie unendlich reich ist sein Herz, wie allgewaltig seine Kraft! Was er und seine Freunde im Sinne des Volkes beschließen und beginnen, das vollführen sie nicht mit ihrer beschränkten Kraft, sondern die ganze Volkskraft steht ihnen zu Gebote, sie bewegen die Welt mit ihren Thaten, weil es nicht bloß die ihrigen, sondern die Thaten des Volkes sind; sie sind

die Seele einer gewaltigen Masse, deren Triebe und Kräfte in ihnen zusammenlaufen. So lebten und wirkten die Helden der Griechen und Römer, und waren darum so groß. Im hohen Gefühl des Gesammt-Muthes und der Gesammt-Kraft seines Volkes wagte es Themistokles im Perserkriege das Loos Athens den Schiffen und dem Seekrieg anzuvertrauen, und die Athenienser ihrem großen Mitbürger, in dem sie den Helden-Geist ihres Vaterlandes erblickten, vertrauend, folgten ihm in diesem kühnen Schritt, verließen ihre Stadt, gaben sie dem Feinde Preis, und setzten Alles auf das gefährliche Spiel: und sie gewannen es, denn den Kühnen begünstigt das Glück, und der vereinten Kraft der Muthigen kann nichts widerstehen. Im Geiste seines Volkes handelte Arnold von Winkelried, als er sich aufopfernd die Speere der Feinde in seine Brust begrub. Sorget für mein Weib und meine Kinder, treue, liebe Eidgenossen! rief er, und befahl sein Theuerstes seinen Freunden, den Freunden des gemeinschaftlichen Vaterlandes, wohl wissend, daß er es ihnen anvertrauen könne. Wahrlich das Gefühl, in welchem er starb, war nicht das Gefühl des Todes, sondern das unendliche des Lebens, des Gesammtlebens; er unterlag, aber sein Vaterland triumphirte, und das Vorgefühl dieses Sieges überwand die Bitterkeit des Todes und verwandelte sie in die Seligkeit des Lebens.

Wie unendlich größer und weiter ist aber das Lebensgefühl des Weisen, der in jedem menschlichen Wesen den Gegenstand seiner Achtung und Liebe, den Mitbürger der sittlichen Welt sieht, dessen Gemeinschaft und Freundschaftsbund sich über alle Völker und Geschlechter, über

die ganze Erde, über alle Zeiten, als eine unendliche Kette, alle menschliche Wesen umfassend, zieht, der das Lebensgefühl, den Pulsschlag der ganzen Menschheit in seinem Herzen trägt, und an seine große, reiche Brust alle, die das Ebenbild Gottes tragen und den göttlichen Funken der Vernunft im Herzen hegen, mit Bruderliebe schließt. Er lebt ein Gott-ähnliches Leben. Wie Gott alles, was lebt, mit unendlicher Vaterliebe umfaßt, für Aller Wohl sorgt, und die Quellen seiner Liebe ewig reich und unversiegbar über die ganze weite Welt ausgießt; wie sein Sohn Jesus Christus für das ganze Menschengeschlecht, für Alle, welche lebten, leben und leben werden, in den Tod ging, und mit den Armen der Bruderliebe alle Verlorenen und Verirrten an sich zog: so ist der Weise in seiner allumfassenden Bruderliebe ein wahres Kind Gottes, indem er Alle als seine Brüder erkennt, und die Strahlen der göttlichen Liebe in sein reines Herz aufnimmt, und auf Alle ausströmt. Nur in der Liebe, der reinen, allumfassenden, ist wahres Leben, und nur im wahren Leben die Seligkeit.

Im sittlichen Triebe, im Gefühl der Menschenwürde, liegt mithin die wahre Quelle des Lebens für den Menschen; wer dieses Gefühl gefunden, der ist in das Leben eingegangen, der steht in der heiligen Mitte, von welcher aus ihm das ganze Leben, vom göttlichen Licht erhellet, in wunderbarer Schönheit blüht und prangt. Wer die Selbstsucht aufgegeben, die Binde von den Augen geworfen, und sich zum Gesammtgefühle und zur Alliebe der Menschheit erhoben hat, dem erscheint Alles, auch das Geringste, in einer höheren Bedeutung, Alles trägt

den Abglanz des himmlischen Lichtes, und spricht den Anklang des ewigen Wohllauts aus. Alle Verhältnisse des Lebens, alle menschlichen Zustände und Bestrebungen erscheinen, von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, veredelt und verklärt. Auch dasjenige, was wir nicht unmittelbar um unserer persönlichen Würde willen lieben und begehren, was sich zunächst auf unsere irdische Erscheinung und unsere sinnliche Natur bezieht, und worin sich die Selbstsucht am meisten geltend zu machen pflegt, wird in dem von der Selbstsucht befreyten Gemüthe eine andere und wichtigere Bedeutung erhalten, und in eine höhere Beziehung treten.

Dieß gilt selbst von der Befriedigung des sinnlichen Triebes. Die menschliche Seele gehört der Geisterwelt an, aber sie erscheint im Leibe und in irdischen Verhältnissen. Daß der Geist vom Körper unabhängig, daß es ein Leben jenseit der Erde im Geiste gebe, das glauben wir fest; aber jetzt sind wir an das körperliche Leben gewiesen, wir selbst werden unser nur darin bewußt, und auch Andere treten uns in körperlicher Hülle entgegen: mithin gibt es für uns, nach unserer jetzigen Erfahrung, keinen Geist ohne Körper. Die Erfahrung zeigt auch, daß Geist und Leib auf das innigste verbunden sind. Jede Verletzung des Leibes auch in den äussersten Theilen hat eine Empfindung zur Folge, deren wir uns sogleich bewußt werden; jede Krankheit des Leibes wirkt auf den Geist zurück, entweder aufreizend und dadurch nach und nach aufreibend, oder niederdrückend und abspannend; dagegen wohnt in einem gesunden Körper auch eine gesunde Seele, und das körperliche Wohlbe-

finden hat die Heiterkeit des Geistes zur Folge. Genug, Geist und Körper lassen sich nicht von einander trennen, und stehen in beständiger Wechselwirkung. Ob nun gleich der Weise auch die Kränklichkeit des Körpers durch die Kraft seines Geistes nicht nur überwinden, und sich darüber erheben, sondern dieselbe sogar zum Besten seiner sittlichen Bildung wenden kann, wie er denn Alles zu seinem Heile zu gebrauchen versteht; so erkennt er doch die Neigung der sinnlichen Natur zu dem, was sie nährt, erquickt, stärkt und fördert, als ein Gesetz an, das, wenn nicht höhere Pflichten damit in Widerstreit kommen, befolgt werden muß. Der irdische Leib bedarf nun einmal der irdischen Nahrung und Erquickung, und wir würden uns gegen die Ordnung der Natur auflehnen, wenn wir ihm dieselbe versagen wollten. Der Leib ist das Werkzeug des Geistes: dieser kann nicht unmittelbar auf die Sinnenwelt wirken, sondern allein durch den Leib, und wäre es nur durch den Blick des Auges oder das Wort des Mundes; immer bedarf er eines körperlichen Mittels und Werkzeuges. Wollen wir also wirksam seyn, so müssen wir für die Gesundheit und Kraft dieses Werkzeuges Sorge tragen. Auch der Kranke und Gebrechliche behält immer Mittel genug übrig, um wirksam zu seyn, und soll deßwegen nicht mit Gott hadern, daß er ihm die volle Gesundheit geraubt hat. Aber darum dürfen wir nicht selbst unsere Kränklichkeit verschulden; die Gesundheit des Leibes ist ein theures Gut, das uns zur gewissenhaften Sorge anvertraut ist. Aber die Gesundheit ist ein weiter Begriff, und begreift auch die frische, fröhliche Kraft des körperlichen Lebens, die gesunde Anspannung der

Nerven, die gesunde Stimmung der sinnlichen Empfänglichkeit. Zur Erhaltung der Gesundheit gehört also mehr als Essen und Trinken und körperliche Bewegung, sondern auch manche andere Erfrischung und Erholung. Die Gesundheit des Leibes hängt genau zusammen mit der frischen sinnlichen Kraft der Seele, mit der Lebendigkeit der Gemüthsbewegungen und dem lebendigen Spiele der Einbildungskraft, überhaupt mit der ganzen sinnlichen Seite des Gemüths; denn es gibt auch, wie wir gesehen haben, eine innere Sinnlichkeit, in welcher sich die äussere abspiegelt. Auch die Belebung und Erfrischung dieser innern Sinnlichkeit erkennt der Weise als einen Gegenstand seiner Sorge; denn ohne das lebhafte Spiel der sinnlichen Kräfte der Seele wird auch das geistige Leben derselben matt und träg seyn. Die Denker, Dichter und Künstler bedürfen der Einbildungskraft zu ihren Arbeiten, auch wenn sie den höchsten geistigen Ideen gewidmet sind. Zu den höchsten und stärksten Gefühlen des Herzens gehört eine gewisse sinnliche Lebhaftigkeit der Empfindung; die Gefühle des Mitleids erstumpfen sonst zur Gleichgültigkeit, die Liebe ermattet und erkaltet, und selbst der höchste Aufschwung des Gefühls zu Gott gelingt nicht, ohne eine gewisse sinnliche Stärke des Gemüths. Endlich hat das Handeln kein Gedeihen ohne kräftige Anregungen und Gemüthsbewegungen; es fehlen dann die starken Antriebe, aus welchen die Handlungen entspringen, und die Kräfte der Entschlossenheit, des Muthes, der Standhaftigkeit, ohne welche die Ausführung nicht gelingen kann. Die innere Sinnlichkeit ist also ebenfalls Mittel der geistigen Wirksamkeit; sie ist gleichsam die innere Hülle des Geistes,

der Luftkreis, durch welchen die erleuchtenden Strahlen und die zündenden Blitze desselben hervorbrechen. Um nun das innere sinnliche Leben zu erfrischen und zu erregen, und dadurch den Geist mittelbar selbst kräftiger und rüstiger zu machen, wird der Weise alle jene halb sinnlichen, halb geistigen Erholungen und Genüsse, welche im Spiele der Einbildungskraft bestehen, Zerstreuung, Unterhaltung, und andere geselligen Freuden im gehörigen Maß und zweckmäßigen Gebrauche nicht nur für erlaubt, sondern auch für nothwendig und heilsam erkennen. Sie gehören, wie die körperlichen Erhaltungs- und Erfrischungsmittel, zum Rüstzeug des Lebens, zu den Mitteln und Stützen des Geistes, der nun einmal in den körperlichen Stoff versenkt ist.

So sucht also der Weise den Genuß nicht um dessen selbst willen, sondern um dadurch mittelbar das geistige Leben zu erregen und zu stärken. Aber er gibt der sinnlichen Lebenskraft und Lust auch noch einen andern, höheren Werth, und schätzt und sucht sie nicht bloß als Mittel zu einem anderweitigen Zweck, den er dadurch erreichen will, zu einer anderweitigen Aeusserung der geistigen Thätigkeit, sondern er findet in ihr selbst schon eine, wenn auch immer nur mittelbare Aeusserung des geistigen Lebens. Dieß ist eines der zartesten Geheimnisse der Lebensweisheit, welches leicht durch Mißverständniß und Mißbrauch entweihet werden kann, wobey wir uns daher der höchsten Klarheit befleißigen müssen.

Es gibt kalt berechnende Menschen, welche keinen Schritt thun, ohne ihn genau nach dem vorgesetzten Ziele abgemessen zu haben, und die sich daher auch

keinen Genuß und kein Vergnügen erlauben, als nur nach einer streng abgemessenen Lebensordnung; die Alles nur wie Arzney genießen, die aber eben darum nie etwas eigentlich genießen, weil sie durch den streng berechnenden Verstand die Lust stören. Sie sind wie streng erzogene Kinder, die man nie sich selbst überläßt, hinter denen, selbst in ihren Spielen, stets der strenge, mürrische Aufseher mit aufgehobenem Finger warnend steht. Solche pedantisch sittliche Menschen verfehlen schon in dem sich erlaubten Genusse den damit beabsichtigten Zweck der Abspannung und Erholung, weil der streng abgemessene Genuß kein Genuß ist, und nicht die Wirkung der Erholung und Erfrischung hat. Wir werden zeigen, daß der Weise mäßig und besonnen im Genuß ist; aber er ist nicht pedantisch. Wir werden auch zeigen, daß er nicht, wie die Genußsüchtigen, welche sich leidend an das sinnliche Vergnügen hingeben, den Geist in den Genuß versenkt und nicht die Freyheit desselben aufgibt. Aber er genießt mit fröhlicher Anerkennung des Genusses, und nimmt die sinnliche Freude in sein Bewußtseyn auf. Er schätzt sie nicht bloß deßwegen, weil er sich dabey erholt, und zum Geschäfte Kraft sammelt, so wie man das Thier füttert, damit es dann arbeiten könne; sondern er findet schon im Augenblicke des Genusses einen Zweck dadurch erreicht. Der Genuß selbst ist ihm nicht Zweck, sondern bleibt ihm stets Mittel, aber dieses Mittel führt schon im Gebrauche zum Zwecke, welcher innig damit verbunden ist.

Die organische Lebenskraft, welche sich in der Fülle des sinnlichen Lebens entfaltet, ist offenbar eine Aeusserung des Geistes selbst, in welcher er auf eine wunder-

bare Weise mit dem Körper verknüpft ist. Denn wo sollen wir den Sitz derselben anders suchen, als in unserm Geiste? Geist ist Leben, und seine Erscheinung ist die körperliche, mithin gehört ihm auch das körperliche Leben an. Wenn nun das organische Leben sich kräftig und gesund entwickelt, so erscheint darin die Kraft des Geistes siegreich über den Stoff und selbstständig, während er in der Krankheit demselben gewissermaßen unterliegt. Der Körper ist gleichsam das Gebiet des Geistes, in welchem er zunächst herrschen, von wo aus er seine Herrschaft weiter ausdehnen soll. Wenn er nun in seinem nächsten Gebiete nicht herrscht, so unterliegt er immer wenigstens äusserlich. Der Anblick des organischen Lebens in Gesundheit und Kraft gibt uns das Gefühl der Selbstständigkeit, wie der Anblick einer muthigen That oder überhaupt die Aeusserung eines kräftigen Geistes. Wodurch gefällt und befriedigt uns das Gemälde eines muthigen Rosses, eines behaglich ruhenden Stieres oder Löwen? Es ist die siegreiche Lebenskraft der organischen Natur, welche wir auch in uns als eine Aeusserung des selbstthätigen Geistes empfinden. Wie die Gesundheit des Leibes, so ist noch mehr der Frohsinn, der frische Lebensmuth, eine Aeusserung der geistigen Lebenskraft, während dieselbe in der Traurigkeit und im Trübsinn niedergedrückt erscheint. Die Krankheit, den Schmerz kann der Geist überwinden, und dabey seine Selbstständigkeit behaupten; aber das Leiden der inneren Sinnlichkeit berührt ihn näher, seine Selbstständigkeit leidet mehr dabey. Darum schätzt der Weise die gesunde, frische Lebenskraft, die Heiterkeit der Stimmung, die Freude der Lebenslust, aber

nicht mit träger Genußsucht, in welcher der Geist sich verliert, sondern mit dem freyen Bewußtseyn des über dem körperlichen Stoffe stehenden Geistes. Es ist die Werthschätzung des Lebens, dessen Quelle er in seinem heiligen Innern findet, was dem frohen Lebensgenusse für ihn den Werth gibt. Eben darum aber ist der Weise in der Lebensfreude nicht selbstsüchtig. Es ist nicht die enge, dumpfe Beziehung des Genusses auf sein Ich, in welcher er die Sinnenlust sucht, sondern es ist die Freude am Leben, dessen Aeusserung und Entwickelung er auch in der sinnlichen Natur schätzt; es ist die reine, liebevolle Theilnahme am Lebensganzen, was ihn im Genusse, wie im Handeln, beseelt.

Freylich für den Rohen ist diese Lehre nicht; er bedarf des Zaumes und Gebisses, weil er sich selbst nicht mäßigen kann, und der Freyheit unwürdig ist. In Rücksicht auf solche finden es auch Viele nicht rathsam, die Lehre der Freyheit zu verkündigen, und aus dieser Furcht vor der rohen Gewalt der Sinnlichkeit stammt jene falsche Ansicht, daß die sinnliche Lust an sich schon sündhaft sey, und daß man sich selbst und Andern strenge Fesseln anlegen müsse. Aber wir können nicht anders lehren, als das Evangelium lehrt, welches die Pflege des Leibes erlaubt, ja gebietet, und nur Mäßigung dabey empfiehlt. Wir wollen freye Verständigung über uns selbst und das Leben, wir wollen die Lehre der Weisheit vernehmen, und können daher nichts verhehlen und verschleiern, was etwa der Rohe mißdeuten könnte.

Aber wie erheben wir uns zu diesem freyen, von Selbstsucht reinen, frommen Gefühl im Genusse der

Lebensluft? Was bewahrt uns vor der Herrschaft der Begierde und der sinnlichen Befangenheit im Genusse? Nichts, als eben jenes reine, hohe Selbstgefühl, jenes Gefühl unserer Menschenwürde. Wer sein reines Selbst gefunden hat, der hat auch den hohen Standpunkt gewonnen, von welchem aus er das ganze Leben in seinen wahren Verhältnissen erblickt, wo er über jeder Beschränkung erhaben steht. Aber eine Uebung gehört allerdings dazu, in der sinnlichen Freude des Lebens das rechte, des Menschen würdige Gefühl zu behaupten; und dazu ist das beste Mittel die Kunst und Dichtung. Ich meine die wahre Kunst und Dichtung, welche nicht mit ihren Schöpfungen der unreinen, lüsternen Einbildungskraft dient, sondern mit reiner Begeisterung in Allem, was sie darstellt, die Schönheit und Herrlichkeit des Lebens, die wunderbare Schöpfungskraft der Natur, die Freyheit und Hohheit des menschlichen Geistes darstellt. Die Kunst hat das Eigene, daß sie auch unbedeutende, alltägliche Gegenstände, die man im Leben gar nicht bemerken würde, bedeutend und anziehend macht; und zwar leistet sie dieses nur dadurch, daß sie solche Dinge der Betrachtung näher bringt, indem sie dieselben aus der gemeinen Wirklichkeit heraushebt. Eine unbedeutende Landschaft mit einem Hirtenknaben und einigen Schafen oder Stieren, ein Bauernhaus mit einigen alltäglichen Gruppen kann, lebendig und sinnreich dargestellt, den geschmackvollen Betrachter ungemein erfreuen, und ein Sinnbild der Zufriedenheit und des Frohsinnes werden; diese Bedeutung aber findet nur der empfängliche Kunstsinn. Wer sich diesen zu eigen gemacht hat, der findet überall die Segens-Spuren der

schöpferischen, Freude spendenden Natur. Der wilde Rosenstrauch in der Wüste mit seinen einfachen Blüthen kann den sinnigen Beobachter in dieser Umgebung eben so erfreuen, als die prangende Centifolie im üppigen Garten. Ein einfaches Vergnügen im rechten Sinne genossen, hat für das fröhliche, fromme Herz mehr Bedeutung, als ein rauschendes Fest, wobey die Ruhe und Fröhlichkeit fehlt. Und wer einmal den rechten Standpunkt für die Lebensansicht gefunden hat, der wird auch nicht eigensinnig dieses oder jenes begehren und lieben, sondern alles, was ihm die Natur und das Leben bietet, mit Freuden aufnehmen; er wird die Blumen pflücken, wie sie am Wege blühen, nicht mit hartnäckiger Vorliebe tausende zertreten, um eine zu finden, die ihm vorzüglich gefällt; denn in allen zeigt sich die schöpferische Kraft der Natur, und diejenige, der sie den Farbenschmelz versagt hat, erfreut vielleicht am meisten mit dem lieblichen Geruche.

Aber der Weise ist mehr Freudenspender für Andere, als daß er selbst viel genösse. Wenn er die Lebenslust nicht verschmäht, die sich ihm bietet, so ist es nur die Freude am menschlichen Leben überhaupt, nicht die selbstsüchtige Liebe für sein Ich, was ihm das Herz dafür öffnet; und darum genießt er nie gern allein, sondern in Gemeinschaft. Der Selbstsüchtige schwelgt im Ueberflusse, während er den Armen neben sich darben sieht, ja, er genießt vielleicht gar die Früchte, welche Andere im Schweiß ihres Angesichts geerntet und mit ihren Thränen benetzt haben. Der Weise mag auch nicht die kleinste Freude ohne Mittheilung genießen. Wie der Liebende alles, was ihn erfreut, mit

der Geliebten theilen möchte; wie die Mutter nur dann des Vergnügens froh wird, wenn sie ihre Kinder um sich versammelt sieht: so ist der Weise dann am frohesten, wenn er Menschen um sich her fröhlich sieht. Der Untergang der Sonne ist schön, am schönsten aber doch, wenn er sich im Auge des gefühlvollen Beobachters spiegelt. Der Weise heftet den sinnvollen Blick auf das große Naturschauspiel; aber dann wendet er es nach dem Auge des neben ihm stehenden Mitbetrachters, und fühlt sich doppelt erhoben, wenn er es vor Freude und Bewunderung glänzen sieht. So würzt und verdoppelt und veredelt sich ihm jedes Vergnügen durch die menschliche Theilnahme. Er selbst bedarf wenig, und ist zufrieden mit dem, was ihm das Schicksal spendet; aber an andere froh Genießende schließt er sich gern an. Er kennt und übt den großen Spruch: Seyd fröhlich mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden. O könnte er nur an aller Freude Theil nehmen, welche auf dieser weiten Erde genossen wird! könnte er die ganze Menschheit an sein großes Herz drücken, und Pulsschlag an Pulsschlag die allgemeine Lust des Daseyns fühlen! könnte er, wie ein Genius, über der Erde schweben, und des überall verbreiteten Glückes Zeuge seyn! — Auch den Traurigen leiht er willig seine Theilnahme, und vergießt gern die Thräne des Mitgefühls; denn nichts Menschliches ist ihm fremd. Er flieht nicht das Haus der Trauer, wo die Thränen der Eltern um den verblichenen Liebling fließen, wo die unerzogenen Waisen um den Sarg des Vaters und Versorgers jammern. Er geht nicht theilnahmlos an dem Hause vorüber, das vorher der Wohnsitz des Glückes und der

Freude gewesen und nun durch einen verhängnißvollen Zufall verstört und verödet ist. Die Glücklichen sind seine Brüder, aber noch mehr die Unglücklichen, die seines Trostes und Beystandes bedürfen. Die Menschen sind ihm werth, ob sie trauern oder fröhlich sind. Aber er möchte, daß Alle fröhlich wären, daß das Füllhorn des Segens und Glückes sich über Alle ausgösse, und das menschliche Leben im Sonnenglanze der Freude strahlte. Er kennt die heilende Kraft des Unglücks, und grollt nicht mit dem Schicksal, wenn es stürmende Wolken über die Erde führt, welche sich mit zerstörendem Hagel und Blitz entladen; denn der schwache Mensch wird im Glücke leicht übermüthig und unmäßig, und vergißt seiner höheren Bestimmung: alsdann rüttelt ihn das Unglück aus dem Sinnentaumel, und weckt den entschlummerten Geist. Der Weise erkennt auch wohl, daß sich das menschliche Leben nur im Wechsel von Lust und Schmerz vollkommen entwickeln kann, und daß der Muth, die Standhaftigkeit, die Selbstverleugnung und alle höhern Tugenden sich nur im Unglück und Kampfe beweisen können. Aber es der allmächtigen Weisheit und Güte überlassend, zu strafen und zu züchtigen, möchte er, so viel an ihm ist, alle seine Mitmenschen glücklich machen. Keine Blume kann er verschmachten sehen, ohne daß er ihr, wo möglich, Erquickung bringt; den Wurm, den sein Fuß zu zertreten droht, schiebt er mitleidig bey Seite: wie viel weniger kann er Menschen leiden sehen! O hätte er nur tausend Hände und Arme, um bald da, bald dort die Gabe der Nothdurft zu reichen, bald da, bald dort hin Hülfe und Unterstützung zu bringen! Hinge es von ihm ab und von seinem fühlen-

den, theilnehmenden Herzen, so gäbe es nirgends hungrige Kinder, welche den verzweifelnden Vater vergebens um Brod bitten; nirgends äße ein Kummer- und Sorgenvoller sein trockenes Brod mit Thränen befeuchtet; nirgends schmachtete ein Kranker auf dem harten Lager, und seufzete vergeblich nach Hülfe und Erquickung; kein unschuldiger Gefangener vertrauerte in den Ketten sein Leben. Könnte er, so brächte er überallhin Hülfe, Rettung, oder doch Linderung und Trost. Jede Thräne möchte er trocknen, jede Sehnsucht stillen, jede Sorge heben. — Eine Mutter trauert um den Sohn, den ein feindseliges Schicksal in der Ferne zurückhält, daß er nicht zurückkehren und ihr, welcher er sein Leben und die Pflege seiner Kindheit verdankt, die Tage des Alters erleichtern und versüßen kann. O hätte der Menschenfreund Flügel, er eilte hin, und brächte den ersehnten Liebling im Triumphe, und legte ihn an das schmachtende Mutterherz! — Eine Mutter mit ihren Kindern wartet auf den Vater, der von einer langen Reise zurückkehren soll. Er bringt den Gewinn mühseliger Arbeit mit, wodurch dem Mangel der Familie abgeholfen werden soll. Der Abend ist da, aber er kommt nicht; die Nacht vergeht unter bangen Sorgen, und er kommt nicht. Räuber haben ihn überfallen, beraubt und halb todt im Walde liegen lassen. Schnelle Hülfe könnte ihn retten, er könnte seiner Familie wieder geschenkt werden. Welch ein Glück, ihn zu finden, welch eine Wonne, den von seinen Wunden Geheilten zu den trauernden Seinen zurück zu bringen, ihm den geringen Verlust mit Gewinn zu erstatten, und so in die Hütte des Jammers

und der Noth die Freude und das Glück einzuführen! Groß wäre die Wonne der liebenden Gatten und Kinder; aber größer die Freude des Menschenfreundes in der Theilnahme an der fremden Freude, im Anblick des wiederhergestellten häuslichen Glückes einer wackern Familie; seine Freude wäre die rein menschliche, welche aus der Liebe zur ganzen Menschheit und aus dem Mitgefühl ihres Wohles und Wehes entspringt. — Ein tugendhaftes Mädchen ist von einem tugendhaften Jüngling geliebt, und beide möchten sich mit einander verbinden; aber ihre Armuth legt ihnen ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg, und sie vertrauern in hoffnungsloser Sehnsucht ihre jungen Tage. O wüßte es der Weise, er nähme alles, was er hat, und eilte hin, und machte die Liebenden glücklich! Und wenn nun die Myrthe sich in das Haar der Braut schlänge, und der Jüngling sie nähme und an den Altar führte: wie würde der Wohlthäter sich freuen! Der Bräutigam wäre glücklich im Besitz der lang ersehnten Braut, aber der Weise fühlte die tiefere, reinere Freude des Mitgefühls; in dem glücklichen Paar sähe er das Bild der glücklichen Menschheit im Vollgenusse der Jugend und Liebe. —

So gewinnt für den Weisen, der sich von den Banden der Selbstsucht frey gemacht und das Gefühl der reinen Menschheit gewonnen hat, auch das sinnliche Leben und alles, was zum äussern Glücke des Menschen gehört, eine höhere Bedeutung; und wie wenig ihm selbst von irdischem Genuß zugetheilt seyn mag, er lebt doch, auch als sinnlicher Mensch, mehr, als der Genuß- und Eigensüchtige, und unser Grundsatz des Lebens

bewährt sich auch hier. In dem ganz gleichen Genusse fühlt der Weise sein Leben tiefer und umfassender, als der sinnlich befangene Mensch; dieser lebt im Genusse nur als Thier, jener fühlt sich darin als Mensch, als Geist. Jener schließt nur den Gegenstand der Begierden an sein Herz, dieser fühlt die Lebensregung und Lebenslust der ganzen Natur in der einzelnen Lust, die er genießt, und sein Einzelleben erweitert sich zum Allleben. Jener genießt nur einsam, oder fühlt doch mit Selbstsucht die Freude des Genusses nur in Beziehung auf sich allein; dieser genießt Alles nur in der Mittheilung und darin unendlich vervielfacht, und seine höchste Lebensfreude ist, Andern Freude zu machen, sein höchstes Glück, Andere zu beglücken. Wie viel aber auch der Genußsüchtige Lust und Freude um sich her häufen möge, nie erreicht er doch die Freudenfülle desjenigen, der überall froh ist, wo Andere froh sind, der jede reine menschliche Lust mitgenießt, dem die ganze Erde ein Garten der Lust ist, dem das ganze menschliche Leben angehört, und der in jeden Jubel, in jede frohe Dankfagung, die gen Himmel steigt, mit heiterm Herzen einstimmt.

Vierzehente Vorlesung.

Fortgesetzte Entwickelung der Lebensansicht des Weisen: die reine Liebe im Streben nach eigener Vollkommenheit und in der Schätzung der fremden.

Wir sahen zuletzt, wie das reine, von aller Selbstsucht geläuterte Gefühl des Lebens, das Bewußtseyn der Menschheit, die allgemeine Liebe dessen, was der Menschheit angehört, deren Würde und Herrlichkeit erhöht, deren irdische Erscheinung veredelt und vervollkommnet, den Weisen durch das sinnliche Leben und dessen Freudenfülle unbefleckt hindurch führt, ohne daß er sich mürrisch und finster zurückzieht und durch diese Zurückgezogenheit Andere im unschuldigen Lebensgenusse stört, indem er vielmehr durch seine Theilnahme Andere erfreut, und wo er es vermag, Freude und Glück verbreitet. Hat er aber im sinnlichen Leben der Menschheit den Lichtpunkt des wahren Lebens gefunden: wie vielmehr wird ihm das ganze übrige menschliche Leben und Streben, das der geistigen Mitte des innern Lebens näher steht, vom höheren Lichte verklärt seyn! In den Bestrebungen für die Vollkommenheit und Ausbildung tritt ihm die reine Menschlichkeit, weniger

in Erdenstoff verhüllt, entgegen. Wie er im sinnlichen Leben, in welchem doch die selbstsüchtige Befangenheit am meisten waltet, nicht sich, sondern die Menschheit sucht: so will er auch in der Vollkommenheit nicht sein Ich verherrlicht sehen, sondern das Leben der Menschheit; er will nicht sich selbst dienen, sondern seinen Brüdern.

Leider ist das Streben nach Vollkommenheit bey den meisten Menschen nicht frey von Selbstsucht, ja, Manchen ist die selbstsüchtige Eitelkeit mehr, als die reine Liebe zur Vollkommenheit, Triebfeder ihrer Bestrebungen. Dadurch aber wird die Kraft derselben geknickt, und sie verfehlen des wahren Zieles. Nur wer aus reiner Liebe, aus reinem Eifer, die Menschheit in sich und Andern zu verherrlichen, die Bahn des Wettlaufes zum Ziele der Vollkommenheit betritt, wird den Kranz des Sieges davon tragen.

Welche Bedeutung und welchen Werth die menschliche Vollkommenheit für den Weisen habe und in welchem Zusammenhange sie ihm mit dem innern Wesen des Geistes erscheine: dieses haben wir schon im Allgemeinen gezeigt, indem wir Alles, was die Triebe des Menschen fodern, Alles, was ihm Werth hat und Zweck wird, in den Grundsatz des Lebens vereinigten.

In der Gesundheit und Fülle des sinnlichen Lebens sieht der Weise die Erscheinung des Menschengeistes, wie dieser mit seiner Lebenskraft den irdischen Stoff überwindet und desselben Meister wird: darum hat die frohe Lebenslust für ihn einen Werth; er schätzt sie um des Geistes willen, der sich darin kund thut, er findet in ihr einen grünenden Zweig des allgemeinen menschlichen

Lebens. Dasselbe, und in einem höheren Grade, gilt ihm die Vollkommenheit des Menschen: in ihr erscheint der Geist mit seiner gestaltenden Kraft und Thätigkeit noch freyer und reiner; sein äusseres Leben entwickelt sich darin reicher und voller. Alle Vollkommenheit und Bildung besteht in dem Hervortreten des Geistes, in seiner Herrschaft über die Aussenwelt. Was wir als Vorzug, Vervollkommnung und Zierde des menschlichen Lebens schätzen, ist ein Werk des schaffenden, bildenden Geistes, ein Abdruck seines innern Lebens, ein Sproß und eine Blüthe seiner Kraft und Fülle: mithin ist es eine Entwickelung und Erweiterung des allgemeinen menschlichen Lebens, dessen Mitte und Tiefe innerlich im Geiste liegt. Aber so wie nur durch das wahre geistige Selbstgefühl und das Bewußtseyn der Menschenwürde, welches über die Selbstsucht emporhebt, der Genuß des sinnlichen Lebens in das wahre, reine Leben des Menschen eingeht: so wird auch das Streben nach Vollkommenheit nur durch die reine, von selbstischer Beziehung freye Liebe als ein Theil des reinen Lebens gelten können. Uns liegt nun ob, um die Lebensansicht des Weisen weiter zu entwickeln, daß wir zeigen, in welchem Sinne er das Streben nach Vollkommenheit nach den verschiedenen Richtungen hin betrachtet, in Andern schätzt und befördert, und in sich selbst bethätigt.

Dem sinnlichen Leben steht am nächsten die körperliche Vollkommenheit, welche als eine Erweiterung und Entwickelung der Gesundheit zu betrachten ist. Die Vollkommenheit des Körpers besteht erstens in der Tüchtigkeit, zweytens in der Schönheit.

Tüchtig ist der Körper, wenn er zum Dienste des Geistes nach den verschiedenen Zwecken, welche derselbe erreichen will, geschickt ist, wenn er im Allgemeinen kräftig, der Anstrengung fähig und darin ausdauernd, gewandt und leicht beweglich ist, und wenn er zu gewissen besondern Verrichtungen und Dienstleistungen taugt; wenn jedes einzelne Sinneswerkzeug und Glied die von der Natur vorgeschriebene Bestimmung erfüllt, und den im Leben vorkommenden Bedürfnissen genug thut. Diese Tüchtigkeit ist vorzüglich ein Werk der Bildung und Uebung; die Sinne sind Naturgabe, und können nur gestärkt und verfeinert werden: zu andern Verrichtungen hingegen gibt die Natur die bloße Anlage, welche mit Fleiß und Verstand ausgebildet werden muß.

Der Weise wird nun zuvörderst aus Klugheit für die Ausbildung seines Körpers sorgen, weil er in dessen Tüchtigkeit einen großen Theil der Mittel seines Handelns sieht, und den Kreis seiner Wirksamkeit dadurch erweitert wird. Aber, abgesehen von der wirklichen Anwendung, hat schon der Besitz körperlicher Fertigkeiten an sich und das Vermögen, dadurch zu wirken, für ihn einen hohen Werth: er fühlt dadurch sein geistiges Leben gehoben und erweitert, und ist sich einer größern Herrschaft über die Natur bewußt. — Ein Kind, das am Ufer des Stromes spielte, ist hinabgeglitten, und von den Wellen fortgerissen worden. Hülfe rufend, die Hände ringend steht die Mutter am Ufer. Der Nachbar eilt herbey, und möchte helfen; aber er kann nicht, weil er nicht schwimmen kann. Wie fühlt er sich durch dieses Unvermögen gebeugt, wie bereut er es, sich diese Fertigkeit nicht verschafft zu haben! Da stürzt

ein Jüngling herbey, wirft sich in die Fluth, rettet das Kind, und legt es in den Schooß der Mutter. Es ist leblos, aber nach kurzer Zeit rufen es die angewandten Mittel ins Leben zurück. Welche Freude für die Mutter, wie lohnt ihr dankbarer Blick, ihre Freudenthräne dem muthigen Jüngling! Wahrlich für eine solche That schon allein ist es werth zu leben! Aber selbst schon der Besitz der Kraft und Fertigkeit, das wilde Element, welches alles Schwere verschlingt, zu zwingen, daß es den Körper trage, erhöht das Selbstgefühl des Menschen, und erweitert den Kreis seines Lebens. Käme er oder ein Anderer in Gefahr, so hat er nichts zu fürchten; die Wogen müssen seinen kräftigen Gliedern gehorchen.

Dieses stolze Selbstgefühl aber, welches die körperliche Kraft und Fertigkeit einflößt, ist im Gemüthe des Weisen von aller Selbstsucht frey; es ist nicht sein Ich, das er dadurch verherrlicht fühlt, sondern die Menschheit, deren reines Bewußtseyn er in sich trägt: mithin hat er darin erst das wahre, freye Gefühl des Lebens. Sein Leib gilt ihm als ein Glied des großen Leibes der Menschheit, deren Dienst er alles, was er ist und vermag, widmet, in deren Leben er sein Leben fühlt, in deren Vollkommenheit und Herrlichkeit er seine einzige Ehre findet. Eltern verstehen, was es heißt, sich in einem fremden Leben fühlen, und fremdes Wohlseyn, fremde Vollkommenheit, fremde Ehre als die eigene anerkennen. So leben sie in ihren Kindern. Alt vielleicht und kränklich, fühlen sie sich von Jugendkraft durchströmt, beym Anblick ihrer kräftig blühenden Söhne; während der Glanz ihrer Schönheit erbleicht ist, theilen die Mütter den Triumph der Schönheit

ihrer Töchter, und vergessen darüber ihr Alter. Wie aber im ächten Familienleben Eltern und Kinder und Geschwister durch innige Gemeinschaft verbunden sind: so fühlt sich der Weise in der Gemeinschaft mit der ganzen Menschheit, und, was er ist und hat, gehört nur ihr an, und dient nur zu ihrer Verherrlichung.

Darum freut er sich nicht weniger der eigenen körperlichen Kraft und Tüchtigkeit, als der fremden. Mit innigem Vergnügen sieht er den Spielen und Uebungen der Jugend zu; und wer ihn betrachtet, wie er mit Freudeglänzendem Auge an dem Schauspiel hängt, der sollte glauben, er sey der Vater oder wenigstens der Erzieher der muntern Schaar. Ach! er selbst hatte vielleicht nie Kinder, oder ein frühzeitiger Tod hat sie hinweggerafft; aber in dieser Armuth ist er unendlich reich: alle Kinder sind die seinigen. Hätte er nur tausend Arme, um sie alle zu umfassen! könnte er nur allen Pfleger und Erzieher seyn! In der fröhlichen, frischen Jugend sieht er die Hoffnung des Vaterlandes, das Knospenreich des anbrechenden Frühlings. Er sieht die Tänze der jungen Mädchen, und freut sich ihrer gesunden Jugendkraft, denn er erblickt in ihnen die künftigen gesunden, starken Mütter gesunder Kinder. Er sieht die kriegerischen Spiele der Jünglinge mit dem Gedanken an die Siege, welche sie einst dem Vaterlande erkämpfen werden. Er verjüngt sich beym Anblicke der Jugend, und fühlt das Leben der Menschheit vervielfacht in sich in der Verknüpfung der jugendlichen Kraft mit der Reife des Alters. Schmerzlich empfindet er den Mangel eines solchen Zusammenlebens des Alters mit der Jugend, wo es keine öffentlichen Uebungsspiele

und keine Jugendfeste gibt. Glücklich waren die Griechen, welche ihre Gymnasien und ihre Volksspiele hatten! Wie mußte dem Freunde der Jugend das Herz schlagen, wenn er die gewandten Ringer, die schnellen Läufer, die rüstigen Wagenlenker und Roßebändiger sah! welch eine schöne Aussicht in die Zukunft eröffnete sich dem Vaterlandsfreunde, wenn diese Fülle jugendlicher Kräfte sich vor seinen Augen entwickelte! Auch bey uns war es einst besser, und zur Zeit des Conciliums waren die öffentlichen Plätze Basels von fröhlichen Jugendspielen belebt. O wer macht, daß sich unsere Jugend wieder versammelt, damit sich des alternde Herz an ihr erquicke, der Beyfall der Väter ihren Eifer erwecke, das Volk sich eins fühle, und frische Thätigkeit und frohe Theilnahme in Einen Strom des Lebens zusammen fließe, welcher Alle emporhebe! In einer Volksgesammtheit spiegelt sich die ganze Menschheit, und das Gemeingefühl des Volkslebens ist zum menschlichen Gesammtgefühl, welches der Weise sucht, eine nähere Stufe, als das enge, dürftige Selbstgefühl. Die Menschheit ist die höchste Liebe des Weisen, ihre Erscheinung sucht er in jeder menschlichen Erscheinung, ihren Abglanz in jeder Blüthe der Vollkommenheit; im Allleben der Menschheit findet er sein eigenes Leben.

Schönheit des Leibes ist eine Gabe der Natur, welche man sich nicht erwerben, sondern nur erhöhen kann. Sie wird oft durch selbstsüchtige Eitelkeit entweiht, indem diejenigen, welche sie besitzen, darin einen Vorzug ihrer selbst finden, sich darauf etwas einbilden, und deßwegen es versäumen, sich andere, gehaltvollere innere Vorzüge durch Selbstbildung zu verschaffen. Der Besitzer körperlicher Schönheit darf eigentlich von sich selbst nicht

wissen, daß er sie besitzt; denn auf sein Aeusseres soll er nicht so viel Aufmerksamkeit haben, als dazu gehört, sich selbst schön zu finden; auch hat niemand einen rechten Maßstab, wonach er seine eigene Gestalt beurtheilen kann. Die Schönheit verliert durch den Ausdruck der eiteln Eingebildetheit, und wird dagegen durch Unbewußtheit und Unbefangenheit erhöht: schon insofern kann man behaupten, daß alle wahre Schönheit unbewußt ist; denn ist sie es nicht, so ist sie keine wahre Schönheit. Aber wenn es den Schönen von Andern gesagt wird, daß sie schön sind, wenn sie täglich die Macht ihrer Reize erfahren, indem sie Aller Blicke auf sich ziehen, und Aller Herzen gewinnen: so sollen sie dieses Glück nicht als ein Verdienst, nicht als ein ihnen gehörendes Eigenthum, sondern als eine an ihnen hervortretende Erscheinung der Menschheit und sich nicht als die eigenmächtigen Besitzer, sondern als die Träger einer ihnen verliehenen Gabe betrachten, deren Werth sie mit demüthiger Selbstverleugnung nur in Beziehung auf die Menschheit, nicht in Beziehung auf sich selbst, anzuerkennen haben. Das geringste Nachdenken zeigt, daß wir die Schönheit ohne unser Zuthun empfangen, und daß wir sie nicht einmal unsern Eltern verdanken, weil selbst schöne Eltern bisweilen häßliche Kinder haben, sondern daß wir sie allein der Schöpferkraft, wie unser ganzes Daseyn, schuldig sind, deren Verherrlichung wir dankbar in uns anerkennen sollen.

Der Weise schätzt die Schönheit als eine Darstellung des in sich nach Freyheit, Ebenmaß und Einklang strebenden Menschengeistes, als ein Zeichen und Sinnbild der innern Schönheit; er schäzt sie aber mehr in Andern, als an sich, denn er lebt mehr in Andern, als in sich.

Wo ihm eine schöne Menschengestalt begegnet, betrachtet er sie mit Wohlgefallen. Sein reines Gemüth weiß nichts von Neid: warum sollte er an Andern beneiden, was sie zur Ehre der Menschheit tragen? Die Schönheit ist ihm kein Gegenstand unreiner Begierden: ohnehin ist er deren unfähig, und er sucht beym Anblick der Schönheit nichts für sich, als die reine Freude über das, was die Menschheit ziert und verherrlicht. Er ist nicht, wie der Selbstsüchtige, der an nichts Wohlgefallen findet, ohne es für sich zu begehren, und an demjenigen kein Wohlgefallen findet, was er nicht begehrt. Wie könnte auch der Freund und Bewunderer alles Schönen so unersättlich seyn? Kann doch der Blumenfreund nicht alle Blumen pflücken, die ihm gefallen, und der Freund landschaftlicher Schönheit kann die schönen Thäler und Berge bloß mit dem kunstgeübten Blicke des Auges genießen. Die Schönheit des Menschen, wie der Natur und Kunst, hat, wenn sie mit reinem Sinne betrachtet wird, eine durchaus befriedigende Kraft; sie gilt durch sich selbst, und gefällt um ihrer selbst willen; sie ist für das Auge und den innern Sinn der Schönheit da, nicht aber für die Begierde, welcher sie bloß als Reiz gilt; sie ist mehr als Reiz, sie ist Sinnbild der Vollendung. Freylich ist dieser reine Sinn der Betrachtung nur demjenigen eigen, der sich über die enge, begehrliche Selbstsucht zum reinen Gefühl der Menschheit erhoben hat, und des geistigen Bewußtseyns mächtig geworden ist. Aber zugleich ist klar, wie ein solcher in einem höheren Kreise des Lebens steht, und mehr lebt, als wer für die Schönheit unempfänglich ist, oder in ihr nur den Gegenstand der Eitelkeit und Begierde findet. In der Schönheit spiegelt sich die Freyheit und der Ein-

klang des Lebens, welches mit seiner innern Kraft siegreich und bildend in den körperlichen Stoff eingegangen ist: wer nun an ihr durch reine Betrachtung Theil nimmt, nimmt an dieser Freyheit und diesem Einklang selbst mit Theil, und die äußere Erscheinung der Schönheit erhöhet die Schönheit seines innern Lebens. Der Weise nimmt in sein großes, reines Herz alle Strahlen der Schönheit auf, welche sich aus dem verborgenen Urquell des Lebens über die Menschheit ergießen; er begehrt nichts für sich, nnd doch ist alles sein; keine unreine Begierde heftet ihn auf den Einen Gegenstand, und verschließt ihn für die unendliche Fülle, welche die Natur verschwenderisch vor ihm ausbreitet. O wie reich ist er in seiner Uneigennützigkeit, wie schwelgt er in der Fülle der Alliebe, wie fühlt er sich selig im Gefühl der Herrlichkeitl, in welcher die Menschheit prangt! Und was ihm die Erfahrung von schönen Gestalten vorführt, es ist doch nur der Abglanz des hohen Urbildes der Menschheit, das er im Geiste trägt. Nach dieser verhüllten Sonne der Schönheit ist seine Sehnsucht gerichtet, das ist der Gegenstand seiner reinsten Liebe: nie erscheint sie ihm, und doch ist sie und lebt sie, denn alles Schöne, was ihm erscheint, ist ein Zeugniß ihres Seyns.

Wenn der Weise die körperliche Vollkommenheit in einer so hohen Beziehung faßt: wie viel mehr die geistige Vollkommenheit, in welcher sich das Leben der Menschheit freyer und reiner entfaltet. Die geistigen Kräfte und Anlagen, welche ihm der Schöpfer verliehen, betrachtet er als ein ihm anvertrautes Gut der Menschheit, das er zu ihrem Gewinn verwalten soll; sie gehören nicht ihm selbst an, sondern dem allgemeinen

menschlichen Leben, dem er selbst angehört, zunächst den Kreisen der Liebe, in die ihn das Schicksal gestellt, der Familie, der Gemeinde, dem Vaterlande, und durch diese der Menschheit. Den menschlichen Geist in sich zur reichen, kräftigen, ebenmäßigen, fruchtbaren Entwickelung zu bringen, ein würdiges Abbild der Menschheit in sich darzustellen, ein wirksames Glied an ihrem geistigen Leibe zu seyn: das ist das Ziel seines Strebens.

Die bildende Thätigkeit des Menschen, das Streben nach Vollkommenheit, hat eine doppelte Richtung: die eine ist die der Selbstbildung, die andere die der Förderung der allgemeinen Bildung. Beyde bedingen sich gegenseitig; nur wer sich der Selbstbildung befleißigt, kann mit fördernder Thätigkeit für die Vollkommenheit des Gesammtlebens wirken; und nur wer an diesem mit thätigem Eifer Theil nimmt, kann das Werk der Selbstbildung mit glücklichem Erfolg betreiben. Der Ungebildete, Einseitige wird in der Stelle, die er im bürgerlichen Leben einnimmt, nicht eine solche Thätigkeit entfalten, nicht eine solche fruchtbare Wirksamkeit ausüben, wie derjenige, welcher in sich selbst die Fülle der Vollkommenheit trägt, und sie daher auch ausser sich darstellen kann; welcher in sich selbst des Lebens bewußt und mächtig geworden ist, und daher weiß, was zur Entfaltung des ganzen menschlichen Lebens gehört und förderlich ist. Die erste Sorge des Weisen ist daher die eigene Ausbildung, mit der er jedoch die Wirksamkeit für das gemeinsame Leben Hand in Hand gehen läßt.

Die über alle Selbstsucht erhabene, reine Liebe des Menschlichen ist die gesunde schöpferische Kraft, durch

welche allein das Werk der Selbstbildung gelingt. Wer nicht die Ehre der Menschheit, sondern seine eigene Ehre sucht, wird das wahre Ziel nicht erreichen. Wer, sein selbst vergessend, sich dem reinen Triebe des Geistes überläßt, wird durch ihn gehoben und gestärkt, und schöpft aus dessen unversiegbarer Quelle eine stets wachsende Kraft; wer aber nur der Selbstsucht dient in seinem Streben, der ist auf seine eigene Kraft zurückgewiesen, welche immer mehr abnimmt, je mehr er sich in sich selbst beschränkt.

Die Ausbildung der Erkenntniß, das wissenschaftliche Bestreben gelingt allein durch die reine Liebe zur Wahrheit und die gänzliche Hingebung an das reine Streben des Geistes. In der Wahrheit findet der Geist sein höchstes Selbstbewußtseyn, wird seines Verhältnisses zu den Dingen inne, und seiner Selbstständigkeit mächtig: mithin sucht er sich selbst, wenn er die Wahrheit sucht, und will sich in sich selbst vollenden, in seinem reinen, innern Wesen. Wer hingegen nur aus Selbstsucht nach Erkenntniß strebt um dieses oder jenes äussern Zweckes willen, wendet den Geist von sich selbst ab, und legt ihm einen fremden Dienst auf: eben darum aber hemmt er auch das Streben, und knickt die Kraft desselben. Das wahre Streben nach der Erkenntniß der Wahrheit erhebt den endlichen Geist zum Bewußtseyn des Ewigen; denn die Wahrheit ist ewig und unwandelbar stets die eine. Diese Richtung auf das Ewige gibt aber dem erkennenden, forschenden Geiste erst die rechte Schwung- und Strebekraft; die Ewigkeit ist seine Heimath, dahin sehnt er sich zurück, und diese Sehnsucht leiht ihm Fittiche. Der Selbstsüchtige hingegen, der nur für den

irdischen Dienst Kenntnisse sucht, fesselt den strebenden Geist an den Boden dieser Erde, und kann darum nie zur Wahrheit gelangen. Nur Erdgebornen, wie dem Riesen Antäus, verleiht die Berührung der Erde neue Kraft; der Geist aber, der Himmelsgeborne, verliert an ihr die seinige.

Mit jener Sehnsucht nach der ewigen Wahrheit betreibt der Weise jede Forschung, und pflegt jeden Zweig der Wissenschaften. In der Natur sucht er in das Geheimniß des Lebens einzudringen, und ahnend den Punkt zu berühren, wo sich Geist und Körper vereinigen, und aus Einer Quelle entspringen. In der Menschenkunde und Selbsterkenntniß des Geistes sucht er durch das Mannichfaltige aller geistigen Erscheinungen und Thätigkeiten hindurch zur Einfachheit und Einheit des innern geistigen Wesens zu gelangen; in diesem lebt er, dessen ist er sich bewußt, das ist der Gegenstand seiner heiligen Achtung und Liebe, und dessen sucht er sich auch mit der Erkenntniß des Verstandes zu bemächtigen. Vorzüglich liebt und pflegt er die Wissenschaften, welche sich mit der Verbesserung und Veredlung des menschlichen Lebens beschäftigen, die Sitten- Rechts- und Staatslehre. Mit dem Gefühl des Herzens, mit der Richtung des Willens, mit der Selbsterkenntniß des Verstandes hat er die wahren Zwecke des Lebens sicher erfaßt, und sich ein Urbild desselben geschaffen, dem er mit aller Kraft des Geistes nachstrebt; aber ihm genügt nur die klarste und umfassendste Erkenntniß über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens. Er würde die Bildung seines Geistes nicht für vollendet halten, wenn er darüber nicht nur sich

selbst vollkommen verständigt hätte, sondern nicht auch im Stande wäre, Andern Rath und Belehrung zu geben. Seine eigene sittliche Ausbildung zu fördern, ist allerdings sein nächster Zweck; aber so wie er in dieser seiner sittlichen Vollkommenheit nicht die Ehre seiner selbst, sondern der Menschheit und des Reiches Gottes sucht: so bemüht er sich, eine umfassende Ansicht vom menschlichen Leben und den Zielen und Wegen der Vervollkommnung desselben zu gewinnen, um mit Rath und That fördernd einzugreifen. Er steht nicht allein, und will nicht allein stehen; nicht bloß in sich selbst will er das Urbild der Menschheit darstellen, was auch nicht in dem Einzelnen, sondern nur im Ganzen des menschlichen Lebens möglich ist. Dafür lebt und wirkt er, dahin ist all sein Sinnen und Streben gerichtet.

Mit dieser Liebe der Menschheit, mit diesem Streben, die Gesetze, Zwecke und Bildungs-Mittel ihres Lebens allseitig zu erkennen, wendet er sich nun auch in die Geschichte, deren Erforschung ihm für die ganze Ausbildung des Geistes von größter Wichtigkeit ist. Er lernt die Sprachen verschiedener Völker, um sich lebendig in den Kreis ihres geistigen Lebens zu versetzen, um mit ihnen zu fühlen und zu denken. Mittelst der Sprache ruft er sich das längst begrabene Leben alter Völker zurück; er vernimmt die erhabenen Laute, welche der königliche Sänger auf Zion in frommer Begeisterung in die Saiten sang; er vernimmt die alte Heldensage des jonischen Sängers, unterredet sich mit den Weisen in den Gärten ihrer Schulen, horcht der Donnerstimme demosthenischer Beredtsamkeit, sitzt als Zuschauer im Theater, und vernimmt die hehren Weisen des Chors.

Es versetzt er sich durch den Zauber der Sprache auf das Forum von Rom, wohnt den Verhandlungen des Volkes bey, und hört die Reden der Consuln und Tribunen. Je mehr sich der Weise die verschiedenen Lebenszustände der Menschen in verschiedenen Zeiten vergegenwärtigen kann, desto vielseitiger und umfassender wird seine Ansicht des Menschenlebens, desto tiefer dringt er in das Wesen desselben ein, denn er weiß wohl, daß es unendlich und unergründlich ist, und daß keine einzelne Erscheinung und Gestalt, selbst nicht eines ganzen Volkslebens, dessen Fülle darstellen kann: und eben so sieht er ein, daß für das gegenwärtige Leben aus den vergangenen Lebensformen und Richtungen mancher Rath und manche Anregung gewonnen werden kann. Das Leben der einzelnen Völker weiß er sich mit liebender Empfänglichkeit und mit selbstthätigem, schaffendem Geiste zu eben so vielen menschlichen Bildern zu gestalten, die er um sich versammelt, mit denen er in geistiger Berührung steht. Das Leben seines eigenen Volkes in sich tragend und dessen Stellvertreter, sieht er die andern Völker als Brüder, als Glieder des großen menschlichen Gemeinwesens, an, und sitzt mit ihnen zu Rathe über das Wohl der Menschheit. Er vernimmt eines jeden Stimme, und leiht den Wünschen eines jeden sein Ohr; er lernt von jedem, aber er wählt das Bessere von Allem, was ihm geboten wird. Die Weltgeschichte stellt ihm die Wechselwirkung der Völker, ihre Zwiste und vereinten Bemühungen dar. In allen Weltbegebenheiten sucht er die Beziehung auf das geistige Leben und die Bildung der Menschheit; der tobende Lerm der Kriege, der Glanz der Eroberer und Sieger zieht nur insofern seine

Aufmerksamkeit auf sich, als dadurch der Bildungsgang der Volker gefördert worden; mit Verachtung wendet er sich von dem üppigen, lasterhaften Uebermuth der Tyrannen, welche die Kräfte der Völker vergeuden, und ihren Fuß auf den Nacken freyer Menschen setzen; mit Liebe sucht er die Weisen auf, welche in lehrreichen Unterredungen mit ihren Schülern den Samen der Wahrheit ausstreuen, oder in der Versammlung der Väter des Volkes weise Rathschläge geben; in ihnen erkennt er die wahren Führer und Fürsten der Völker, die Pfleger der Pflanze der Menschheit im Garten Gottes; mit ihnen knüpft er den vertrautesten Umgang, sie stehen seinem Herzen am nächsten.

Welch eine Fülle des Lebens, welches der denkende forschende, betrachtende Weise in seinem Geiste vereinigt! welch ein umfassender Ueberblick des menschlichen Lebens! welch ein Reichthum von Gedanken, Gefühlen, Bestrebungen, Thaten drängt sich in seinem Gemüth, wie in einem Brennpunkt, zusammen! Alles Licht, welches sich je aus dem ewigen Lichtquell über die Menschheit ergossen, fließt in ihm zusammen, erleuchtet seinen eigenen Geist, und strahlt von ihm wieder aus auf das Gesammtleben seines Volkes und seiner Zeit. Ist es nicht wahr, daß er mehr lebt, als ein Anderer, der nur in sich selbst befangen ist, daß er mehr Tiefe, Umfang und Gehalt des Lebens in sich trägt, daß das Menschenleben in ihm reiner zum Selbstbewußtseyn gekommen ist?

Aber noch ist er nicht der geistigen Lebensnahrung gesättigt. Er fühlt, daß sein Verstand die Fülle des Lebens nicht fassen kann, daß gerade das Schönste und Herrlichste ausser dem Kreise des Wissens steht, und nur

im Dämmerschein des Glaubens, der Kunst und Dichtung geschaut werden kann. Dahin ruft ihn die Sehnsucht des Herzens, welches die Menschheit ganz in sich aufnehmen möchte, das an ein höheres Leben derselben glaubt, als in der Geschichte und Wirklichkeit erschienen ist, und in den Gesetzen der Wissenschaft begriffen werden kann. Ueberall in den Bestrebungen der Völker, in den Forschungen der Weisen entdeckt er ein höheres Ziel, welches nicht klar erscheint, sondern nur dämmert: dieses enthüllt ihm der Glaube und die begeisterte Dichtung und Kunst; von ihnen empfängt er die höchste Vollendung und Weihe. Der Glaube eröffnet ihm die Aussicht in die übersinnliche Welt, und zeigt ihm die Herrlichkeit der Menschheit, in welcher sie am Anfange aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, und zu welcher sie wieder zurückkehren soll. Die Dichtung aber und Kunst führt ihm schöne Bilder des menschlichen Lebens vor, in welchen die Tugenden, Gesinnungen, Bestrebungen und Thaten der Menschen lebendiger, als die Wissenschaft sie fassen kann, und vollkommener, als in der Erfahrung, erscheinen. Kunstwerke und Dichtungen sind dem Weisen nicht bloße Mittel der Unterhaltung, sondern sie dienen ihm zur Erweckung und Läuterung des Gefühls für das Gute und Schöne; sie lehren ihn, was der Mensch in der Vollendung seyn kann, welcher Vollkommenheit er empfänglich ist. Die Dichter stellen die Thaten großer, edler Männer dar, und enthüllen deren inneres, geistiges Leben; oder sie theilen die Gefühle ihres eigenen Herzens mit, und strömen die Fülle ihrer Begeisterung aus. Die Maler und Bildner stellen die Bilder köperlicher Schönheit, als Sinnbilder geistiger

Schönheit und Vollendung, dar. Was das Leben Erhabenes, Großes, Edles kennt, alle Tugenden der Tapferkeit und Geduld, der Großmuth und Gerechtigkeit, der Mäßigung und Herzensreinheit, der Demuth und Hingebung, der frommen, begeisterten Liebe, gibt der Spiegel der Kunst und Dichtung veredelt und verklärt wieder, nicht in gemeiner Wirklichkeit und doch in glaubhafter Wahrheit. Die heiligste Kunst aber, die Musik, erfüllt das Herz mit den Ahnungen eines höheren Wohllauts und Einklangs, und trägt den Geist auf den Schwingen der Töne in das Reich der ewigen Schönheit. So lösen sich dem Weisen alle Räthsel des Lebens, so erfüllt und vollendet sich ihm das Urbild menschlicher Vollkommenheit, so sättigt sich sein Herz mit dem heiligen Feuer der Begeisterung, so schwingt er sich auf zur Höhe der Weltbetrachtung. In ihm selbst ist durch Selbstbildung das menschliche Leben abgeschlossen, so weit es in einem Einzelnen abgeschlossen seyn kann, und es drängt ihn nun, diese Fülle wieder auszuspenden auf das Leben seiner Brüder, wirksam in dasselbe einzugreifen, die Vollkommenheit auch ausser sich verbreitet zu sehen, und hinwiederum davon für die Erhöhung seiner Vollkommenheit Gewinn zu ziehen.

Es wirkt aber der Mensch theils in rein menschlichen Verhältnissen als Bürger, Familienglied, Freund und Genosse des geistigen Verkehrs, theils in den besondern Verhältnissen des Berufs. Der besondere Kreis der Wirksamkeit, welchen der einzelne Mensch im Lebensganzen ausfüllt, nennen wir seinen Beruf, weil er dazu von der Natur und vom Schicksal berufen wird. Ein Jeder hat seine besondern Gaben von der Natur

empfangen, und Jeder wird dadurch und durch die Umstände und Verhältnisse bestimmt, diese oder jene Wirksamkeit zu wählen. Auch der Weise wird irgend einen Beruf ergreifen, den ihm seine Gaben und Verhältnisse anweisen. Die Anlage, der Trieb und die Lust, die er zu irgend einem Geschäft in sich verspürt, betrachtet er, wie alle andern Anlagen, als ein ihm anvertrautes Gut der Menschheit, das er treu zu verwalten hat; und die Verhältnisse, in denen er sich findet, geben ihm den Wink, daß er so und nicht anders wirksam werden soll. Er verachtet keine, auch nicht die geringste Wirksamkeit, und hätte sie auch nur das Ziel, für die sinnlichen Lebensbedürfnisse der Menschen zu sorgen; in jeder findet er eine höhere Bedeutung, und jede übt er in einem höheren Sinne aus.

Ist er dazu angewiesen, das Land zu bauen, und der Erde die Nahrung des Leibes abzugewinnen: so findet er nicht in dem nächsten Ziele der einfachen Beschäftigung, in der Hervorbringung der Feldfrüchte, den Zweck seines Berufs; er erkennt die Beziehung, in welcher derselbe zum Ganzen des menschlichen Lebens steht, daß er nämlich in das große Werk der Befreyung der Menschheit von der Natur eingreift. Der Mensch ist äusserlich freyer, wenn er seine Bedürfnisse zu befriedigen weiß, als wenn er Mangel, Hunger und Blöße leidet. Wenn nun der Landmann nicht nur den Ertrag des Bodens mehrt, sondern auch die Art und Weise, denselben zu bauen, vervollkommnet: so fördert er an seinem Theile das Menschenleben, und ist ein lebendiges Glied desselben; und wenn er diesen Zweck im Auge hat, und in diesem Sinne wirksam ist, so veredelt er seinen unscheinbaren Beruf,

und reiht sich an die Wohlthäter der Menschheit an. Auch die übrigen, den sinnlichen Bedürfnissen der Menschen dienenden Berufsarten, die Handwerke, Gewerbe und den Handel, betrachtet der Weise in dieser edlen Beziehung. Je unedler die Arbeit ist, desto nothwendiger ist sie, desto mehr trägt sie zur Unabhängigkeit der andern Menschen bey; und bey jedem Geschäfte findet ein zum Besten der Menschheit thätiger Geist Veranlassung zu Verbesserungen.

Der Handel nimmt schon eine höhere Stelle ein, und verstattet eine freyere Wirksamkeit; aber kein Beruf wird gewöhnlich mit solcher Befangenheit getrieben, und so mißverstanden und gemißbraucht, als dieser. Selten, daß Einer den Strom des Handels frey zu lenken versteht oder im Stande ist; selten, daß Einer das Gemeinnützige dieses Berufs erkennt, noch seltener daß er ihn in diesem Sinne treibt. Der Handel ist dazu bestimmt, die Hervorbringungen der menschlichen Gewerbsthätigkeit nach den Bedürfnissen zu vertheilen, und dadurch in das allgemeine Getriebe mehr Thätigkeit zu bringen; mittelbar wird dadurch der Verkehr der Menschen auch in andern Hinsichten befördert, und von jeher ist der Handel und in dessen Gefolge das Ansiedelungswesen eines der vorzüglichsten Bildungsmittel gewesen, indem dadurch die Völker mit einander in Berührung gebracht worden sind. Aber dieser letztere wichtigste Nutzen des Handels kommt den Wenigsten zum Bewußtseyn, weil dessen Bewegung im Großen so sehr unwillkürlich, und kaum von einem Volke, geschweige von Einzelnen, absichtlich gelenkt werden kann. In welchem Verhältniß jedoch der Kaufmann stehen mag; einen gewissen Grad

von Freyheit des Geistes muß er behaupten, und sich das Bewußtseyn verschaffen, zum allgemeinen Besten zu wirken. Eine von sittlich politischen Ideen erleuchtete Lehre des Handels gibt es vielleicht noch nicht; aber es muß eine solche möglich seyn, und der Weise betrachtet den Handel allein in diesem Sinne.

Eine Schwierigkeit, die hervorbringende und vertheilende Thätigkeit im Gewerbs- und Handelsverkehr im Sinne der Weisheit auszuüben, liegt darin, daß ein Jeder durch die Natur der Sache angewiesen ist, dabey zugleich seinen eigenen und den gemeinen Nutzen zu suchen, und daß es für beydes keine allgemein bestimmbare Grenze gibt. Für den Weisen ist so viel entschieden, daß er bey einer solchen Berufsart nicht bloß seinen Nutzen sucht: er würde sich erniedrigt fühlen, einen großen Theil seines Lebens nur darauf zu wenden, daß er sich seinen und der Seinigen Unterhalt und ein Vermögen erwerbe. Er ist aber auch nicht so unbillig gegen sich selbst und Andere, um den gemeinen Nutzen als das alleinige Ziel anzusehen, oder den eigenen Gewinn bloß auf das Bedürfniß einzuschränken; er sieht es als nothwendig an, daß Manche darauf ausgehen, sich ein großes Vermögen zu erwerben, und daß es im Gemeinenwesen hie und da große Massen von Reichthum gebe. Er selbst wird die sich darbietende Gelegenheit zum Erwerb des Reichthums nicht verschmähen, nicht aus niedriger Liebe zum Reichthum, sondern weil er darin ein Mittel größerer Wirksamkeit sieht. Welches ist nun das Maß, das der Rücksicht auf den eignen Nutzen ein Ziel setzt, damit die Thätigkeit nicht eigennützig und selbstsüchtig sey? Es liegt allein in der

Gesinnung, und zwar zuerst in der Gerechtigkeit: der Gerechte wird nie um seines Vortheils willen auf den Verkehr und auf die Preise der Dinge so einwirken, daß eine Klasse des Volks dadurch gedrückt und im Lebensgenusse gestört werde; er wird nie dem allgemeinen Umlauf eine Ader unterbinden, damit irgend eine Stockung entstehe, und nie einen Eroberungs- und Unterdrückungskrieg gegen den allgemeinen Wohlstand führen. Hat es aber jemand dahin gebracht, daß er sich selbst freyer bewegen kann, und weniger ängstlich für sich selbst zu sorgen hat; so wird ihn, wenn er edel denkt, die Großmuth des Gemeinsinnes für seine Stadt und sein Vaterland, ja, für die Menschheit, lehren, den allgemeinen Nutzen dem seinigen vorzuziehen, und als Beförderer des Verkehrs im Großen zu wirken, demselben neue Bahnen zu öffnen, Stockungen zu heben, schädliche Reibungen zu beseitigen, Lücken auszufüllen. Wer sich als Mensch und Bürger fühlt, die Werthe und Zwecke des Lebens kennt, und in der reinen Liebe des Menschlichen lebt, wird überall und auch hier das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen richtig treffen, sich als Werkzeug und Vermittler des gemeinsamen Lebens betrachten, und in sich und seinen besondern Angelegenheiten nie das gemeine Beste vergessen. Der Reine wird sich überall unbefleckt bewahren, und der Edle sich nie erniedrigen.

Ein schöner Wirkungskreis bildet sich um jeden Gewerb- und Handeltreibenden in der Umgebung seiner Gehülfen und Diener, ein Wirkungskreis, den auch der Befangene nicht verkennen kann; in welchem auch der Erwerbsüchtige noch wohlthätig wirkt, wenn er

nicht ungerecht ist. Der Fabrikant und Kaufmann wird der Versorger aller derer, denen er Arbeit gibt, denen er ihre Erzeugnisse abnimmt; und das Wohl vieler Familien hängt von ihm ab. Er gebe sie nicht den Wechselfällen des Handels Preis, und erkenne das menschliche Band, das ihn ausser dem Verkehr mit ihnen verknüpft. Es gibt keinen menschlichen Verkehr, der ohne menschliche Achtung und Liebe, ohne eine gewisse Freundschaft, ohne Wohlthätigkeit und Dankbarkeit bestehen sollte und könnte; der Mensch soll überall Mensch seyn, und in alles, was er thut, die menschliche Gesinnung tragen. Wie glücklich wird sich der Menschenfreund schätzen, wenn ihn das Schicksal zum Vater und Versorger Vieler gemacht hat! Dieser schönen Pflicht wird er gern, wenn es seyn muß, Opfer bringen, und keines wird ihn so sehr schmerzen, als wenn er die treue Anhänglichkeit und das zuversichtliche Vertrauen der Angehörigen täuschen und diejenigen, welche bisher ihre Nahrung von ihm gehabt haben, brodlos lassen müßte.

Der Weise wird aber nicht allein selbst in diesem Geiste des Gemeinsinnes und der Menschenliebe handeln, sondern denselben auch in dem Kreise, in welchem er eine Stelle einnimmt, durch sein Beyspiel und seinen Einfluß herrschend machen. Die Genossen eines und desselben Berufs stehen in einer natürlichen, meistens auch in einer gesetzlichen Verbindung, und es wird sie immer ein gewisser Gemeingeist verknüpfen. Daß dieser gerecht, uneigennützig und vaterländisch sey, wird das höhere Ziel der Bestrebung des Weisen seyn. Wo ihn auch das Schicksal hingestellt haben mag, wird er als

Vorbild leuchten, als Wegweiser, Rathgeber, Versöhner und Vermittler dienen; auf jedem Standpunkte wird er die Mitte des Lebens behaupten, und Andere dahin zurücklenken.

Auch hier bewährt sich wieder unser Satz, daß der über die Selbstsucht erhabene, in der Liebe für die Menschheit lebende und wirkende mehr lebt und ein höheres Lebensgefühl in sich trägt, als der Befangene und Selbstsüchtige. Derjenige, der nur arbeitet und schafft, um für sich zu erwerben, hat nur die enge, dumpfe Freude, sein Vermögen wachsen zu sehen, und seinen Lebensgenuß zu vermehren, während der andere, dessen Wirksamkeit eine gemeinnützige Richtung hat, und sich in das Gesammtleben des Volkes und der Menschheit verbreitet, sich durch die höhere Freude belohnt sieht, daß er durch die Kraft seines Geistes im allgemeinen Verkehr Thätigkeit, Umschwung, Bewegung, förderndes Ineinandergreifen anregt und unterhält, und daß er in seinem besondern Kreise als Wohlthäter, Vater und Freund vieler Einzelnen und ganzer Familien Wohlstand, Zufriedenheit und Lebensglück verbreitet. Betrachtet das rege Leben einer Handels- und Hafenstadt, wie sich Alles rührt und tummelt, wie Alles in einander greift und einander fördert und unterstützt; wie der Landmann, der Handwerker, der Krämer, der Kaufmann, der Schiffer einander die Hände bieten, geben und empfangen, bringen und fortführen, wie überall Thätigkeit, Wohlstand, Ueberfluß, Lebensgenuß und Fröhlichkeit herrscht. Es ist nur die äussere, sinnliche Vollkommenheit des Lebens, aber doch die nothwendige Grundlage des höheren Lebens, welches in

allen seinen Zweigen erkrankt, wo jenes stockt und erschlafft. Die Seele dieser wohlthätigen, fröhlichen Regsamkeit ist der große, ins Große wirkende Kaufmann: in dem von ihm angeregten und unterhaltenen Leben lebt er selbst mit; die allgemeine Lebenslust fließt auf ihn durch das höhere menschliche Bewußtseyn geläutert und vergeistigt zurück; den Strom, von welchem Andere arbeitend und genießend dahin getrieben werden, hat er mit freyem Geiste aus hundert Bächen, die er dahin zusammengeleitet, gebildet und ihm die Bahn gewiesen; ihm gehört der edelste Theil dieses thätigen, fröhlichen Lebens, des allgemeinen Lebensglückes. Und wenn er nun in der Mitte seiner Angehörigen, seiner Gehülfen und Mitarbeiter, sie versorgend und beglückend, lebt: gehört ihm nicht von jeder häuslichen Freude die schönere Blüthe, die Blüthe der Dankbarkeit? Wenn ein junges Paar zum Altar tritt, um den priesterlichen Segen zu empfangen, ist er es nicht, der sie dahin führt, auf welchen zunächst ausser Gott das Glück des neuen Ehepaars sich gründet? Wenn ein Vater das neugeborne Kind in der Zuversicht, es zu erziehen und zu versorgen, mit freudig dankbarem Gefühl in die Arme nimmt: gehört ihm nicht ein Theil dieser Freude, dieses Dankes? Er lebt, im erhöheten, freyeren Bewußtseyn, das Leben aller dieser Familien mit, und genießt verdoppelt und verklärt ihr Glück.

Wenn aber auch der Weise keine der niederen Berufsarten verachtet, so wählt er doch gern die höheren, in welchen ihm eine nähere Wirksamkeit auf das geistige Leben vergönnt ist; und glücklich ist das Gemeinwesen zu preisen, dessen Staatshäupter, Volksführer, Lehrer,

Künstler und Priester den Namen der Weisen verdienen. Es ist ein altes Wort, daß der Weise der wahre König sey, und glücklich wäre die Menschheit, wenn nur die Weisen herrschten. Daß aber die Lehrer und alle diejenigen, welche die geistigen Güter zu verwalten haben, nur dann mit wahren Erfolg arbeiten werden, wenn sie sich den Geist und die Gesinnung des Weisen zu eigen gemacht haben, ist durch sich selbst klar; wenigstens müssen sie alle in jener reinen Liebe der Menschheit, über alle Selbstsucht und engherzige Befangenheit erhaben, leben und wirken, und nichts als die Veredlung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts, die Befreyung und das siegreiche Hervortreten des Geistes suchen. Die Selbstsucht macht sich in diesen höheren Kreisen des Berufs weniger in Absicht auf den Erwerb, als auf die Behauptung des eigenen Willens und Verdienstes und auf den persönlichen Ruhm geltend. Die Geistesarbeiten der Gelehrten und Künstler sind in der Regel um so weniger einträglich, als sie mit wahrer Liebe für die Sache getrieben werden. Derjenige ist ein verächtlicher Knecht seines Eigennutzes, der einen solchen Beruf mit Gewinnsucht treibt, und nicht die Rücksicht auf Ertrag und Bezahlung als untergeordnet betrachtet. Nichtswürdig ist derjenige, welcher das Vertrauen seiner Mitbürger in Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten mißbraucht, indem er sich auf ungerechten Wegen bereichert. Diese Schändlichkeit, so wie die ähnliche des Feldherrn, dem die Vertheidigung der Volksehre anvertraut ist, und der, indem er die Waffen für sie führt, sie durch Habsucht und Bedrückung befleckt, ziehen wir hier gar nicht in den Kreis der Betrachtung; denn die

Gerechtigkeit setzen wir bey der Weisheit als unerlaßliche Bedingung voraus. Aber gegen jene feinere Selbstsucht, von welcher selbst die Unbescholtenen und Redlichen nicht frey sind, müssen wir die Gesinnung des Weisen in Gegensatz bringen, um auch hier unsern Blick in die freye Höhe seines Lebens zu erheben.

Wenn es gilt, für die Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit, die höchsten geistigen Güter, zu wirken, so soll der Einzelne sich lediglich als ein Werkzeug des reinen, allgemeinen Menschengeistes betrachten, und eben so wenig etwas von dem Seinen hinzuthun, als sich etwas davon beylegen. Wenn Gerechtigkeit und Ordnung durch weise Herrschaft unter den Völkern herzustellen und zu behaupten ist: so ist es für den uneigennützigen Freund der Gerechtigkeit gleichgültig, ob er oder Andere herrschen, ob er gerade seinen Willen als Gesetz geltend mache, wenn nur der ewige Wille Gottes und der Wille aller Vernünftigen und Weisen zum Gesetz erhoben und beobachtet wird. Ist es nicht gleichgültig, ob ich von mehreren gleich guten und gleich zweckmäßigen Werkzeugen das eine oder das andere gebrauche? was gilt mir das Werkzeug, wenn ich nur das zu Stande bringe, was ich damit zu Stande bringen will? Aber wie viele Menschen gibt es, welche nicht den Zweck wollen, sondern das Mittel, welche entweder selbst herrschen und ordnen wollen, oder sich gleichgültig und feindselig wegwenden! Nicht so der Weise. Wie glücklich würde er sich und die Menschheit preisen, wenn sie seiner Mühe nicht bedürfte, und Andere noch mehr Weisheit und guten Willen besäßen, als er! wie gern würde er diesen seinen Platz überlassen! Wenn er dagegen sieht, daß er

nur allein die Kraft und Einsicht besitzt, welche die Führung öffentlicher Geschäfte erfodert, und daß Andere das Rechte weder kennen, noch wollen, so tritt er auch entschlossen vor, und ergreift das Steuerruder mit kräftiger Hand. Sein Wille ist nicht ein selbstsüchtiger Eigenwille; er ist aber auch nicht willenlos und gleichgültig; und wenn es darauf ankommt, so behauptet er seinen Willen mit unbeugsamer Festigkeit, und steht dafür mit dem Leben ein, indem er nicht für sich, sondern für das gemeine Beste streitet.

Eben so wenig dürfen die Lehrer der Wahrheit und die Priester der Schönheit in das, was allgemeines Gut ist, etwas von ihrer Persönlichkeit hineintragen. Was soll die unreine Beymischung dem reinen Lichte? was soll die endliche Beschränkung der Vollendung? Eigenthümliches Gepräge muß jedes auch geistige Werk haben, aber je mehr die Eigenthümlichkeit geläutert ist, desto reiner wird das Gepräge seyn. Warum ist Raphael der größte Künstler? darum weil er mit ganz hingebender Begeisterung nur die göttlichen Gestalten, welche seiner Seele vorschwebten, hinstellte, ohne alle Zuthat seiner selbst, mit vollkommen aufgegebener Persönlichkeit. Geistreich, anziehend, oft entzückend ist Correggio in seinen Darstellungen; aber irgend ein gesuchter Lichteffect, irgend eine, wenn auch sinnreiche Allegorie erinnert daran, daß sein Geist in den Bildern mitlebt, und sich darin noch besonders geltend macht. Nur zu oft wird die Lehre der Wahrheit durch die Selbstsucht ihrer Pfleger entstellt; gar zu gern machen Viele irgend eine Eigenthümlichkeit der Lehrart, irgend eine Wendung des Gedankengangs, worauf wenig

oder nichts ankommt, als wesentlich geltend, und verwirren dadurch die reine, allgemeingültige Erkenntniß. Der Weise folgt dem Triebe der reinen Wahrheitsliebe, der reinen Begeisterung für die Schönheit; für seine Ueberzeugung opfert er das Leben, aber um eine eigenthümliche Meinung, welche das Wesen nicht trifft, verliert er kein Wort. Die Wahrheit soll herrschen, nicht sein Verstand, welcher ihr allein dient.

Aber wenn es ihm gelungen ist, in irgend einem Kreise zu wirken, zu bilden und zu schaffen, was allgemeine Anerkennung findet, was in das Leben des Volks und der Menschheit eingreift; wenn Aller Augen sich auf ihn richten als Vorbild, Führer, Lehrer, Meister, wenn die Menge ihm Beyfall zujauchzt, wenn man ihn auf den Triumphwagen hebt, zum Tempel des Ruhmes führt und den Lorbeerkranz um seine Schläfe windet: dann findet am wenigsten ein selbstsüchtiges Gefühl in seine große Seele Eingang, welche eben in dem Augenblicke der allgemeinen Anerkennung nur des Allgemeinen empfänglich ist, sich nur im Gesammtleben fühlt. Wenn Alle in ihm finden, was ihr Herz ersehnt, ihr Geist erstrebt hat, so ist er es ja nicht, den sie gesucht und gefunden haben, sondern das, was sie als Menschen bedurften, was ihrem Leben fehlte; und er ist es nicht, der durch ihren Beyfall verherrlicht wird, sondern die Menschheit. Wenn er, als Herrscher, als Staatshaupt, als Feldherr, dem Vaterlande Heil und Sieg gegeben, so hat er es ja nur mit und in seinem Volke gethan, und der gute Geist desselben hat sich in ihm mächtig und siegreich entfaltet. Wenn er als Herold der Wahrheit Gehör gefunden, und Alle in ihm ihren Lehrer verehren;

so ist es eben die Kraft der Wahrheit, welche in ihm gesiegt hat, und welcher die Ehre gebührt. Und hat seine Hand ein Bild des Schönen hingestellt, welches Alle bewundernd schauen, und ihn als den Meister preisen: so fühlt er wohl, daß er nur durch den treuen Dienst gegen die Kunst solches geleistet hat, und daß, wenn er sich selbst dabey hätte verherrlichen wollen, er es nicht zu Stande gebracht hätte. Je höher ihn die Wogen des Beyfalls und des Ruhmes heben, desto mehr erhebt er sich über sich selbst; je höher sich seine Brust vom Hochgefühl des Ruhmes schwellt, desto mehr verfließt sein Bewußtseyn in das Allgemeine der Menschheit. Und wer ihn mit wahrer Bewunderung und Verehrung betrachtet, sieht in ihm nur den reinen Menschen, die gelungene, siegreiche Erscheinung des menschlichen Geistes. In der Glorie, die um sein Haupt schwebt, verschmelzen sich die Züge seines Angesichts mit dem überirdischen Schimmer; seine Persönlichkeit verliert sich in der Verklärung; es ist das Bild der gereinigten und vollendeten Menschheit, das zu den Wolken aufschwebt und in das Himmelslicht verschwimmt.

Soll ich nun auch noch zeigen, wie der Weise in den allgemein menschlichen Verhältnissen, als Gatte und Hausvater, als Freund und Genosse, als Bürger des Vaterlandes, als Mitglied der Kirche, jenes von Selbstsucht gereinigte Gefühl der Menschheit behauptet und bewährt, und dadurch das wahre, tiefe, umfassende Leben lebt? In Ansehung dieser Verhältnisse ist es durch sich selbst klar, daß darin die Selbstsucht der reinen Liebe weichen soll, und daß sie nur durch diese sind, was sie sind. Aber freylich weiß sich jenes Gift in alle

Lebensverhältnisse einzuschleichen, und jede auch die edelste Regung des Herzens zu verunreinigen.

Wie viele wählen ihre Gattin aus Begierde nach ihren sinnlichen Reizen, oder aus Habsucht, oder um in ihr eine Gehülfin und Pflegerin zu haben! Der Weise, voll Sehnsucht das ganze Leben der Menschheit in sich zu umfassen, fühlt, daß dem männlichen Herzen, bey allem Reichthum des Gefühls und der Begeisterung, die Hälfte des Lebens fehlt, wenn es sich nicht in ein weibliches ergießen, und darin den Frieden und die Ruhe finden kann. Es ist der weibliche Engel der Menschheit, nach welchem in ihm der männliche sehnsuchtsvoll die Arme ausstreckt; und wenn er ihn findet, und sich Leben und Leben in einander verschmilzt, dann sind die getrennten Hälften der Menschenseele verbunden, und zwey Personen bilden eine ganze Persönlichkeit, in welcher das volle Leben der Menschheit erscheint. Die Familie ist dem Weisen die Pflanzstätte der Menschheit, und seine Kinder sind die Pflanzen, die er für den Gartes Gottes pflegen und erziehen soll. Er liebt sie nicht darum, weil sie sein sind, und sein Ebenbild tragen, sondern weil sich in ihnen das in ihm zum Bewußtseyn gekommene Menschenleben vervielfacht, und der Stamm der Menschheit neue Sprößlinge getrieben hat; und er erzieht sie so, daß in ihnen das menschliche Leben sich rein und frey gestalte, und die Blüthe desselben zur Vollendung komme. Seine Vaterliebe ist nur ein Strahl der Menschenliebe, welche sein ganzes Herz durchglüht; und bricht sich auch das Licht desselben im Prisma des Selbstgefühls zum glühenden Farbenspiel, es kehrt immer wieder in das reine Weiß des Sonnenlichtes zurück.

Reich in sich selbst und in der Liebe der Seinigen, bedarf der Weise doch noch der Freunde, welche, in andern Gebieten des Lebens stehend, durch Wechselwirkung und Austausch ihm fremde Lebensnahrung zuführen, und hinwiederum von ihm den Ueberfluß des eigenen Lebens empfangen. Sie sind ihm nach den Seinigen die nächsten Vermittler seines Zusammenlebens mit der ganzen Menschheit; indem er ihre Hände ergreift, tritt er in die große Bundeskette, welche die menschliche Gesellschaft umschlingt. Freunde sind ihm mehr als Gehülfen, Gefährten, Genossen in den Angelegenheiten des Lebens, sie sind ihm nicht bloß Stützen für den äusseren Menschen; sie sind ihm Arme des geistigen Lebensstromes, mit welchen sich sein Leben, auch ein solcher Arm, vereinigt, um mit vereinigter Fülle und Kraft sich in den großen Ocean zu ergießen.

Die Freundschaft gehört der Menschheit an, aber zunächst verschlingt sie sich in das Leben des Volkes, so wie Bäume ihre Wurzeln in den mütterlichen Boden schlagen. Aber auch das Volksleben kann durch Selbstsucht getrübt und verengt seyn; Eroberungssucht, Handelsgeist, übermüthiger Stolz haben schon manches Volk auf falsche Bahnen geleitet. Ja, selbst das Kirchenleben, welches die heiligste Freystätte der reinen Menschheit seyn soll, ist oft durch Engherzigkeit, Unduldsamkeit und Bekehrungssucht entweiht worden. Der Weise sieht in der Gemeinschaft des Vaterlandes und im kirchlichen Verein nichts als die heiligen Bande, mit welchen ihn die Menschheit umschlingt; er liebt sein Volk als den ihm näher gerückten Theil der Menschheit wärmer, als die übrigen Völker, aber nie verleugnet er in dieser Liebe

die Liebe der Menschheit, und sein Herz wird von keiner Leidenschaft verunreinigt, welche diese erhabene Liebe verdunkelte oder verdrängte. Zunächst mit seinen Kirchen- und Glaubensgenossen sucht er im Einklange der Ueberzeugung zu leben; aber in dem Widerspruch und Irrthum Anderer wird er eben so wenig den wenn auch getrübten Strahl der Wahrheit verkennen, als er seine Kirche im vollkommenen Besitz der Wahrheit wähnt. Mit liebendem Vertrauen, mit dem reinen Eifer, zu belehren und belehrt zu werden, wird er seinen abweichenden Brüdern die Hände reichen, um sie mit in den Bund des wahren Glaubens zu ziehen, eines Glaubens, welcher über alle selbstsüchtige Beschränkung erhaben, sich im reinen, göttlichen Lichte der Wahrheit sonnet. Nur im Gesammtleben der Menschheit gedeihen die menschlichen Güter der Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit; jedes Band, und sey es noch so vielumfassend, welches das allgemeine Leben der Menschheit in irgend einem Theile fesselt und irgend eine Lebensader unterbindet, muß gelöst und erweitert werden; und wo der Weise eine solche Beschränkung und Hemmung findet, da sucht er sie mit sanfter Hand im Geiste der Liebe und des Friedens wegzuräumen. Er fühlt sich selbst beschränkt, wenn das reine Leben der Menschheit beschränkt ist; er fühlt ihre Leiden als seine eigenen, er weint, wenn der Genius der Menschheit über den Haß und die Feindschaft der Menschen trauert, und frohlockt, wenn dieser seine Thränen trocknet, und in der Freude über einen Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit lächelt.

Fünfzehente Vorlesung.

Beschluß der Entwickelung der Lebensansicht des Weisen: die Uebereinstimmung aller Triebe in der Mäßigung, der Geistesfreyheit, dem Bewußtseyn der Unsterblichkeit und der Andacht an Gott.

Die Lebensansicht des Weisen haben wir aus der Grundidee des wahren Lebens soweit entwickelt, daß wir zeigten, wie er jede Lebensäusserung und jedes Bestreben auf das allgemeine menschliche Leben bezieht, wie er alles, was er liebt und sucht, nicht um sein selbst willen, sondern um der Menschheit willen und im allgemeinen Bewußtseyn derselben liebt und sucht, und wie durch diese Reinheit von aller Selbstsucht Alles und Jedes, selbst das Geringste, geadelt und geheiligt wird. Die Selbstsucht erkannten wir als dasjenige, wodurch Alles verunreinigt und befleckt, und selbst das Himmlische in den Schmutz der Erde herabgezogen wird: indem sich nun der Weise über die Selbstsucht erhebt, erhebt er sich zum reinen, wahren menschlichen Leben. In dieser von aller Selbstsucht gereinigten Liebe des Menschlichen haben wir auch schon eine gewisse Uebereinstimmung der verschiedenen Triebe nachgewiesen, welche wir als

nothwendig für die wahre Lebensansicht foderten. Allgemein setzten wir diese Uebereinstimmung in die Idee des wahren Lebens, welches wir als den Gesammtzweck des Lebens erkannten; aber sie muß nun auch besonders entwickelt werden. Darin daß der Weise in Allem nur das Leben der Menschheit sucht, zeigt sich allerdings eine Uebereinstimmung der Triebe; alle, selbst der sinnliche Trieb, enthalten eine Aeusserung und Offenbarung des menschlichen Lebens. Noch aber ist zu zeigen, in welchem Maß und Verhältniß jeder einzelne Trieb zu befriedigen sey, damit in ihm das wahre menschliche Leben erscheine. Dieses Maß in der Befriedigung der Triebe können wir nirgendsher entlehnen, als daher, woher wir das reine menschliche Bewußtseyn geleitet haben, nämlich aus dem innersten, tiefen Wesen und Kern des Menschen, welches der Geist ist. Indem der Weise die Würde seines Wesens fühlt, lebt er im reinen Bewußtseyn der Menschheit; aus demselben Gefühl wird ihm nun auch jenes Maß kommen. Der Geist ist seiner Natur nach das in sich Eine und Einstimmige: mithin wenn der Mensch im Geiste lebt, wird er auch die Einheit und Zusammenstimmung seines Lebens bewahren.

Aus dem Gefühle der geistigen Würde, als dem Mittelpunkte des Wesens und Lebens des Menschen, entspringt der sittliche Trieb: mithin gibt dieser das Grundgesetz des menschlichen Lebens ab, welchem alle übrigen Gesetze sich unterordnen müssen. Die Foderung des sittlichen Triebes, für die Pflicht alles aufzuopfern, was den Lebensgenuß und die Vollkommenheit fördert und erhöhet, ist von uns schon hinreichend ins Licht gesetzt worden. Wir haben nachher gefunden, daß die

Tugendpflicht in der Achtung vor der Würde der Person in uns selbst und in Andern besteht: mithin lautet die Hauptfoderung, durch deren Erfüllung die Einheit und Uebereinstimmung aller Triebe behauptet wird, so: wir sollen der Achtung der persönlichen Würde alle Foderungen der andern Triebe, im Fall sie mit dieser Achtung in Widerstreit treten, nachsetzen und aufopfern.

Nie wird der Weise dem Rechte des Nebenmenschen zu nahe treten, um seinen Vortheil zu suchen, und sey es der edelste, sey es der Vortheil seiner geistigen Ausbildung. Lieber wird er den Durst nach geistiger Nahrung ertragen, als daß ihm der Göttertrank der Wahrheit und Schönheit durch das Gefühl der Ungerechtigkeit gegen Andere verbittert werde; lieber wird er auf einer niedrigen Stufe der Vollkommenheit stehen bleiben, als daß er seinen Nebenmenschen von der Stelle, die ihm als Menschen gebürt, mit ungerechter Hand stoße. Nie wird er seine eigene innere Menschenwürde beugen, um sich in der äussern Erscheinung seines Geistes zu erheben; nie wird er mit Ehrlosigkeit irgend einen geistigen Vorzug erkaufen. Mag er in der Dunkelheit der Ruhmlosigkeit bleiben, wenn er nur das Himmelslicht der innern Würde und des wahren Selbstgefühls in sich bewahrt. Ein reines Herz, ein großer, ungebeugter Charakter ist mehr als aller Glanz der geistigen Ausbildung, als aller Ruhm und alle Bewunderung. — Ach! wie viele Fromme und Edle gehen über diese Erde, ohne gekannt und geschätzt zu seyn, glücklich, wenn sie ein verwandtes Herz fanden, das ihren innern Werth erkannte: die Menge erkannte sie nicht, weil das Schicksal

ihnen nicht die Mittel verlieh, die innere Geistesschönheit in den Vorzügen der Vollkommenheit zu entwickeln! Ihr reiner, Wahrheit liebender Geist konnte sich nicht in Wissenschaft und Gelehrsamkeit entwickeln; ihr harmonisches, von Wohllaut erfülltes Gemüth konnte nicht im Zauber der Künste rührend, ergreifend hervortreten; ihre Psyche entfaltete nicht in schimmernden Farben ihr Gefieder, und blieb von äusserer Unscheinbarkeit verhüllt; ihren reinen Diamant bedeckte eine rauhe, erdige Aussenseite. Der Weise erkennt die Verhüllten, wo sie ihm begegnen, mit dem Scharfblicke seines auf den Geist gerichteten Geistes; er umfängt sie mit Bruderarmen, ungeachtet ihrer vielleicht niedrigen Erscheinung, und tröstet sie über ihrer Verkennung mit der ungeheuchelten Achtung, die er ihnen zollt. Ach! und könnte er alle solche Verkannte finden und hervorziehen aus ihrer Dunkelheit, und sie mit dem Schmuck und Schimmer bekleiden, der ihnen gebürt, damit Aller Augen die Hohheit und Schönheit ihres innern Menschen erkennten! Und wenn er sie nicht findet, so streckt er die Geistesarme nach ihnen aus, und ruft ihnen zu: Ihr Gedrückten und Verachteten! lasset euch nicht beugen durch eure Niedrigkeit, bleibt innerlich aufgerichtet in eurer Seelengröße! Wenn euch auch niemand erkennt, so erkennt euch doch Gott, der Herzenskündiger: zu ihm blickt auf, ihm bleibet getreu, so wird euch der Lohn nicht fehlen! — Der Weise erkennt, daß alle Vollkommenheit doch nur der endlichen, irdischen Erscheinung des Geistes gehört, daß er in seiner Ausbildung nur die innere Kraft nach aussen hin entfaltet, und seine Herrschaft über die Natur bewährt. Wohl

schätzt er dieses Hervortreten desselben, dieses Ausstrahlen seines innern Lichtes, und erfreut sich innig an jedem Schimmer und Glanz desselben; aber die innere Wesenheit desselben geht ihm über Alles, ihr weiht er seine heiligste Achtung, von ihr wehrt er jede Verletzung ab, ihr bringt er jedes Opfer.

Noch entfernter liegt von dieser heiligen Mitte des Lebens das sinnliche Leben; auch in diesem offenbart sich die Erscheinung des Geisteslichtes, aber in einem zur trüben Farbe zersetzten Strahle. Freudig genießt der Weise das, was ihm der Schöpfer von Lebenslust zutheilt; aber er ist zufrieden, wenn es auch noch so wenig ist. In der dürftigsten Sparsamkeit der sinnlichen Freude bewahrt er die geistige Lebensfreude; ja, in Schmerz und in Trauer bleibt sein Geist vom Licht einer höhern Heiterkeit erhellt. Was fehlt ihm, wenn der äusserste Kreis seines Lebens von schmerzlichen Eindrücken berührt ist? Es sind schwache Nadelstiche, welche kaum die Haut ritzen. Die natürliche Ordnung des äussern organischen Lebens, welches die Lust, und nicht den Schmerz fodert, ist gestört, aber nicht die innere Lebensordnung des Geistes, dessen Kraft des Widerstandes vielmehr dadurch aufgeregt ist. Lebte der Mensch immer in der Fülle der Gesundheit und Freude, so könnte der Geist nie seiner Unabhängigkeit bewußt werden, und lernte nicht sich über äussere Widerwärtigkeiten erheben. Daher ist dem Weisen jeder Schmerz und jedes Unglück als Prüfung und Uebung willkommen, und froh seiner unbeugsamen Geisteskraft, jauchzt er mitten in der Trauer. Legt ihm das Schicksal Sorgen und Mühseligkeit auf, so kann vielleicht sein äusserer

Mensch zuweilen erliegen; aber sein Geist erhebt sich stets von neuem, und gibt ihm neue Kraft. Er kann in Noth und Elend versinken; aber die Hohheit seines Geistes wird nie gebeugt, und mit den Lumpen eines Bettlers bedeckt, ist er König. Und so erkennt er auch die Würde der Andern in äusserer Niedrigkeit; er kehrt dem im Glanze äusserer Herrlichkeit schimmernden schlechten und gemeinen Menschen verachtend den Rücken, und wendet sich zu dem Armen, der in seinem Elende die Würde des Charakters behauptet; ja, diesen zieht er selbst dem Edlen vor, der vom Glücke begünstigt ist, weil es schwer ist, im Unglücke den Adel der Seele zu bewahren, und leicht, in edeln Verhältnissen sich edel auszubilden. Steht es in seiner Macht, dem unglücklichen Edeln zu helfen, wie gern thut er es; aber kann er es nicht, so tröstet er ihn mit seiner Theilnahme, mit seiner Achtung und Freundschaft. O wenn die Menschen sich über den äussern Schein erheben, und, vom Glanze unbestochen, vom Mangel desselben nicht abgestoßen, den Menschen rein in seinem innern Werthe erkennen könnten, wenn sie ihre Achtung und Freundschaft nicht mehr dem Götzen des Glückes zum Opfer brächten: so stände es um Vieles besser mit dem Menschenleben!

Wenn aber dem Weisen das Glück in jeder Hinsicht wohl will; wenn es ihm die Gelegenheit und die Mittel gibt, sich dem Streben nach Vollkommenheit nach Wunsch zu widmen, und wenn es alle Fülle des Lebensgenusses vor ihm ausbreitet; wenn keine höhere Pflicht ihm wehrt, nach dem, was er liebt, zu streben, und das Reizende zu genießen: so bewahrt er immer in

seinem Leben das heilige Maß der Einheit und Uebereinstimmung, und läßt sich nicht aus dem innern Gleichgewichte bringen. Die Vollkommenheit ist nur dann Vollkommenheit, wenn sie gleichmäßig und allseitig ist. Die meisten Menschen streben mit eigensinniger Einseitigkeit nach diesem oder jenem Vorzug: die einen bilden ihren Körper aus, und vernachläßigen den Geist; die andern, von unersättlichem Wissensdurst getrieben, ergeben sich allein der Wissenschaft und Gelehrsamkeit; wieder andere treiben mit einseitiger Vorliebe irgend eine Kunst. Der Weise wird alle Anlagen und Kräfte des Geistes mit gleicher Liebe ausbilden, um das Ebenmaß der Schönheit in demselben darzustellen. Warum ist der menschliche Körper so schön und das Schönste, was die Erde kennt? weil er ein vollkommenes Ebenmaß darstellt, und seine ganze Gestalt von der Linie der Schönheit umgrenzt ist, so daß kein Theil über den andern ungebürlich hervorragt und alle Glieder sich in das Ganze fügen. Solches Ebenmaß soll auch dem Geiste durch Bildung gegeben werden: er soll eben so wenig ganz Erkenntniß seyn, als der Leib ganz Auge ist, und eben so wenig allein nur Gefühl oder That, als der Leib ganz Herz und Hand ist. Alle Kräfte und Thätigkeiten sollen in Einklang stehen, und einander unterstützen. Nur Eine Einseitigkeit ist erlaubt, es ist die des Berufs: ein Jeder soll von Einer Seite in die allgemeine Wirksamkeit eingreifen, und diejenige Gabe, welche ihm die Natur im reichsten Maße verliehen, zum allgemeinen Besten anwenden. Aber wer sich in irgend einer Wirksamkeit vorzüglich auszeichnet, soll immer ganz und in jeder Beziehung

Mensch bleiben, und von keiner Seite sein Herz für das menschliche Leben verschließen.

Mit Mäßigung beherrscht auch der Weise jede Liebe und jedes Gefühl, das er für fremde menschliche Vollkommenheit im Herzen trägt. Er liebt Gattin, Kinder, Eltern, Geschwister, Freunde mit einem warmen, reichen Herzen; aber nie vergißt er darin das heilige Maß. Es ist ein großes Gut des Lebens, zu lieben und geliebt zu seyn; aber das ganze Leben besteht nicht in diesem oder jenem besondern Verhältniß der Liebe. Der Weise wird nie sein Herz an einen Menschen hängen, und sich irgend einer Liebe mit Unmäßigkeit hingeben; das reine Gefühl menschlichen Werthes wird er nie in unreine Leidenschaft ausarten lassen, welche ihm das innere Gleichgewicht stört, und das Licht des Geistes trübt. Alles, was wir lieben, ist dem Verlust unterworfen; der Tod kann uns die Geliebten aus den Armen reißen. Lieben wir nun ohne Mäßigung, und es trifft uns ein solcher Verlust, so ist auch unser Schmerz unmäßig, drückt uns mit seiner Gewalt zu Boden, und das Ebenmaß ist verloren. Der Weise trauert am Grabe seiner Lieben, und schämt sich der Thränen nicht: im Schmerze des Verlustes fühlt er die reinste Liebe, und erkennt ganz den Werth des Verlornen; aber immer behauptet er die innere Ruhe und Gleichmuth, und richtet den Geist stark und frey empor. Fallen auch vom Baume seines Lebens alle Blüthen ab, so daß er kahl und traurig steht; er hebt doch den Gipfel stolz in die Lüfte. Das Leben verliert für ihn nie den ganzen Werth, wenn auch dessen liebste Zierden verloren sind; denn er steht in jedem Augenblick im Mittelpunkte

desselben, und läßt sich durch nichts daraus wegdrängen.

Dieselbe Mäßigung behauptet der Weise im Genusse der sinnlichen Lebensfreude: diese gehört nur der äussersten Grenze des Lebens an, da wo sich der Geist mit der Materie berührt; und weil ihm diese fremd ist, so ziemt es ihm nicht, sich zu tief in sie zu versenken. Der Weise genießt, wie schon bemerkt, mehr in der Betrachtung und Theilnahme, als in wirklichem Genuß. Er schlürft nur den leichten geistigen Schaum vom Becher der Lust, damit seine Seele nie vom trüben Rausch umnebelt werde; wie ein Vogel, der über dem Wasser hinschwebt und nur zuweilen die Flügel netzt, hält er sich stets über dem Freudenstrome der Erde, und läßt sich nie von der schwerfälligen Begierde hinabziehen. Nie lebt er ganz für die Sinnenlust, so daß er sich aus der geistigen Mitte des Lebens hinaus an die Oberfläche desselben ziehen ließe. Der Genuß gilt ihm nur als eine äussere Erregung, und er behauptet darin stets das geistige Bewußtseyn. Der Genußsüchtige und Wollüstling, der sich ganz an den Genuß hingibt und darin den Zweck des Lebens findet, verliert sein inneres, reines Selbstgefühl und seine Geisteskraft: er ist wie der Baum, der in zu fettem Boden steht, und üppig Zweige und Blätter, aber keine Blüthen treibt, und von der Last der unfruchtbaren Fülle zu Boden gezogen wird: während der Mäßige zwar fröhlich grünt, aber den edleren Lebensgeist in duftenden, lieblichen Blüthen entwickelt, und sich schlank und leicht in die Luft erhebt.

So behauptet der Weise durch das heilige Maß, dem er sein ganzes Leben unterordnet, das wahre Leben. Der Einseitige und Leidenschaftliche verliert immer über einem Theile des Lebens das ganze Leben, und behauptet nie das volle, reiche Bewußtseyn desselben. Der Mangel an Mäßigung und Einstimmung ist, wie die Selbstsucht, eine Art von Befangenheit; es ist eins, ob man sich vom falschen Selbstgefühl und von der falchen Selbstliebe beschränken läßt, oder von der einseitigen Richtung auf irgend ein Ziel des Lebens und der übermäßigen Liebe irgend eines Gutes, über dem man alle übrigen Güter verliert.

Die Einheit aller Triebe wird ferner vom Weisen in der stets behaupteten Freyheit des Geistes festgehalten. Jene Einheit liegt in der innersten Mitte des Lebens, welcher der reine Geist ist; der Geist aber ist seiner Natur nach frey, in sich selbstständig, seinem eigenen Gesetze gehorchend, nur durch sich selbst bestimmbar. Frey lebt der Mensch, wenn er das heilige Gesetz der Gerechtigkeit und Ehre unwandelbar befolgt, und nie die Achtung gegen die Menschenwürde in Andern und sich selbst verletzt. Diese Achtung ist mit seinem innersten Wesen unmittelbar verbunden, und wenn er sich selbst getreu bleibt, so bleibt er auch dieser Achtung getreu. Nur äussere Eindrücke und Begierden sind es, welche die Menschen verleiten, diese Achtung zu verletzen. Sind sie im leidenschaftlichen Streben nach irgend einem Ziele begriffen, und es tritt ihnen ein Mensch mit seinem Rechte hemmend in den Weg: so stoßen sie ihn gewaltthätig bey Seite, weil sie in der leidenschaftlichen Liebe eines äusseren Gutes das ewige, reine Gut der

Menschenwürde vergessen, die ihnen, ihrem bessern Selbst nach, heilig seyn soll, wo sie ihnen auch begegne. Sie handeln also nicht frey, wenn sie so handeln, sie bleiben ihrem innern Gesetze nicht getreu, und lassen sich von dem, was ausser ihnen liegt, aus sich selbst heraustreiben. Wenn ein Anderer aus Furcht vor der feindseligen Gewalt eines Mächtigen, welcher sein irdisches Glück zu zertrümmern droht, sich feig und ehrlos beugt, um dieses zu behaupten: so hat er ebenfalls mit der Würde seiner Person seine Freyheit aufgegeben: ein äusseres Gesetz, die Furcht der zagenden sinnlichen Natur, hat die Oberhand über das innere Gesetz davon getragen.

Um seine Freyheit zu behaupten, wird daher der Weise zuvörderst allen Foderungen, welche die Triebe der Vollkommenheit und Sinnlichkeit machen, im Fall ihrer Befriedigung eine höhere Pflicht entgegen steht, entsagen. Er wird keinen Vorzug der Vollkommenheit erkaufen mit Verleugnung seiner Menschenwürde und mit Verletzung der Menschenrechte Anderer. Er wird allen äussern Glanz und alle Lebensfreude verschmähen, wenn er nicht dabey ein gutes Gewissen, das Gefühl der unverletzten Pflicht bewahren kann. Was hilft es ihm, wenn sich sein Geist äusserlich im Glanz und Ruhm der Vollkommenheit erhebt, und innerlich im Gefühl der Ehrlosigkeit gebeugt ist? Lieber bleibt er unscheinbar und in sich selbst verborgen, wenn er nur kühn das Haupt emporrichtet im erhabenen Stolze der Freyheit. Und wie könnte er auch nur ein Haar breit vom Wege der Pflicht abweichen, um einen unerlaubten Genuß zu suchen? Wie könnte er ein irdisches Gut

besitzen und genießen, das mit Ungerechtigkeit erworben wäre? Er würde dadurch seine Freyheit aufopfern; denn wer die irdischen Güter mehr liebt, als das Gesetz der Gerechtigkeit, macht sich davon abhängig, und unterwirft sich einem fremden äussern Gesetz; und das Gefühl, Andern Unrecht gethan zu haben, beugt den Geist. Mag der Weise noch so wenig auf der Erde besitzen und genießen, wenn er nur frey bleibt von ihren Reizen und Lüsten; und er wird um so freyer bleiben, je weniger er genießt und besitzt. Nur zu leicht fesseln die irdischen Güter den Geist, und ziehen ihn aus seiner freyen Höhe herab in die dumpfen Kreise der Erde. Kein irdischer Reiz verlockt den Weisen von der Bahn der Pflicht, aber auch kein irdischer Schmerz. Muthig und fest steht er dem Tyrannen gegenüber, der ihm mit allen Qualen des Todes droht. Die Dornenkrone trägt er, wie den Kranz der Freude, mit der freyen Kraft der Seele, welche hoch über dem Irdischen schwebt. Schmerz und Lust sind ihm nichts als verschiedene Wellenschläge des sinnlichen Lebens, von welchen keiner den klaren Spiegel seines Geistes trübt.

Sodann wird der Weise auch in jedem erlaubten und durch keine Pflicht beschränkten Streben und Genusse sich seine Freyheit dadurch behaupten, daß er über allem, was nicht unmittelbar das innere Wesen seines Geistes angeht, erhaben bleibt und die reine geistige Thätigkeit in sich lebendig erhält. Keiner noch so edlen Liebe und Bestrebung im Gebiete der Vollkommenheit wird er sich so ganz hingeben, daß er sich davon leidend fortziehen und treiben ließe. Viele sind so eifrig in ihren Bestrebungen, in der Ausbildung

irgend einer Anlage und Gabe, in der Bemühung, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, Wirksamkeit und Ruhm zu erlangen, daß sie darüber sich und alles Uebrige vergessen und die Freyheit des Geistes ganz verlieren, wovon zugleich gewöhnlich die Folge ist, daß sie nicht genug Umsicht anwenden, die rechten Mittel nicht gebrauchen und daher das erstrebte Ziel nicht erreichen, oder daß sie sich auf Abwege verlieren und in Einseitigkeit verfallen. Selbst ein rein uneigennütziges Bemühen für das gemeine Wohl kann durch einen so befangenen Eifer nicht nur mißlingen, sondern sogar schädlich werden. — Ein Freund der Menschheit und des Vaterlandes sey von dem reinsten Eifer für die Verbesserung irgend eines Gebietes des menschlichen Lebens erfüllt, und setze alle seine Kräfte daran, um die herrschenden Mängel und Gebrechen auszurotten und bessere Einrichtungen und Sitten einzuführen. Aber steht er nicht mit klarer Freyheit des Geistes über diesem Werke erhaben, und läßt sich von seinem eigenen Eifer blenden und fesseln: so wird er entweder nichts zu Stande bringen, oder, was er schafft, wird das Gepräge der Unvollkommenheit an sich tragen. Wer im Reiche des Geistes wirken will, muß vor- und rückwärts und nach allen Seiten hinblicken, und frey zwischen den verschiedenen Wegen wählen, die er einzuschlagen hat; vor allen Dingen aber muß er mit aufgerichtetem, freyem Geiste das Ziel fest ins Auge fassen. Der Mangel an Geistesfreyheit im geistigen Wirken ist in verschiedenen Graden aller Sterblichen Loos, und die Geschichte kennt ausser Christo keinen Stifter und Verbesserer, der nicht mehr oder weniger befangen gewesen wäre, daher auch

alle menschlichen Werke den Keim des Verderbens in sich tragen, und im Verlauf der Zeit wieder zerfallen. Vorzüglich aber kann das Werk der Selbstbildung ohne Geistesfreyheit nicht gelingen; denn Bildung ist freye Gestaltung durch freye Geisteskraft. Wer sich mit Leidenschaft auf irgend einen Zweig der Bildung wirft, und die übrigen vernachlässigt, bildet sich eben nicht. Was hilft dem Gelehrten die ungeheure Masse des Wissens, die er in seinem Geiste aufhäuft? Er erliegt unter der vom Geiste nicht beherrschten, nicht durchdrungenen Fülle. Die gewöhnliche Folge eines so leidenschaftlichen Lernens ist, daß das Urtheil darüber verloren geht; im Urtheil aber zeigt sich die freye, durchdringende Geisteskraft.

Schwer ist es, die Freyheit zu behaupten in den mächtigen Gefühlen der Liebe, selbst der edlen, reinen Liebe zu Gatten, Kindern, Verwandten, Freunden; und doch behauptet sie der Weise auch hier. Wer so glücklich war, eine Geliebte zu finden, in welcher ihm die ganze Schönheit und Fülle des Lebens aufgegangen ist, an deren Seite er in froher, verdoppelter Kraft die Bahn des Lebens zu wandeln hofft: wie leicht fesselt sich sein Geist ganz an diese Liebe, in welcher alle übrige Liebe zusammenfließt, wie leicht verwächst sein Herz ganz mit dem Herzen der Geliebten, daß es sich nicht mehr davon zu lösen vermag! Und doch kann der Fall eintreten, daß er diesem Glücke entsagen muß, wenn eine höhere Pflicht gebietet: die Gefahr des Vaterlandes kann ihn in den Kampf rufen, und er muß sich aus den Armen der Geliebten reißen. Oder die blühende Gestalt kann, vom Hauche des Todes angeweht, neben ihm in das

Grab sinken, und vergebens hält er sie mit seinen Armen umschlungen, sie entweicht ihm, wie ein fliehender Schatten. Dieß als möglich vorhersehend, ergibt sich der Weise der Liebe nie so ganz, daß er sich selbst und seine Freyheit darüber verlöre; über dem warmen, innigen Gefühle des Herzens, mit welchem er die Geliebte umfaßt, schwebt der Geist in freyem Bewußtseyn; die Liebe ist ihm ein hohes Gut, aber doch nicht das höchste und einzige. Und glaubt ihr, daß er darum weniger liebe, als der Leidenschaftliche und Befangene? Er liebt nur reiner und geistiger. Er liebt das, was er nicht verlieren kann, die geistige Schönheit, welche die Hand des Todes nicht antastet, und welche er nicht mit dem trunkenen, an körperlichen Reizen hangenden Auge, sondern mit dem Geiste erkennt; und diesem schwebt das geistige Bild auch dann noch vor, wenn dessen sterbliche Hülle längst zerfallen ist. O wenn wir alle so lieben könnten! wenn wir in der Geliebten, in dem Kinde, mit scharfem, freyem Geistesauge den Engel erkennten, der herabgestiegen ist, uns die Himmelsgabe der Liebe zu bringen: wir würden nicht leidenschaftlich, aber desto reiner lieben, und unser Herz nicht an die irdische Gestalt hängen, sondern den Geist mit Geistesarmen umschlingen, und ihn nie mehr von uns lassen. Und wie viel liebevoller würden wir mit den Geliebten umgehen, und wie viel besser die Kinder erziehen, wenn wir in ihnen nicht den Gegenstand und die Befriedigung einer leidenschaftlichen, befangenen Liebe erblickten und suchten! Nie würden wir nach der Sättigung der Begierde kalt und lieblos werden, und die alternde Gattin wäre uns nur eine verschiedene Erscheinung

dessélben liebenden und geliebten Engels; er hätte den irdischen Reiz zurückgenommen, um nur reiner zu lieben und geliebt zu werden. Nie würde uns das Wohlgefallen an der reizenden Gestalt der Kinder, an ihrem lieblichen, schmeichlerischen, anschmiegenden Wesen, im strengen Werke der Erziehung hindern; wir würden ihnen leichter etwas abschlagen, was ihnen schädlich ist, und ihnen gern einen kleinen heilsamen Schmerz zufügen; wir würden, nicht von unreiner Liebe verblendet, die sich an ihnen entwickelnden Fehler, die in ihnen hervortretenden Flecken der Seele leichter erkennen, und auszurotten wissen; unser Geist, nicht von Leidenschaft gefesselt, würde freyer und geistiger auf sie wirken, und in solcher geistiger Wechselwirkung würde sich ihre ganze Natur freyer und reiner entwickeln.

Wie im Sonnenscheine der Liebe, bleibt der Weise auch dann frey, über Furcht und Schmerz erhaben, wenn sich der Himmel seines Glücks mit drohenden, zerstörenden Wetterwolken umzieht. Er steht am Grabe seiner geliebten Gattin, seines hoffnungsvollen Kindes; seine Thränen fließen, das Schwert des Schmerzes durchschneidet sein Herz, und seine sinnliche Natur erbebt: aber sein Geist bleibt vom Schmerze unberührt. Leben oder Tod, Freude oder Trauer, Besitz oder Genuß, das ist für ihn nur ein äusseres Verhältniß der Liebe, und die Liebe bleibt dieselbe. Die Sonne ist eben so schön, nur anders, wenn sie untergeht, als wenn sie aufgeht; die Liebe mag Thränen der Freude oder der Trauer vergießen; das sind verschiedene Erregungen der sinnlichen Natur, aber der Geist liebt in der einen, wie in

der andern. Verloren ist durch den Tod der Genuß und Besitz; aber diesem gab sich der Weise nie leidend hin; er kann sich darüber erheben, weil er immer darüber erhaben stand.

Im Genusse der sinnlichen Lebensfreuden und irdischen Güter bewahrt der Weise seine Freyheit am leichtesten. Wie könnte er das als unentbehrlich und nothwendig betrachten, was nur zur äussern und zufälligen Erscheinung des Lebens gehört, und sich dem Genusse desselben mit leidender Befangenheit hingeben? Er setzt den Becher der Lust an die Lippen, aber in demselben Augenblicke thut er ihn wieder hinweg; denn er bedarf des Genusses nicht. Und mitten in der sinnlichen Freude des Lebens, mitten im glühenden Farbenglanze der Lust erhebt sich seine Seele zu der leichten, freyen Sphäre des Geistes, und die Sonne der ewigen Wahrheit und Schönheit leuchtet ihm ungetrübt. Die wechselnde Bewegung des Lebens bringt den Schmerz oft mitten in den Rausch der Freude, und vom heitern Himmel fährt der Blitz zerschmetternd herab. Der Weise wechselt die äussere Farbe des Lebens, ohne daß sein inneres Licht je dadurch verändert und verdunkelt wird. Er folgt der Hand des Schicksals, wohin es ihn führt, sey es durch blühende Thäler oder öde Wüsten und steile Klippen, sey es in das Haus der Freude oder der Trauer, sey es durch die blühenden Gärten des Lebens oder über den stillen Ruheplatz der Todten. Die irdischen Güter sind ihm Mittel der Wirksamkeit, die er schätzt, aber die er auch entbehren kann; es sind die Glieder seines äussersten Lebens, die ihm genommen werden können, ohne daß er sich selbst genommen ist. Wird ihm die

rechte Hand abgehauen, so behilft er sich mit der linken; wird ihm diese gelähmt, so kann er nicht mehr handthieren, aber noch wandelt er frey; und fesselt man ihm die Füße, so ist sein Leib gefangen, aber sein Auge blickt frey umher, und es bleibt ihm noch die betrachtende Theilnahme am Leben, und die Rede, der Ausdruck seines freyen Geistes, mit welcher er wirken kann. Wird ihm alles Aeussere genommen, so verschließt er sich in sein Inneres, welches reich ist, wie die unendliche Welt Gottes, in welcher er lebt.

Indem aber der Weise seine Freyheit behauptet, behauptet er das wahre Leben. Der Unfreye, der sich in die Abhängigkeit von der Aussenwelt begibt, und sein Herz an dieses oder jenes hängt, ohne dieses oder jenes nicht leben kann, erleidet in jedem Augenblicke eine Beschränkung seines Lebens. Denn die Aussendinge sind in beständigem Wechsel begriffen, und der Besitz und Genuß derselben hat keinen festen Bestand. Wenn nun ein solcher Mensch das eine oder das andere verliert, so verliert er einen Theil seines Lebens, und schon die Sorge des Verlustes beschränkt den vollen, freyen Genuß des Lebens. Der Weise hingegen, der von nichts abhängig ist, der nichts verlieren kann, oder doch durch keinen Verlust gebeugt wird, umfaßt stets mit freyem Selbstgefühl den Umfang des Lebens; Alles ist sein und gehorcht ihm, weil er sich an nichts als Knecht ergeben hat, und keinem Dinge gehorcht. Und indem er über jedem Genuß und jeder Liebe erhaben steht, und nie das Beschränkende und Beschränkte darin, das Aeussere und Irdische, sondern allein das, was dem Geiste angehört und über aller Erscheinung

liegt, zum Gegenstande seiner Liebe macht; so liebt er reiner und inniger, und indem er mehr liebt, lebt er auch mehr.

Die Einheit aller Triebe ruht ferner in dem stets behaupteten, in Alles übergetragenen Bewußtseyn der Unsterblichkeit unserer Seele, der Ewigkeit unseres reinen Geistes. Dieses Bewußtseyn macht sich zunächst in den Foderungen der Pflicht oder der Achtung vor der persönlichen Würde in uns selbst und in Andern geltend. Darum ist der Geist der höchste Gegenstand der Achtung auf Erden, weil er ewig und unvergänglich und Inhaber aller ewigen Güter ist. Alle unsere Handlungen sollen nach dieser Achtung, als einer ewigen, unverbrüchlichen Regel, abgemessen werden; alle übrigen Zwecke, mehr oder weniger vergänglich und wechselnd, sollen diesem ewigen Zwecke nachstehen. Ein jedes menschliches Wesen nimmt mit seiner unsterblichen Seele eine Stelle im ewigen Reiche Gottes ein, und die Behauptung und Achtung dieser Stelle ist selbst ein ewiges Gesetz; wer sich daran vergreift, hebt die frevelnden Hände gegen die ewige Ordnung Gottes, und tastet das Heiligste an. In dem Gebote der Achtung der Menschenwürde vernimmt der Weise den erhabenen, heiligen Grundton der ewigen Harmonie der göttlichen Welt; die Stimme des verletzten Gewissens ist der Posaunenton des ewigen Gerichts, welches den Frevler zur Rechenschaft fodert. Was der Mensch gegen seine eigene Würde und gegen das heilige Recht des Nebenmenschen gethan, das trägt bittere Früchte für die Ewigkeit. Wer aber stets, dem Bewußtseyn seines ewigen Wesens treu, den reinen, unsterblichen Geist in

sich siegreich und mächtig hat werden lassen, der lebt schon hier in der ewigen Seligkeit, und das erhabenste, heiligste Selbstgefühl macht ihn schon auf Erden zum Bewohner des Himmels.

In diesem Gedanken der Ewigkeit liegt die Schutzwehr gegen allen irdischen Reiz, der uns von der Pflicht ablocken will. Was gilt dem Unsterblichen eine Lebensfreude, die, wie die Blume des Feldes, heute blühet, und morgen abgehauen und ins Feuer geworfen wird? Wird er um das Vergängliche das Unvergängliche hingeben, das Heil seiner unsterblichen Seele? Wird er den reinen Glanz derselben beflecken, damit sein irdisches Leben einen Augenblick im Farbenglanze des Glückes und Genusses schimmere? Und ist die längste Dauer unseres Lebens mehr als ein Augenblick? Freylich uns Eintagswesen dehnt sich der kleine Tropfen Zeit, in welchem wir schwimmen, zum unendlichen Meere aus, wenn wir vorwärts blicken; aber blicken wir rückwärts, so fließen viele Jahre in einen kleinen Zeitraum zusammen, dessen Gehalt nicht im Genusse irdischer Freuden, sondern im wahren, bleibenden Gewinne des Geistes besteht. Dann haben wir am meisten gelebt, wenn wir am meisten Gutes gethan, und im Geiste gelebt haben. Alle Blüthen des Genusses sind verwelkt, und ihr Anblick erregt nur eine unbefriedigte Sehnsucht; aber die Geistesblüthen, die wir eingesammelt haben, duften noch frisch und geben Labung und Erquickung. So betrachten wir das Leben der Menschen in der Geschichte: nicht das schätzen wir, was Einer genossen und gelitten, sondern was er für die Tugend und Wahrheit gethan und gewirkt hat.

Aller Jubel der Freude, alle Seufzer des Schmerzes verhallen im weiten Raume der Zeit; aller Glanz äusserer Herrlichkeit erbleicht vor dem ernsten, prüfenden Blicke der Geschichte: nur die Stimme der Weisheit wird gehört, nur das reine Licht geistiger Hohheit und Schönheit leuchtet fort und fort durch die Nacht der Zeiten. Wie wir unsere Vergangenheit betrachten, so sollen wir auch unsere Gegenwart und Zukunft betrachten, als eine Entwickelung des Lebens unseres Geistes, in welcher nur dessen reine Kraft Gehalt und Dauer hat; wie das fremde Leben in der Geschichte, so gelte uns auch unser eigenes nur nach seinem innern geistigen Werthe, welcher in Ewigkeit bleibt.

Wenn die Pflicht gebietet, so opfert der Weise jede Lebensfreude, die doch nur vergänglich ist, und legt sich willig Schmerz und Leiden auf, die eben so vergänglich sind. Prüfend mißt er den Lebensweg, den er gegangen ist; mag er durch blühende Gefilde oder über rauhe, steile Felsen geführt haben, wenn er nur gerade auf das Ziel der Tugend gerichtet war. Und so blickt der Weise auch in die Zukunft: das hohe Ziel fest ins Auge fassend, geht er gerade vor sich hin, und müßte er durch die Flammen der Zerstörung wandeln, er bebt nicht zurück. — Fodert es die Pflicht, so opfert er auch die edleren Güter des Lebens. In aller geistigen Zierde und Ausbildung gilt doch nur die freye, reine Kraft des Geistes; die Wahrheit ist nichts ohne den reinen Willen, die Schönheit nichts ohne das unbefleckte Gemüth. Muß der Weise also auch die Sehnsucht des Geistes nach Vervollkommnung und Erweiterung seiner Kräfte unbefriedigt lassen: so bleibt

ihm doch das reine, innere Wesen des Geistes, welches allein unsterblich ist. Alle Gaben und Vollkommenheiten gelten nur für diese Erde; in Wissenschaft und Kunst entfaltet sich nur die irdische Erscheinung des Geistes, und über das Grab hinaus folgt uns nur dessen innerstes, ewiges Wesen: behaupten wir also dieses, so haben wir Alles behauptet. Nur die Trägheit, mit welcher wir ohne Noth unsern Geist ungebildet lassen, nur der Stumpfsinn, durch welchen uns die geistige Vollkommenheit gleichgültig wird, findet hierin keine Entschuldigung. Streben und ringen soll der Geist, offen soll das Herz seyn für jedes Vollkommene und Schöne; aber wenn die Pflicht uns zu heiligen Opfern ruft, sollen wir Alles, auch das Edelste, willig hingeben.

Wie gern betritt der Weise, wenn ihn keine Pflicht hindert, die Laufbahn der Vollkommenheit, mit welcher frohen Thatkraft, mit welchem Muthe, mit welcher Verachtung aller Anstrengung, durchläuft er sie, und ringt nach den schönen am Ziele aufgesteckten Kränzen! Aber über denselben leuchtet ihm das himmlische Gestirn seiner ewigen Bestimmung, und dieses verliert er nie aus den Augen. In jedem Streben und Bemühen wacht in ihm das Bewußtseyn der Ewigkeit und der Würde seines unsterblichen Wesens. Wie fern auch der Kreis seines Wirkens von demjenigen liegt, was unmittelbar zum ewigen Heile der Seele gehört, er findet die Beziehung darauf in Allem; was er treibt, empfängt in seiner Hand eine himmlische Richtung. Ueberall ordnet er das Irdische dem Himmlischen unter. Im Streben nach Erkenntniß sucht er den Weg zur ewigen Wahrheit; erforscht er die Gesetze der Natur

und des menschlichen Geistes, so ist es nur, um den menschlichen Verstand dem Glauben an das Ewige zu unterwerfen, und ihn zu zwingen, daß er die Spuren der Allmacht Gottes in den Kräften und Wirkungen der Natur anerkenne; steht er im Dienste der menschlichen Gerechtigkeit, so sucht er das Urbild der ewigen Gerechtigkeit, das er in seiner reinen Brust trägt, im menschlichen Leben immer mehr zu verwirklichen; als Jünger der Kunst will er nur den Wohllaut der ewigen Harmonien, das reine Licht himmlischer Schönheit im Spiele irdischer Bewegungen, Umrisse und Farben für die menschlichen Sinne darstellen. Und wenn er in sich selbst alle Vollkommenheit zu vereinigen strebt, und alle Gaben seines Geistes zur ebenmäßigen Entwickelung bringt: so ist es nur sein ewiges, heiliges Wesen, das er dadurch verherrlichen will. Ein ernster, himmlischer Sinn weiht und heiligt jede Bewegung und Richtung seines Geistes, jedes Gefühl und jede Liebe; ein heiliger Wohllaut durchdringt sein ganzes Wesen; ein erhabener Ausdruck malt sich auf seinem Angesicht; und wer ihn sieht, erkennt in ihm einen Boten des Himmels, der nur auf Erden weilt, um die Menschen an das Ewige zu erinnern.

Wie erhaben und ernst der Weise ist, wie sehr sein Geist immer nach oben blickt, so warm und innig umfaßt er Alles, was auf Erden Liebe verlangt, und Liebe verdient. Er ermuntert und befördert jedes gute Bestreben, weckt jede schlummernde gute Kraft, und die Gleichgesinnten schließt er mit Begeisterung an sein Herz. Wer mit ihm hinauf zum Ewigen strebt, ist sein Freund und Bruder. Sein Herz, in welchem das unendliche Gefühl

des Ewigen lebt, ist reich genug, einen Jeden zu lieben, in welchem das Höhere erwacht ist. Aber was er liebt, liebt er nur um des Ewigen willen. Er ist ein zärtlicher Gatte und Vater. Aber in der Gefährtin des irdischen Lebens wählt er nur die Genossin auf dem Wege zur Ewigkeit; derjenigen, welche das reine, tiefe Gefühl seines Herzens versteht und erwiedert, die mit ihm den Blick zum Himmel richtet, in welcher er den unbefleckten zur Erde herabgestiegenen Engel erkennt, wendet er seine Liebe zu; und in aller Schönheit und Vollkommenheit, welche sie ziert, sieht er nur den irdischen Farbenschein, in welchem sich ihre Lichtgestalt offenbart. Und nie vergißt er, daß diese Erscheinung vergänglich ist, und im nächsten Augenblicke verschwinden kann. Indem er liebend die Blicke auf die schöne Gestalt heftet, denkt er, daß sie morgen in Staub und Asche zerfallen kann, daß vielleicht der nächste Sturmwind diese Rose entblättert. Mit seinem auf das Ewige gerichteten Blicke sieht er den Wurm des Todes an jedem noch so blühenden Leben nagen, und wie lange währt es, bis derselbe den innersten Lebenskeim mit scharfem Zahn angreift? Wenn er das blühende Kind auf den Knien wiegt, so denkt er: ach! dieser Engel ist dir vielleicht nur bis heute gegönnt, morgen wirft er die Hülle ab, und kehrt in das Reich des Lichtes zurück. Er sollte sich dir vielleicht nur in der Erscheinung einer schönen Menschenknospe zeigen, und die reife, köstliche Frucht ist dieser Erde nicht bestimmt. — Aber in diesen Todesgedanken liebt er nur wärmer und reiner. Diejenigen, denen der Tod einen geliebten Menschen, ein geliebtes Kind geraubt hat, wissen, daß sie die Entschlafenen mit erhöheter Liebe lieben;

das Bild derselben steht, von allen irdischen Flecken gereinigt, vor ihrer Seele, und strahlt in himmlischem Lichte; und eine unendliche Sehnsucht zieht das Herz nach oben zu ihnen hin. Ach! und wie beklagen wir es, daß wir sie im Leben nicht genug geliebt, und oft durch Kälte und Härte betrübt haben! Gern kauften wir alle Fehler, die wir gegen sie begangen, mit eben so vielen Jahren unseres Lebens zurück; aber ach! diese Klage und Reue ist vergeblich; die Todten kehren nicht ins Leben zurück! Der Weise erspart sich diese Reue, indem er seine Liebe in jedem Augenblicke durch den Gedanken des Todes läutert und reinigt. Je vergänglicher ihm die Erscheinung der Geliebten vorkommt, desto mehr sucht er das flüchtige Glück fest zu halten: in jeden Augenblick drängt er die ganze Fülle der unendlichen Liebe, die er im Herzen trägt, und hat er auch eine kurze Zeit geliebt, so hat er für die Ewigkeit geliebt. Mag er dann Jahre lang einsam, ohne zu lieben und geliebt zu werden, im Leben dasteben, er hat genug geliebt, und ist genug geliebt worden. Und ihm sind die theuren Todten nicht geraubt; was er an ihnen liebte, bleibt ihm, denn er liebte nur das Ewige für die Ewigkeit. Die irdische Gestalt modert im Grabe, aber die unsterbliche Seele lebt im Himmel; zu ihr wendet sich sein sehnender Geist empor, und an den Banden der heiligen Liebe, welche der Tod nicht zerreißen kann, welche Himmel und Erde verknüpfen, zieht sie ihn in ahnender Entzückung zu sich auf, und theilt mit ihm die Wonne des Himmels. — O könnten alle Menschen in diesem Sinne lieben, und den Gedanken der Ewigkeit in die irdischen Gefühle des Herzens tragen!

wie viel vollkommner würde das menschliche Leben seyn! Die bittere Quelle des Haders, des Verdrusses, des Hasses, wodurch das Familien-Glück so oft vergiftet wird, wäre verstopft. Am Rande des Grabes kann der Mensch den Andern nicht hassen; es ist ja nur Vergängliches, worüber sich Einer mit dem Andern entzweyt; und nur weil sie die Vergänglichkeit des Gegenstandes ihres Streites nicht anerkennen, erbittern sie sich gegen einander. Würde der Gatte seine Gattin im Jähzorne beleidigen, wenn er wüßte, das er sie morgen als Leiche sehen wird? Würde das Weib in gereizter Empfindlichkeit nicht duldend verstummen, wenn sie den, den sie doch von Herzen liebt, von welchem ihr ganzes Glück abhängt, im Geiste im Sarge erblickte? Ach! unser Leben ist so kurz, daß es nicht hinreicht, um uns zu lieben, geschweige um uns zu hassen. Ihr Verblendeten! haltet Haus mit der kurzen Zeit, die euch mit einander zu leben vergönnt ist, versöhnt euch und liebt euch! Ja, der Gedanke des Todes macht uns versöhnlich, und bricht die rohe Gewalt der Leidenschaft; der Haß ist sterblich, und nur die Liebe unsterblich, darum gewinnt sie vor dem Anblicke des Grabes neue Kraft. Das Haus, in welchem die Menschen ins Leben treten, und wieder daraus scheiden, sollte als Vorhof der Ewigkeit geweihet seyn. Unsichtbare Hände reichen von oben herein, und knüpfen und lösen, durch Geburt und Tod, die Familienbande: darum sollten uns diese heilig seyn durch den Gedanken der Ewigkeit. Heilig sollte den Eltern durch diesen Gedanken das Werk der Erziehung ihrer Kinder seyn, deren unsterbliche Seele ihnen zur Pflege anvertraut ist. Welcher Vater, der in seinem Kinde den

herabgestiegenen, bald vielleicht wieder zurückkehrenden Engel erblickte, könnte es sorglos verwildern und verderben lassen? Würde die Mutter nicht fester und strenger gegen die Begierden und den Eigensinn ihres Lieblings werden, wenn sie ihre Liebe von der reizenden Gestalt desselben auf seine unsterbliche Seele richtete? Ja, Mutterherz, liebe so warm und so innig, als du kannst, aber liebe rein und für die Ewigkeit! dann wirst du auch ewig lieben; der Tod kann dir auf kurze Zeit, aber nicht das Laster wird dir auf ewig den Liebling rauben, wenn du sein Herz mit reiner Liebe nährst; liebst du ihn als Engel, so wird er sich zum Engel verklären; und wie kurz er auf dieser Erde weilen mag, er wird die Segensspuren seines reinen Lebens zurücklassen.

Den Gedanken der Ewigkeit trägt der Weise auch in den Genuß der sinnlichen Freude des Lebens. Die lustigen Zecher erstarren vor dem Bilde des Todes, welcher mit Stundenglas und Hippe in ihren Kreis tritt, und sie an ihr bevorstehendes Stündlein mahnt. Der Weise erschrickt vor ihm nicht, denn er hat ihn stets vor Augen; aber für ihn hat er nicht jene schauderhafte Gestalt, ihm erscheint er als der liebliche Jüngling mit der umgekehrten Fackel. Wie der Tod in Allem, auch in der üppigsten Blüthe des Lebens, ist; wie jeder Genuß in seiner Befriedigung das Gefühl der Vergänglichkeit mit sich führt; wie der beständige Wechsel der sinnlichen Natur, der Auf- und Niedergang der Sonne, der Umkreis der Jahreszeiten, Grünen, Blühen und Verwelken, ein Bild des Todes, aber ein heiteres, ist: so erscheint dem Weisen, der keinen Augenblick des Lebens anders, als im Gefühl der Vergänglichkeit, faßt, Alles

nur in diesem Gefühl genießt, auch der menschliche Tod in heiterer Gestalt. Nur denjenigen, welche sich dem Genusse sinnlich hingeben, und darin die Vergänglichkeit vergessen, erscheint auf einmal das Bild derselben in grausender, gespenstischer Gestalt. Man sagt, das Christenthum habe uns diese Ansicht des Todes gebracht, weil es uns den Gedanken der Ewigkeit gelehrt; aber wer das sagt, kennt den Geist des Christenthums nicht, und versteht nicht das Geheimniß des Glaubens an die Auferstehung des Fleisches. Wie dem Christen alles Irdische sterblich ist, so ist auch Alles, und selbst das Fleisch, des ewigen Lebens fähig. Aus dem Grabe wird das Verweste zur unverweslichen Schönheit erstehen, indem der Geist das Fleisch mit schöpferischer Kraft durchdringt. So soll auch hier schon die reinigende Kraft desselben unsern Leib durchdringen, und das Verwesliche das Unverwesliche anziehen. Dann aber ist die Scheidewand zwischen Tod und Leben gefallen, das Leben weihet und reinigt der Gedanke des Todes, und den Tod überwindet und belebt das Leben; das christliche Bild des Todes ist heiterer, als es sich selbst die Alten gebildet, es ist das der Auferstehung selbst. — Wer so mit dem Gedanken des Todes genießt, der genießt im wahren Sinne. Nichts kann ihn in seiner Freude stören, kein Glockenschlag, keine Unterbrechung; kein Schatten fällt in das heitere Bild, keine Furcht und Sorge trübt die stets gleiche Stimmung der Seele. Mitten in den Freuden der Erde kann der Weise ohne Schrecken die Posaune des ewigen Gerichts vernehmen; unbefleckt, unentweiht, wach im Bewußtseyn der Ewigkeit, tritt er vor den Richterstuhl des unbestechlichen, aber auch barmherzigen Richters.

Denn stets hat der Weise Gott im Herzen, und auf Gott und seinen heiligen Willen bezieht er Alles und Jedes in seinem Leben — und das ist das Höchste und Heiligste in seiner Lebensansicht. Der Weise ist zugleich der Fromme, und in der Frömmigkeit wird seine sittliche Weihe vollendet. Das Bewußtseyn seiner unsterblichen Seele, woraus er jede Achtung und Liebe und den Maßstab für jede Schätzung und für jede Richtung nimmt, welches der Mittelpunkt seiner ganzen Lebensansicht ist, dieses Bewußtseyn ist nicht ohne den Gedanken Gottes; ein himmlisches Wesen, und das ist unsere Seele, kann nicht ohne den Herrn des Himmels gedacht werden; die Menschheit nicht ohne das Reich Gottes, und dieses nicht ohne Gott, welcher es erhält und regiert; der Geist nicht ohne den unendlichen, überschwenglichen Geist, welcher alle Geister geschaffen hat. Aber der Gedanke an Gott ist im Gemüthe des Weisen kein bloßer, kalter Gedanke, sondern lebendiges Gefühl, Gefühl seiner alles erfüllenden Gegenwart. Das göttliche Gesetz der Pflicht liest er nicht bloß in der Schrift, denkt es nicht bloß mit dem Verstande, sondern trägt es lebendig im Herzen, vernimmt es in der Stimme des Gewissens, in der Rechtsfoderung des Nebenmenschen, im Seufzer der unterdrückten Unschuld. In jedem Menschen sieht er das Ebenbild Gottes, und auf dessen Angesicht das Siegel der Unverletzlichkeit. Im heiligen Gebot der Menschenachtung fühlt er eine Ahnung der Majestät Gottes; durch den Sturm der Leidenschaften hindurch vernimmt er den himmlischen Ruf, und im Kampfe für die Pflicht, im Opfertode der Tugend, stärkt ihn das Vertrauen zu der ewigen Liebe.

In jedem Triebe der Natur erkennt er eine Offenbarung des göttlichen Willens, am klarsten im Gebote der Pflicht, aber auch in jeder andern reinen Liebe und Schätzung, wozu der Mensch durch seine Natur gedrungen ist. Jede Geistesgabe ist ihm ein Pfund, das ihm der Herr des Lebens anvertraut hat, um damit zu wuchern; jeden Keim und jede Knospe, die Gott in seinen Geist gelegt hat, fühlt er sich verpflichtet zu pflegen und zu entwickeln, damit dadurch der Garten Gottes verschönt und bereichert werde. Und so erscheint ihm auch in seinen Nebenmenschen jedes Streben des Geistes; als ein göttliches Geschenk betrachtet er es mit frommer Liebe, und pflegt und unterstützt es. Im lebendigen Gefühle Gottes, von seinem Geiste durchdrungen, ist er Mitarbeiter an seiner geistigen Schöpfung, sucht jede gefesselte Kraft zu entbinden, jeden schlummernden Keim zu wecken, jede verschmachtende Pflanze zu erquicken. Wenn das menschliche Leben reich und kräftig blüht, wenn jede Vollkommenheit gedeiht und jedes Streben gelingt, und das schöpferische Licht des Geistes sich im unendlichen Farbenspiel entfaltet: so freut sich der Weise in frommer Andacht der Ehre und Herrlichkeit des Schöpfers; denn Gott ist es, der Alles schafft und zu Allem das Gedeihen gibt.

„Die Erde ist des Herrn und was sie erfüllet.“ Gott ist es, der die Fülle der Lebenslust über seine Erde ausgegossen hat, und er will, daß wir dieselbe genießen; wir sollen schmecken und sehen, wie freundlich der Herr ist, und allezeit fröhlich seyn, wie die Schrift sagt. Wie der Weise seinen Geist aus der schaffenden Hand Gottes empfangen hat, so sieht er auch die

sinnliche Lebensäusserung desselben als ein Geschenk des Schöpfers an, wofür sein Herz voll frohen Dankes schlägt. Er genießt die Fülle der Natur mit reiner Freude, mit Mäßigung und freyer Besonnenheit, mit dem Gedanken an die Ewigkeit und mit frommer Danksagung gegen Gott. Dieses letzte und höchste Gefühl weihet seinen Lebensgenuß zu einer heiligen Handlung, und von ihm gilt, was der Apostel sagt: nichts ist verwerflich, was mit Danksagung genossen wird; dem Reinen ist Alles rein.

So vereinigt sich Alles, was der Weise achtet, liebt und schätzt, wornach er trachtet und strebt, was er thut und genießt, zuletzt in das heilige Gefühl der Andacht an Gott; alle Bewegungen, Weisen und Töne seines Lebens fließen in den Grundton des Willens Gottes zusammen, welcher die Harmonie des Weltalls trägt; alle irdischen Farben lösen sich in das reine Licht auf, welches den Thron des Ewigen umstrahlt.

Sechszehente Vorlesung.

Von der Klugheit, welche die Mittel zu den Zwecken erkennt und gebraucht: Verhältniß der Mittel zu den Zwecken: Wissenschaft und Geschicklichkeit, die Bestandtheile der Klugheit.

Bisher haben wir uns bemüht, die Zwecke des menschlichen Lebens kennen zu lernen, zu welchem Ende wir erstens die Triebe unserer sittlichen Natur erforschten, dann die Irrthümer und Verkehrtheiten, welche die Menschen in Auffassung und Befolgung derselben begehen, beleuchteten, und zuletzt die Lebensansicht des Weisen aufstellten, welcher alle Zwecke des menschlichen Lebens nach ihrem gegenseitigen Verhältniß und Werth anerkennt, und sich zur reinen, allseitigen Liebe der Menschheit und ihres wahren Heiles erhebt.

Aber mit der Erkenntniß der Zwecke ist das sittliche Leben noch nicht vollendet: es gehört auch noch Erkenntniß und Gebrauch der Mittel dazu. Es ist nicht genug, daß wir das rechte Ziel vor uns sehen, und darnach streben: wir müssen auch, um es zu erreichen, den Weg kennen, der dahin führt; es ist nicht genug, daß wir die gute Gesinnung haben: wir müssen sie auch in der Handlung beweisen, und um

dieß zu können, müssen wir Kräfte und Mittel zum Handeln haben; es ist nicht genug, daß Einer uns liebt: er muß auch seine Liebe äussern und auf eine Art, welche uns wohlthut und ihn in der That als unsern Freund erkennen läßt; damit er aber dieses könne, muß er uns und unsere Lage kennen, und die schicklichen Mittel wählen, uns seine Liebe zu beweisen. — Wir wollen den Fall setzen, daß gewisse Eltern ihre Kinder recht aufrichtig und rein lieben, und nichts angelegentlicher wünschen, als ihnen eine gute Erziehung zu geben; aber sie kennen die Mittel und Wege nicht, durch welche allein die Erziehung gelingt, sie sind über die Natur des Menschen und die zweckmäßige Behandlung desselben unwissend geblieben, und sehen wohl die Fehler ihrer Kinder, wissen aber nicht, wie sie dieselben ausrotten sollen; genug sie haben wohl das Ziel im Auge, aber sie kennen den Weg nicht, der dahin führt. — Ein Vater möchte seinen Sohn zu einem Gelehrten ausgebildet sehen; aber da er nicht selbst Gelehrter ist, und auch keinen Gelehrten zum Rathgeber hat: so kann er in Ansehung der Schulen und Lehrer, welchen er seinen Sohn anvertraut, keine glückliche Wahl treffen; und wenn nicht sehr günstige Zufälle eintreten, so wird er das beabsichtigte Ziel schwerlich erreichen, sein Sohn wird kein rechter Gelehrter werden. — Ein Anderer bemerkt, daß sein Sohn Anlage zu den zeichnenden Künsten hat; aber er selbst versteht nichts davon, und zum Unglück fällt er einem eigennützigen Pfuscher in die Hände, der sich in sein Vertrauen zu schleichen weiß; dieser nimmt den Sohn in die Lehre, und gibt ihm eine ganz falsche Anleitung.

Der Sohn merkt, daß er sich auf falschem Wege befindet, und klagt es dem Vater; aber dieser ist von dem Lehrmeister dermaßen eingenommen, daß er darauf keine Rücksicht nimmt, und die schöne Gabe des Sohnes bleibt unentwickelt. — Ein Landmann hat von der Natur eine entschiedene Anlage zur Tonkunst erhalten; aber es hat ihm gänzlich an Gelegenheit zu seiner Ausbildung gefehlt: und er, der einer der ersten Tonsetzer hätte werden können, ist darauf beschränkt, seine schöne Stimme in kunstlosem Gesang zu üben, und in dunklem Triebe einfache Liederweisen zu erfinden. Hieraus erhellet klar die Nothwendigkeit der Mittel zur Erreichung eines Zweckes.

Die Gesinnung, die Liebe, durch welche wir einen Zweck oder ein Gut suchen, und der beabsichtigte Zweck selbst ist durchaus etwas Inneres, was nur noch in unserem Herzen ruht; es ist eine Selbstbestimmung unseres Geistes, wodurch die Aussenwelt noch nicht bestimmt ist; damit dieß geschehe, muß es gleichsam aus dem Herzen hervor ins Leben treten, Wesen und Gestalt gewinnen, und der Natur der Dinge sich einprägen. Es hat z. B. Jemand das Bild eines schönen Pallastes in seiner Einbildungskraft entworfen, und sein Herz glüht, dasselbe zu verwirklichen. Was gehört aber dazu? Er muß das Bild zuerst auf das Papier hinwerfen in einer Zeichnung und einem Grundrisse; denn sonst versteht der Baumeister nicht, was er will. Er muß also dem innern Bilde eine äussere Gestalt geben, und so gewissermaßen der Natur das Gesetz seines Geistes aufprägen. Aber die Zeichnung auf dem Papier ist doch nur ein Schattenbild, und erfreut höchstens den Kunst-

sinn, bietet aber sonst keinen Genuß und Nutzen dar. Das Bild soll in Holz und Stein aufgeführt werden. Aber wie viel gehört dazu, daß dieß geschehe! Der todte Baustoff kann nicht durch Zauberkraft, durch den bloßen Wunsch, in Bewegung gesetzt werden, daß er sich nach den Gesetzen des Bildes zu dem erwünschten Bauwerke zusammenfüge; sondern dieß muß alles nach und nach nnd durch klug verbundene Mittel geschehen. Der Baumeister muß den Plan bis ins Einzelne ausarbeiten, den Bedarf an Baustoff berechnen, geschickte Arbeiter aufsuchen und anstellen: und zu dem Allen gehören Geldmittel. Damit also ein solcher Bauentwurf ausgeführt werde, muß der innere Gedanke und Wunsch äusserlich werden, und durch allerley Mittelursachen wirkend und schaffend in die Natur eingehen. Am deutlichsten wird dieses aus der einfachsten und häufigsten Art zu Handeln. Wenn wir etwas, was uns gefällt, zu haben wünschen, so strecken wir die Hand darnach aus, und nehmen es: hier wird unser innerer Wunsch äusserlich, indem wir das Gewünschte zu unserem Eigenthum machen, in die Natur der Dinge eingreifen, und ihr das Gesetz unseres Willens aufprägen. — Selbst dann, wenn unser Zweck in der Ausbildung unser selbst besteht, muß das, was wir wollen, aus dem Innern ein Aeusseres werden. Wollen wir unsern Körper ausbilden, so muß das, was unserem Geiste als Bild körperlicher Vollkommenheit vorschwebt, an unserem Körper sichtbar werden, und die äussere Natur muß dem innern Gesetze gehorchen. Ist es aber die Bildung des Geistes selbst, die wir uns als Ziel vorgesetzt haben, so ist doch auch hier das zu Bildende der Gegenstand

dessen, was die Bildung betreibt, und in Verhältniß zu diesem äusserlich; Herz und Wille, von welchen Trieb und Streben der Bildung ausgeht, sind der Mittelpunkt des Geistes, von welchem sich alle übrigen Thätigkeiten desselben ausbreiten, von welchem sie Nahrung und Richtung empfangen.

Dieses Aeusserlichwerden eines verborgenen Innern geht durch das ganze Leben und die ganze Natur. Der Mensch lebt nur insofern, wenigstens für Andere, und nimmt Theil am gemeinsamen Leben, als er das, was in ihm liegt, zur Erscheinung bringt, und von seiner inneren Geisteskraft Kunde gibt. Was der Mensch für die Geschichte seines Geschlechtes wird, das wird er nur durch dieses Hervortretenlassen dessen, was in ihm von geistiger Kraft und Fülle liegt. Alle Helden, Weisen, Dichter, Künstler greifen thätig, lehrend, bildend, schaffend, in die Geschichte ein, indem sie die geistigen Bilder, welche in ihrer Seele schlummerten, hervor ins Daseyn zu rufen, und denselben Ausdruck, Sprache, Gestalt zu geben wußten. Man betrachte das Auftreten eines Menschen von seiner Jugend an, wie sich das Kind entwickelt, wie der Jüngling zum Manne heranreift, und dieser wirkend ins Leben eingreift: ist es nicht das Hervortreten des verborgenen Menschengeistes, ein Wirken, Bilden und Handeln desselben in der äusseren Natur? Und nicht anders ist es in der übrigen Schöpfung. Die Pflanze wächst, blüht, trägt Früchte, indem der Lebensgeist, den der Schöpfer in sie gelegt, bildend, dem Erdenstoffe sein Gepräge aufdrückend sich hervordrängt, und sein inneres Wesen gleichsam im Lichte der Sonne entfaltet. So hat der Schöpfer,

indem er sein schaffendes Werde sprach, den Gedanken der Welt, den er (menschlich zu reden) in seinem Geiste trug, hervor in die Erscheinung treten lassen, und die Unendlichkeit seines innern Reichthums vor unsern staunenden Augen ausgebreitet, und uns einen Abglanz seiner göttlichen Herrlichkeit in die dunkle Welt geworfen.

Dieß ist das eine Verhältniß der Mittel zum Zwecke, daß nämlich dieser das Innere, und jene das Aeussere sind. Dasselbe Verhältniß läßt sich aber auch so fassen, daß der Zweck eine bloße Möglichkeit, eine Absicht, ein Wunsch, ein Streben ist, die Mittel aber ihn erst wirklich machen. Um bey dem vorigen Beyspiele zu bleiben, so ist der Entwurf eines Gebäudes ein bloßes geistiges Schattenbild, gleichsam ein Luftschloß, welchem erst durch die Ausführung Wirklichkeit gegeben wird. Allerdings hat ein im Geiste entworfenes Bild, als Werk des Geistes oder als innere Thatsache, eine gewisse Wirklichkeit; daß Jemand sich ein solches Bild entwirft, kann auf sein inneres Leben bedeutenden Einfluß haben, und ihn in Unruhe und Bewegung setzen, und es gehört mithin in seine innere Geschichte; auch in Vergleichung mit der anfänglichen, unbestimmten Vorstellung, mit dem allgemeinen Wunsche, ein schönes Gebäude aufzuführen, ist das in bestimmten Umrissen vorgestellte besondere Bild wirklich zu nennen: aber in Beziehung auf den Wunsch, das Gebäude aufgeführt zu sehen, und es zu bewohnen, fehlt doch die Wirklichkeit. So wird alles erst wirklich, was in die Erscheinung hervortritt, und wenigstens auf eine bestimmte Weise in das Bewußtseyn fällt. Die Liebe zur Wahr-

heit, die Begeisterung für die Schönheit, bleibt so lange im Reiche der Möglichkeit, als wir nicht zur Erforschung der Wahrheit selbst schreiten, und die Schönheit nicht in bestimmten Gestalten entweder selbst darstellen, oder doch anerkennen und bewundern. Die Anlage, welche ein Mensch zu irgend einer Kunst in sich trägt, ist als innere Beschaffenheit allerdings wirklich; aber in Beziehung auf den Zweck bleibt sie doch nur etwas Mögliches, wenn sie nicht ausgebildet wird. Gute Wünsche und Vorsätze ohne Ausführung sind nichts als Möglichkeiten, gehen nicht in das Reich der Wirklichkeit ein, tragen keine Früchte und bringen keine Wirkung hervor; und ein Mensch, der, wie es leider Viele sind, zwar reich an guten Wünschen und Vorsätzen, aber arm an Thaten ist, gehört in dieser Hinsicht selbst nur in das Reich der Möglichkeit; als Geschöpf, als Sinnenwesen, in Beziehung auf die Naturverhältnisse ist er allerdings wirklich, aber in Beziehung auf das sittliche Leben begnügt er sich mit Möglichkeiten. Freylich bleibt das Höchste, wornach wir streben, für uns schwache Sterbliche unerreichbar, und die Wirklichkeit faßt nicht die ewigen Urbilder; dennoch ist die Wirklichkeit dasjenige, worauf Alles beruht. Umgäbe uns nicht eine sichtbare, unsern Sinnen erfaßbare Natur; berührten uns nicht die Handlungen der Menschen und die Aeusserungen ihres Innern: so fehlte uns Alles, und selbst jene Urbilder würden wir nicht im Geiste tragen. Die Möglichkeit, die Idee wird immer über die Wirklichkeit hinausstreben; aber wir sollen uns beständig bemühen, sie zu verwirklichen, und die Natur und das Leben nach immer höheren Gesetzen zu gestalten.

Dasselbe Verhältniß der Mittel, als des Aeusseren, zum Zwecke, als dem Inneren, läßt sich auch so betrachten, daß durch die Mittel unser Wille die Natur und Aussenwelt beherrscht, und sich dienstbar macht. Die Kunst zu schwimmen ist das Mittel, das gefährliche Element des Wassers zu beherrschen, und ihm einen verunglückten Menschen abzuringen. Der des Schwimmens Unkundige kann seinen Wunsch und Willen, den Verunglückten zu retten, nicht geltend machen, und muß der Gewalt des Elements nachgeben. Der des Reitens Unkundige muß dem wilden, unbändigen Pferde, das er bestiegen, folgen, wohin es will. Derjenige, der durch Unfleiß und Sorglosigkeit es versäumt hat, sich mit Vorrath an Lebensmitteln zu versehen, unterliegt mit seiner Familie bey einer eintretenden Hungersnoth der Gewalt der feindseligen Natur, oder macht sich von der Wohlthätigkeit Anderer abhängig. Wer nicht die Gabe der Beredtsamkeit ausgebildet hat, und unfähig ist, vor einer großen Versammlung zu reden, hat das Mittel nicht in den Händen, sie nach seinen Absichten zu lenken, und sie von seiner Meinung zu überzeugen: mithin muß er einem fremden Willen folgen, und sich da unterordnen, wo er herrschen könnte. Und so geht es durch alle Verhältnisse hindurch. Nur durch Mittel der Wirksamkeit und deren geschickten Gebrauch können wir wirken und herrschen.

Ein anderes Verhältniß der Mittel zum Zwecke ist, daß jene das Viele, Mannichfaltige, Verschiedene sind, dieser aber die Einheit ist, mit welcher die Vielheit in Einklang gebracht wird. Das Gebäude und der Plan desselben ist die Einheit: wie

vielerley muß aber erst vereinigt und zusammengebracht werden, ehe das Gebäude zu Stande kommt! Die Baumaterialien müssen herbeygeschafft, die Arbeiter ein jeder an seinen Platz gestellt werden, und diese müssen jeden einzelnen Stein, jeden Balken genau nach dem Baurisse zusammenfügen, bis endlich das wohl eingerichtete, in sich zusammenstimmende Werk zur Freude des Betrachters emporsteigt. — Ein Kriegsheer besteht aus vielen einzelnen Menschen, von denen ein jeder seinen eigenen Sinn und Willen hat, und, wenn es auf ihn ankäme, dieses oder jenes thäte, dahin oder dorthin sich wendete; aber Alle gehorchen dem Worte und Winke eines Einzigen; der Wille desselben, ist die Einheit, nach welcher sich alle die vielen Einzelnen richten müssen. Zuerst müssen sie mehrere besondere Schaaren bilden, und den Befehlen der Anführer derselben gehorchen; dann werden diese verschiedenen Schaaren wieder in verschiedene Heerhaufen vereinigt, welche ihren Feldherrn gehorchen, und die Feldherrn dieser verschiedenen Heerhaufen gehorchen zuletzt dem obersten Feldherrn. Es handelt sich eben darum, den Feind aus einer gewissen Stellung zu vertreiben, wozu der Oberfeldherr den Plan entworfen hat. Ein jeder Unterfeldherr erhält nun von ihm den Befehl, mit seinem Heerhaufen zu einer bestimmten Stunde des Tags an einem gewissen Orte einzutreffen, und den Feind in der Flanke oder im Rücken anzugreifen: es ist ihnen allen Ein Ziel angewiesen, aber sie sollen es auf verschiedenen Wegen erreichen. Der Weg ist ihnen nur im Allgemeinen vorgeschrieben, das Besondere ihrem eigenen Ermessen überlassen. Nun entwirft ein jeder die Marschordnung für

seinen Heerhaufen, den er wieder in verschiedene Kolonnen vertheilt, und verschiedene Wege einschlagen läßt, wobey den Unterbefehlshabern ebenfalls Manches überlassen bleibt. So bewegt sich das ganze Heer nach einem Hauptplane, dessen einzelne Theile aber verschieden bearbeitet und ausgeführt sind, und der Wille des Feldherrn, der Ober- und Unterbefehlshaber verknüpfen und fügen sich in einander auf eine freye und doch einstimmige Weise. Das Heer zieht auf drey oder vier Straßen dem Schlachtfelde zu, die eine Kolonne hat einen kürzern, die andere einen längern Weg; aber alle treffen um dieselbe Stunde an der vorgeschriebenen Stelle ein. Hier ist die Einheit in der Vielheit recht anschaulich, und zugleich klar, wie nur durch beydes der Zweck erreicht werden kann. Die vielen einzelnen Krieger sind die Mittel, und ohne ihre Kräfte könnte der Feind nicht vertrieben werden; aber dieses würde auch nicht gelingen, wenn nicht alle diese vielen Einzelnen durch Ordnung und Zwang gleichsam Einen Willen hätten, oder ihren Willen dem allgemeinen Zwecke unterordneten. — Dasselbe Verhältniß der Einheit in der Vielheit findet in der Ausübung der Künste Statt. Eine Gesangweise besteht aus einer Menge hoher und niederer Töne, welche an sich verschieden und zum Theil mißhellig sind, und nur als Mittel gelten: die Idee, die Stimmung, welche durch die Weise ausgedrückt wird, der Geist gleichsam, der über dem Ganzen schwebt, ist der Zweck, der durch jene Mittel erreicht werden soll, oder die Einheit, zu welcher das Mannichfaltige zu verbinden ist, und die Folge der Töne, die Weise selbst, ist die Verbindung dieses Mannichfaltigen,

wodurch jene Einheit dargestellt wird. — Ein Maler hat eine Menge Striche zu machen und verschiedene Farben in einander zu mischen und neben einander zu stellen, ehe das Ganze des Gemäldes zu Stande kommt. Sein Zweck ist, einen gewissen geistigen Zustand, der Andacht, der Ergebung, darzustellen; das ist die Einheit des Ganzen; in diese Einheit nun müssen alle Züge des Gesichts und die Stellung des Leibes, und in diesen einzelnen Theilen wieder alle einzelnen Striche und Punkte zusammen stimmen, und als Mittel dem Zwecke des Ganzen dienen. Wenn ein Theil ungebürlich hervorragte, und sich durch eine allzustarke Beleuchtung auszeichnete, oder wenn die Farbe der Kleider, die Farbe des Gesichts allzusehr überstrahlte: so würde die Harmonie des Ganzen gestört, und der Zweck nicht erreicht seyn.

Diese Zusammenstimmung der Theile zum Ganzen, der Mittel zum Zwecke, hat in der Natur ihre größten Muster. Wie herrlich geordnet und zum Ebenmaß zusammengefügt ist die menschliche Gestalt! Ein Glied unterstützt das andere, und alle zusammen bilden das Ganze des Leibes, welchem sowohl zu seinen Verrichtungen, als zur Schönheit der Form nichts fehlt, dem man nichts zusetzen, aber auch nichts nehmen könnte, ohne ihn zu entstellen. — Das Ganze der göttlichen Schöpfung und ihren Zweck fassen wir nicht, so wie auch unser Auge nicht alle einzelnen Theile derselben übersieht; aber wir ahnen mit frommem Herzen den wunderbaren Einklang, in welchem jedes Einzelne sich an das Andere schließt, und Alles zusammen dem Ganzen dient.

Es gibt oft verschiedene Mittel zu einem und demselben Zwecke, und der Mensch hat dazwischen zu wählen; und wenn der Zweck von der Nothwendigkeit geboten wird, so sind doch oft die Mittel beliebig. Der kürzeste Weg zum Ziele ist nicht immer der bequemste, und der Eine wandelt lieber auf der gebahnten Straße, während der Andere den steilen Fußpfad vorzieht. Ein Jeder soll zwar die besten Mittel wählen, aber Einem ist dieses, dem Andern jenes das beste Mittel; und wenn Alle dieselben Zwecke suchen, so können sie diese nicht durch dieselben Mittel erreichen. Wenn dem Könige des Landes von den verschiedenen Ständen Beweise der Liebe und Ergebenheit gebracht werden sollen: so wird es der Bauer auf eine andere Art thun, als der Handwerker und Kaufmann; und wenn alle diese ihm vielleicht die Früchte des Landes und die Erzeugnisse des Fleißes zum Geschenke darbringen: so werden die Gelehrten und Künstler die Musen zu den Dolmetscherinnen ihrer Gefühle machen; und doch vereinigen sich Alle in dem Bestreben, sich als treue und ergebene Bürger und Unterthanen zu zeigen. — Es gibt verschiedene Regierungsformen, und eine jede hat ihre Vorzüge und Mängel, keine aber wird schlechthin als die beste für alle Völker und Staaten gelten können, weil dabey so viel auf die Eigenthümlichkeit und die Verhältnisse ankommt. Der Zweck der Gerechtigkeit und Vollkommenheit ist überall derselbe, aber man sucht ihn durch verschiedene Mittel zu erreichen. — Die Werke der Wohlthätigkeit können auf die verschiedenste Art geübt werden, indem ein Jeder mit Recht nur das gibt, was er selbst entbehren kann, aber auch, wenn er mehrerley entbehren

kann, das Bedürfniß der Armen verschieden beurtheilt. Der Eine wird vorzüglich für die äussere Nothdurft, der Andere für die geistigen Bedürfnisse sorgen; der Eine wird sich der Kinder, der Andere der Erwachsenen annehmen, während doch Alle von aufrichtiger Theilnahme und Liebe beseelt sind. — Diese Beliebigkeit der Mittel ist eine äusserst wichtige Folge ihrer Verschiedenheit: sie eröffnet dem Menschen einen großen Spielraum seiner Thätigkeit, und gibt dem Leben eine mannichfaltige Bewegung und Farbe. Aber bey dieser Beliebigkeit der Mittel besteht auch eine Nothwendigkeit derselben, indem der Satz gilt: wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; und da es oft nur Ein mögliches Mittel zu einem Zwecke gibt, wie z. B. der Fleiß zum Lernen, so bezieht sich jene Nothwendigkeit selbst auf die Wahl des Mittels.

Ein drittes wichtiges Verhältniß der Mittel zum Zwecke ist, daß in diesem der Werth liegt, den wir schätzen, daß er der Gegenstand unserer Liebe und Achtung ist, und uns als gut im höchsten Sinne gilt, das Mittel hingegen nur vom Zwecke den Werth entlehnt, und an sich, insofern es bloßes Mittel ist, keinen eigenen Werth hat, sondern bloß nützlich ist, und an sich weder geschätzt noch geliebt wird. Ein Gefäß, ein Geräth, das weder durch seinen Stoff, noch durch seine künstliche Zubereitung einen Werth an sich hat, sondern allein um des Gebrauchs willen geschätzt und gesucht wird, ist uns, sobald wir es nicht mehr gebrauchen, nur insofern noch von Werth, als es Andere gebrauchen, und wir es an sie verkaufen oder verschenken können; an sich aber hat es für uns keinen

Werth verloren. In demselben Verhältnisse stehen auch gewisse Handlungen zu dem dadurch zu erreichenden Zwecke oder der dadurch auszudrückenden Gesinnung. Es hat jemand eine Reise vor, und bedarf dazu aller-ley Zurüstungen: die Sorge dafür und die Geschäfte, die er deßwegen verrichten muß, verhalten sich zu der Reise, als dem Zwecke, wie bloße Mittel, und haben auch an sich nur insofern einen Werth, als sie dem Zwecke dienen. Er würde nicht diesen oder jenen Kauf machen, wenn er es nicht um der Reise willen thäte. Aber eine Reise selbst ist wieder nur das Mittel zu einem Zwecke: Jemand unternimmt nur darum eine Reise, um einen Freund, den er zu sprechen wünscht, aufzusuchen; der Kaufmann reist um seiner Geschäfte willen; der Kranke, um seine Gesundheit wieder herzustellen; der Gelehrte reist, um Bibliotheken und Gelehrte zu besuchen; der Naturforscher, um Beobachtungen zu machen; und Andere reisen, um im Allgemeinen die Welt kennen zu lernen, oder sich zu zerstreuen und zu vergnügen. Das Reisen hat nun nach diesen verschiedenen Zwecken einen verschiedenen Werth; Mancher wäre gern desselben ganz überhoben, weil sein Zweck auch wohl auf eine andere Art erreicht werden könnte; nur diejenigen, welche das Reisen auf eine mannichfaltige, vielseitige Art benutzen, und keinen bestimmten Zweck im Auge haben, sondern für alles, was ihnen begegnet, ein offenes Auge und Herz haben, werden darauf einen höhern Werth legen; das Mittel wird ihnen so vielfachen Nutzen und Vergnügen gewähren, daß sie es kaum mehr von dem Zwecke selbst unterscheiden; indessen bleibt es immer nur ein Mittel,

und kein vernünftiger Mensch wird reisen, um zu reisen, sondern um dadurch sein Leben auf irgend eine Weise zu verbessern, zu vervollkommnen, zu bereichern. — Zu den bloß mittelbaren Handlungen gehören alle die Vorsichtsmaßregeln, welche wir um unserer Gesundheit willen beobachten, und welche an sich keinen Werth haben. Derjenige, welcher eine sitzende Lebensart führt, muß sich Leibesbewegung machen, während der Landmann seine Erholung gerade in der Ruhe sucht. Der Eine enthält sich gewisser Speisen, welche der Andere ohne Schaden genießen kann. In solchen Handlungen hat allein die Liebe zur Ordnung, die Besonnenheit und Mäßigung, mit welchen sie geübt werden, einen sittlichen Werth; an sich aber und in Beziehung auf den Zweck gelten sie bloß als Mittel, und könnten auch wohl unterbleiben, wenn der Zweck auf eine andere Art zu erreichen wäre. — Dieselben Handlungen können einen ganz verschiedenen Werth haben, je nachdem die Gesinnung verschieden ist, aus welcher sie hervorgehen. Es geben drey Menschen einem Armen dasselbe Almosen; der Eine, selbst nicht begütert, gibt ihm, vom Mitleiden ganz durchdrungen, das letzte Stück Geld, das er in der Tasche hat, und wovon er seine nächste Mahlzeit besorgen sollte; der Andere, ein Reicher, fühlt auch einiges Mitleiden, aber er ist zu geizig, um viel zu geben, und begnügt sich mit einem Almosen, das nach Verhältniß seines Reichthums sehr gering ist; der Dritte gibt, was er gibt, gar nicht aus Mitleiden, sondern bloß um den Schein der Wohlthätigkeit zu haben. Diese drey verschiedenen Handlungen sind, wenn wir von den sie begleitenden Gebehrden

und Reden absehen, wodurch sie allerdings sehr verschieden seyn können, äusserlich ganz gleich, und haben doch einen sehr verschiedenen Werth, wenn wir auf die dadurch ausgedrückte Gesinnung sehen.

In der That gibt es wenige Handlungen, welche rein nur als Mittel gelten, ohne daß nicht in ihnen selbst wieder ein Zweck läge. Mittelbar sind die Bewegungen der Glieder, die wir in irgend einer Absicht vornehmen. Wir brauchen unsere Füße, und gehen einen Weg, um uns an einen Ort zu begeben; wir strecken unsere Hand aus, um dieses oder jenes zu ergreifen; wir erheben unsere Stimme, um Jemanden zu rufen. Aber auch in solchen an sich unbedeutenden Handlungen kann, abgesehen von dem dadurch zu erreichenden äusseren Zwecke, ein innerer Zweck gesucht werden. Der edle, seiner Vollkommenheit beflissene Mensch wird solche Handlungen nicht nur zweckmäßig einrichten, und dabey nicht zu viel und nicht zu wenig thun, sondern sie auch mit Anstand, Würde und Anmuth verrichten. Für den Zweck des Ergreifens kann es gleichgültig seyn, ob ich die Hand so oder so ausstrecke; aber die eine Art wird anständiger und zierlicher, als die andere seyn. Ein Pferd zu reiten, hat an sich keinen Zweck, als sich die Schnelligkeit desselben zu eigen zu machen, und an sich kommt es nur darauf an, daß man fest darauf sitze; aber der edle Mensch will auch schön reiten, weil er in Allem vollkommen zu seyn wünscht. Eine Sprache ist eigentlich nichts als ein Mittel, seine Gedanken auszudrücken; und man kann eine fremde Sprache mit verschiedenen Absichten erlernen und gebrauchen. Der Eine lernt nur so viel, als er

braucht, um sich im Wirthshause durchzuhelfen; der Andere begnügt sich damit, daß er einen Geschäftsbrief darin schreiben lernt; der Dritte gibt sich nicht mit dem Schreiben ab, sondern übt sich bloß in der Umgangssprache; der Sprachforscher sucht eine fremde Sprache in ihrem grammatischen Bau und Wortvorrath, in ihrem Geist und Charakter, als Ausdruck des geistigen Lebens des Volkes, kennen zu lernen, ohne daß er sie vielleicht spricht oder schreibt. Alle diese betrachten eine Sprache nur als Mittel zu einem gewissen Zwecke, und je höher und vielseitiger dieser Zweck ist, desto mehr Werth legen sie auf das Mittel. Aber eine Sprache kann auch selbst als Zweck betrachtet und behandelt werden, und jedes gebildete Volk wird die seinige so behandeln. Es wird sie nicht bloß dazu gebrauchen, daß es dadurch seine Gedanken und Empfindungen ausdrücke, sondern sie im Gebrauch zugleich nach den Gesetzen der Schönheit und des Wohllauts ausbilden, daß sie für sich selbst als Kunstwerk gelte. Allerdings ist sie dann nur Ausdruck der Schönheitsliebe und Gegenstand des Bildungstriebes, und insofern auch bloß Mittel; aber der Zweck, dem sie dient, liegt dann doch in ihr selbst, und sie dient dann wenigstens nicht bloß als Mittel der Verständigung.

In der Natur ist alles zugleich Mittel und Zweck. Die Pflanze ist das Nahrungsmittel des Thieres, aber in ihrer Schönheit zugleich Zweck. Das Insekt dient dem Vogel als Nahrung, und ist insofern ein bloßes Mittel; aber sollte der Schöpfer ein lebendiges Wesen bloß zum Fraß des andern geschaffen haben? Indem es, wenn auch nur auf kurze Zeit, die Erscheinung

des Lebens entfaltet, ist es selbst Zweck, und verkündigt die Schöpferehre Gottes. Die Erde dreht sich um die Sonne, und diese erleuchtet und erwärmt sie; beyde sind für einander Mittel, aber auch wieder Zweck, indem die eine, wie die andere, Leben auf sich erzeugt und ein Schauplatz der göttlichen Schöpfung ist. — Der Mensch ist allerdings nie ein Mittel, und soll sich weder als Mittel gebrauchen lassen, noch von Andern dazu gebraucht werden. Aber mit seinen Handlungen soll er aus Liebe Andern dienen, und so ist das wohlgeordnete sittliche Leben eine Kette von gegenseitigen Dienstleistungen: der Landmann dient dem Städter, und dieser jenem; der Handwerker, der Künstler, der Kaufmann, der Gelehrte dienen und unterstützen sich gegenseitig, die Krieger und Beamten dienen den Bürgern, und diese wieder jenen; der Vater dient dem Sohne, der Gatte der Gattin, und umgekehrt; und aus diesem gegenseitigen Ineinandergreifen erbaut sich das vielseitige, einstimmige Ganze des Lebens.

So ist auch das Leben des Einzelnen eine Zusammensetzung von Handlungen, von denen die einen Mittel der andern sind, alle aber doch auch in sich selbst einen Zweck tragen. Vieles thun wir in der Absicht, um unsern Lebensunterhalt zu erwerben, und wir genießen das Erworbene, um uns wieder zur Arbeit geschickt zu machen. Wir müssen Vieles lernen, um dereinst davon für unsere Geschäfte Gebrauch zu machen. Wir übernehmen und verrichten gewisse Geschäfte, um uns dadurch den Weg zu einem andern, höheren Wirkungskreise zu bahnen, welcher das Ziel unseres Ehrgeizes ist, oder um dadurch eine sorgenfreye Muße zu

gewinnen, und dann ungestört unserer Bildung oder einer Lieblingsbeschäftigung zu leben. Aber jede dieser Handlungen hat auch wieder in sich selbst einen Zweck, oder kann ihn haben. Daß wir unsern Unterhalt erwerben, ist nicht nur durch das Bedürfniß geboten, sondern die Arbeit und Thätigkeit hat auch in sich selbst schon einen Werth, weil der Mensch seiner Natur nach thätig seyn muß, und weil darin das Leben sich unmittelbar kund thut. Der Genuß der Nahrung soll allerdings unsern Leib stärken und erquicken; aber dabey sollen wir auch eine vernünftige Freude an unserm sinnlichen Wohlbefinden haben, und darin das Leben selbst auffassen: lernen müssen wir, um davon einen nützlichen Gebrauch zu machen; aber das Lernen soll uns als Uebung des Geistes selbst gelten, und die sich dabey entwickelnde Thätigkeit desselben hat um ihrer selbst willen schon einen Werth. Man soll auch beym Lernen nicht gar zu ängstlich immer den beabsichtigten Zweck ins Auge fassen, sondern an der Sache selbst Freude haben. Es ist nicht zu tadeln, wenn man seinem Bestreben ein hohes Ziel setzt, und z. B. nach einem wichtigen Amte ausgeht; aber auf den Mittelstufen, welche deßwegen zu durchlaufen sind, soll man demungeachtet mit Liebe und Eifer arbeiten, und selbst in dem untergeordnetsten Amte ein Ziel finden, bey welchem man mit Liebe verweilt. Das ist das vollkommenste menschliche Leben, in welchem nichts bloßes Mittel ist, sondern Alles zugleich Zweck; das ist der vollendetste Mensch, der jeder auch unbedeutenden oder mittelbaren Handlung das Gepräge der Liebe aufdrückt, der nichts als Taglöhner thut, weil es die Noth erfodert, oder

weil es die Stufenfolge seines Planes mit sich bringt, sondern entweder dasjenige ganz von sich weist, womit er sich nicht befassen mag, oder, was er übernimmt, mit Liebe betreibt.

Ein Zweck, der durch viele andere Handlungen, die auch an sich wieder Zweck sind, zu erreichen ist, oder dem andere Zwecke untergeordnet sind, nennen wir den Endzweck, der aber auch wieder nach verschiedenen Beziehungen gedacht und ebenfalls untergeordnet seyn kann. Jemand setzt sich vor, verschiedene Sprachen zu lernen, sich verschiedene Fertigkeiten zu erwerben, das sind mehrere Zwecke seines Strebens; der Endzweck aber ist, irgend eine Wirksamkeit dadurch zu erlangen; aber der höchste Zweck ist doch, dadurch seine Ehre als Mensch zu behaupten und seine Liebe gegen die Menschheit zu beweisen, und der allerhöchste Zweck, der letzte Endzweck, ist, Gott zu dienen.

Eine Handlung wird gewöhnlich das Mittel zu einer andern durch ihre Folge. Die Uebungen des Fleißes, wodurch man sich Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwirbt, haben zur Folge, daß uns Geschäfte und Aemter anvertraut werden; und die treue und geschickte Verwaltung des einen Amtes hat zur Folge, daß uns ein wichtigeres anvertraut wird. Körperliche Genüsse und Anstrengungen äussern nachtheilige und vortheilhafte Wirkungen auf den Gesundheitszustand unsers Körpers, und darin bestehen ihre Folgen. Durch gewisse Handlungen verdienen wir die Liebe, durch andere erregen wir den Haß unserer Nebenmenschen, und dadurch können sie für unser ganzes Leben wichtige Folgen haben. Eben so können unsere Handlungen für Andere wichtige Folgen

haben, und dadurch einen bedeutenden Einfluß auf ihr Leben äussern. Manche Handlungen sind erst durch ihre Folgen wichtig, andere gelten sogleich durch sich selbst. Die Folgen einer Handlung in Erwägung zu ziehen, ist durchaus eines vernünftigen Menschen würdig; die Handlung ist erst ganz, was sie ist, durch ihre Folgen, und demnach müssen wir auch diese mit beabsichtigen und berechnen, wenn wir unserer Handlungen Herr seyn wollen. Das Kind richtet etwas an, ohne die schädlichen Folgen zu kennen und zu überlegen; aber der erwachsene, reife Mensch soll nichts thun, ohne die Folgen zu berechnen. Bey den meisten Handlungen nun läßt sich diese Berechnung mit ziemlicher Sicherheit anstellen, weil wir aus Erfahrung vielleicht schon dieselben oder ähnliche Fälle kennen; aber in ausserordentlichen und wichtigen Lagen des Lebens ist diese Berechnung äusserst unsicher, und kann sehr trügen. Alsdann gilt immer die Absicht, mit welcher man die Handlungen unternahm, und die Folgen derselben in Erwägung zog. Man kann unvorsichtig und unklug gehandelt haben, aber man hat aus guter Gesinnung gehandelt, und auf die Gesinnung kommt zuletzt alles in der Sittlichkeit an. Es gibt aber auch Handlungen, welche schlechthin durch sich selbst, und nicht erst durch ihre Folgen gelten, und bey denen diese nicht die Beweggründe der Ausführung oder Unterlassung abgeben dürfen. Eine gerechte Handlung kann mir oder Andern verderblich werden, darum muß sie aber doch geschehen. Es kann der Fall kommen, daß ich durch die Ausübung strenger Gerechtigkeit meine Familie in Mangel und Noth bringe, und dennoch darf ich nicht wanken,

zu thun, was die Pflicht gebietet; denn diese fodert ohne alle Rücksicht auf die Folgen.

Eine Handlung kann als Mittel zu einer andern entscheidenden That an sich unbedeutend und untergeordnet seyn, so daß sie nicht für sich selbst schon den Zweck in sich schließt; aber keine darf als Mittel zu einem andern Zwecke gebraucht werden, welche einem sittlichen Zwecke oder Gesetze zuwider läuft, oder mit andern Worten: man darf zu guten Zwecken keine schlechten Mittel gebrauchen. Man darf z. B. nicht stehlen, um wohlthätig zu seyn. Soviel ist richtig, daß ein Dieb aus dieser uneigennützigen Absicht edler ist, als ein anderer, der für sich selbst stiehlt; allein er handelt doch mit empörerischer Willkür gegen die sittliche Ordnung der Dinge. Daß ein Armer darbt und schmachtet, thut dem Menschenfreunde weh; er kann auch mit Unwillen sehen, daß ein reicher Geizhals ganz unempfindlich zusieht, ohne Hülfe zu leisten. Aber darum wird er doch nicht durch einen Bruch des öffentlichen Friedens, durch einen Diebstahl, helfen wollen, weil dadurch das unbezweifelte Recht eines Einzelnen und somit die ganze sittliche Ordnung verletzt werden würde. Es kann freylich auch die Folge einer Ungerechtigkeit seyn, daß ein Armer mitten unter Mitbrüdern verschmachtet, weil ein Jeder, der helfen kann, die Pflicht hat, zu helfen, wo so große Noth ist; und hätte man ein Mittel den Geizigen zur Hülfleistung zu zwingen, so dürfte und sollte man es anwenden; aber eigenmächtig und willkürlich darf man nicht verfahren. Man muß nämlich nicht bloß einzelne Zwecke, die man erreichen will, ins Auge fassen, sondern immer auf das Ganze des sittlichen Lebens sehen,

Opfert man den einen Zweck auf, um den andern zu erreichen, so handelt man unsittlich, um sittlich zu handeln, was ein innerer Widerspruch ist. — Ein anderes Beyspiel. Es hat jemand den edlen Ehrgeiz, ein Amt zu erhalten, das ihm einen großen Kreis der Wirksamkeit öffnet: der Ehrgeiz ist edel, auch wenn er nicht ganz uneigennützig, nicht ganz frey von Eigenliebe ist, weil es in der Natur des Menschen liegt, und eine Foderung der wahren Ehrliebe ist, sich und seine Kräfte geltend zu machen. Ein solcher möchte immer sein Ziel verfolgen, nur sollte er es auf dem Wege der Gerechtigkeit und Ehre thun; aber, indem er nach äusserer Ehre strebt, opfert er seine innere Ehre und persönliche Würde dadurch auf, daß er einem despotischen Minister, von welchem die Ertheilung jenes Amtes abhängt, in einer ungerechten Sache nicht, wie er sollte, Widerstand leistet, und sich blind als dessen Werkzeug gebrauchen läßt. Hier ist der innere Widerspruch ganz klar. Man kann nicht durch Unehre Ehre erlangen; die äussere Ehre ist nichts ohne die innere. — Oft ist es eine falsche Rücksicht auf die Folgen ihrer Handlungen, wodurch die Menschen bewogen werden, schlechte Mittel zu guten Zwecken zu gebrauchen. Ein Beamter hat die Pflicht, sich der höheren Gewalt zu widersetzen, und eine im Werke seyende Ungerechtigkeit zu verhindern, oder abzutreten. Aber er bedenkt, daß vielleicht dann ein Schlechterer an seine Stelle treten wird, und glaubt, daß er lieber eine Ungerechtigkeit zugeben müsse, um tausend andere zu verhüten, und fügt sich daher in die ungerechte Maßregel. Aber in Fällen, wo das Recht auf dem Spiele steht, soll man nicht erst die anderweitigen Folgen berechnen;

denn hier liegt ein unmittelbarer Zweck vor, der nicht aufgeopfert werden darf. Auch ist diese Berechnung trügerisch. Es mag seyn, daß der vermuthliche Nachfolger ungerecht ist, und gern zu allen Ungerechtigkeiten die Hand bieten wird; aber wenn der gegenwärtige Inhaber des Amtes sich jetzt in den Willen ungerechter Obern fügt, so kann und muß er es, wenn er folgerichtig seyn will, auch ferner thun, es werden auch so eine Menge Ungerechtigkeiten geschehen, und so kommt die Sache ziemlich auf eins hinaus: es ist daher besser, der Beamte beharrt, ohne auf die Folgen zu sehen, auf dem einfachen Rechte, und läßt für das Uebrige Gott sorgen. — Bey Staatsumwälzungen pflegt es oft zu geschehen, daß man, um einen angeblich oder wirklich guten Zweck durchzusetzen, um einen bessern Zustand der Dinge herbeyzuführen, sich ungerechte Mittel, Mord und Unterdrückung, erlaubt. Der Eifer, in welchem solches geschieht, kann aus wahrer Liebe zur Gerechtigkeit entspringen, ist aber doch unrein und leidenschaftlich, und der beabsichtigte Zweck wird schwerlich durch solche Mittel erreicht werden. Das Gute kann nur durch das Gute, die Gerechtigkeit nur durch die Gerechtigkeit erlangt und befestigt werden. Allerdings muß im Staatsleben die Gerechtigkeit durch Zwang und Gewalt geschützt werden, aber diese darf nicht in ihrem Gebrauch eine Ungerechtigkeit einschliessen, widrigenfalls sie ihrem Zwecke zuwider läuft. Wollte man sagen, es muß zuweilen die Gerechtigkeit gegen die Einzelnen der Gerechtigkeit gegen das Ganze untergeordnet werden: so gilt dagegen die Frage, worin liegt die Gewähr, daß derjenige, welcher in Einem Falle das Recht verletzt, es in andern Fällen

Opfert man den einen Zweck auf, um den andern zu erreichen, so handelt man unsittlich, um sittlich zu handeln, was ein innerer Widerspruch ist. — Ein anderes Beyspiel. Es hat jemand den edlen Ehrgeiz, ein Amt zu erhalten, das ihm einen großen Kreis der Wirksamkeit öffnet: der Ehrgeiz ist edel, auch wenn er nicht ganz uneigennützig, nicht ganz frey von Eigenliebe ist, weil es in der Natur des Menschen liegt, und eine Foderung der wahren Ehrliebe ist, sich und seine Kräfte geltend zu machen. Ein solcher möchte immer sein Ziel verfolgen, nur sollte er es auf dem Wege der Gerechtigkeit und Ehre thun; aber, indem er nach äusserer Ehre strebt, opfert er seine innere Ehre und persönliche Würde dadurch auf, daß er einem despotischen Minister, von welchem die Ertheilung jenes Amtes abhängt, in einer ungerechten Sache nicht, wie er sollte, Widerstand leistet, und sich blind als dessen Werkzeug gebrauchen läßt. Hier ist der innere Widerspruch ganz klar. Man kann nicht durch Unehre Ehre erlangen; die äussere Ehre ist nichts ohne die innere. — Oft ist es eine falsche Rücksicht auf die Folgen ihrer Handlungen, wodurch die Menschen bewogen werden, schlechte Mittel zu guten Zwecken zu gebrauchen. Ein Beamter hat die Pflicht, sich der höheren Gewalt zu widersetzen, und eine im Werke seyende Ungerechtigkeit zu verhindern, oder abzutreten. Aber er bedenkt, daß vielleicht dann ein Schlechterer an seine Stelle treten wird, und glaubt, daß er lieber eine Ungerechtigkeit zugeben müsse, um tausend andere zu verhüten, und fügt sich daher in die ungerechte Maßregel. Aber in Fällen, wo das Recht auf dem Spiele steht, soll man nicht erst die anderweitigen Folgen berechnen;

denn hier liegt ein unmittelbarer Zweck vor, der nicht aufgeopfert werden darf. Auch ist diese Berechnung trügerisch. Es mag seyn, daß der vermuthliche Nachfolger ungerecht ist, und gern zu allen Ungerechtigkeiten die Hand bieten wird; aber wenn der gegenwärtige Inhaber des Amtes sich jetzt in den Willen ungerechter Obern fügt, so kann und muß er es, wenn er folgerichtig seyn will, auch ferner thun, es werden auch so eine Menge Ungerechtigkeiten geschehen, und so kommt die Sache ziemlich auf eins hinaus: es ist daher besser, der Beamte beharrt, ohne auf die Folgen zu sehen, auf dem einfachen Rechte, und läßt für das Uebrige Gott sorgen. — Bey Staatsumwälzungen pflegt es oft zu geschehen, daß man, um einen angeblich oder wirklich guten Zweck durchzusetzen, um einen bessern Zustand der Dinge herbeyzuführen, sich ungerechte Mittel, Mord und Unterdrückung, erlaubt. Der Eifer, in welchem solches geschieht, kann aus wahrer Liebe zur Gerechtigkeit entspringen, ist aber doch unrein und leidenschaftlich, und der beabsichtigte Zweck wird schwerlich durch solche Mittel erreicht werden. Das Gute kann nur durch das Gute, die Gerechtigkeit nur durch die Gerechtigkeit erlangt und befestigt werden. Allerdings muß im Staatsleben die Gerechtigkeit durch Zwang und Gewalt geschützt werden, aber diese darf nicht in ihrem Gebrauch eine Ungerechtigkeit einschliessen, widrigenfalls sie ihrem Zwecke zuwider läuft. Wollte man sagen, es muß zuweilen die Gerechtigkeit gegen die Einzelnen der Gerechtigkeit gegen das Ganze untergeordnet werden: so gilt dagegen die Frage, worin liegt die Gewähr, daß derjenige, welcher in Einem Falle das Recht verletzt, es in andern Fällen

achten und schonen werde? Sollen ihn die neugegründeten Gesetze binden? Diese kann er aber eben so gut brechen, als diejenigen, auf deren Umsturz sie gegründet wurden. Auf den Geist der Gerechtigkeit kommt Alles an; er ist, wie der höchste Zweck, so auch das einzige Mittel, diesen Zweck zu erreichen.

Das sind die Verhältnisse der Mittel zu den Zwecken. Diese sind das Innere, jene das Aeussere; diese sind Sache unseres Willens und gehören ins Reich der Möglichkeit, jene machen das Mögliche wirklich, und geben dem Willen die Herrschaft über die Natur und die äusseren Verhältnisse; die Zwecke sind die Einheit, welcher die Mittel als die Vielheit und Mannichfaltigkeit untergeordnet werden, die Zwecke sind nothwendig, die Mittel aber oft beliebig; in den Zwecken liegt der Werth, und die Mittel erhalten erst durch ihre Richtung auf den Zweck ihren Werth. Eine Handlung kann zugleich Mittel und Zweck seyn, indem sie zu einem Endzwecke dient; und es ist sogar des sittlichen Menschen würdig, jedes Mittel zugleich in gewisser Beziehung als Zweck zu behandeln, und nichts ohne Liebe zu betreiben. Dagegen darf keine Handlung, die als Mittel zu einem anderweitigen Zwecke dient, einem nähern Zwecke zuwiderlaufen.

Die Mittel zu suchen und anzuwenden, ist die Sache der Klugheit, welche man genau von der die Zwecke erkennenden und vorschreibenden Weisheit zu unterscheiden hat. Beyde, Klugheit und Weisheit, gehören dem menschlichen Verstande, als dem willkürlichen Bewußtseyn überhaupt, an, sind aber der Thätigkeit nach verschieden. Die Weisheit hat ihren

Namen vom Wissen, weil die Zwecke wegen ihrer Nothwendigkeit Gegenstand des sichern, zuverlässigen Wissens sind; die Klugheit aber heißt so vom Lugen oder um sich blicken und spähen, weil sie die Mittel, Gelegenheiten und Folgen der Handlungen ins Auge faßt. Das Wissen ist von Zeit und Ort unabhängig, ist innerlich, und hat in sich selbst seine nothwendigen Gesetze; das Lugen bezieht sich aber ganz auf das Aeussere, und wird ganz von der Aussenwelt bestimmt. Hiernach wäre die Klugheit soviel als Vor- und Umsicht, und so wird sie auch gewöhnlich gefaßt; wenn man sagt, daß jemand Klugheit besitze, so meint man, daß er Zeit und Gelegenheit und Mittel zum Handeln mit richtigem Blicke zu erkennen, zu beurtheilen und auszuwählen wisse. Aber so faßt man die Klugheit doch zu eng. Um die äusseren Verhältnisse richtig zu beurtheilen, muß man eine Menge Kenntnisse haben. Der Handelsmann muß, wenn er mit Klugheit spekuliren will, den Stand des Handels und die politischen und übrigen Verhältnisse der Zeit kennen. Der Fabrikant wird nur dann mit Glück auf neue Erzeugungsarten sinnen, wenn er mit chemischen, physikalischen und mechanischen Kenntnissen ausgerüstet ist. Der Staatsmann kann nur dann Klugheit haben und beweisen, wenn er nicht nur die gegenwärtige Lage, sondern auch die Geschichte seines und der benachbarten Staaten, kennt, weil die Mittel und Wege seiner Wirksamkeit eben so wohl durch die gegenwärtige Lage der Dinge, als durch die Vergangenheit bedingt sind, und die Bedürfnisse und Bestrebungen des Volkes, an dessen Regierung er Theil nimmt, ihre Wurzeln in dessen

früherer Geschichte haben. Ein kluger Gesetzgeber ist nicht ohne die Kenntniß aller übrigen Gesetzgebungen und der Rechtsgeschichte seines Volkes zu denken. Ein kluger Feldherr muß der Kriegskunst seiner Zeit ganz mächtig seyn, und auch die Geschichte derselben kennen; er muß übrigens mit mannichfaltigen andern Kenntnissen aus dem Gebiete der Mathematik, der Erd-, Menschen- und Naturkunde ausgerüstet seyn. In jedem Verhältnisse des Lebens wird dem Klugen Welt- und Menschenkenntniß unentbehrlich seyn; Menschen und Verhältnisse des Menschenlebens sind es, welche theils die Mittel zum Handeln darbieten, theils Werkzeuge und Gegenstände des Handelns sind: mithin muß man mit ihrer Natur vertraut seyn, um sich nicht in der Behandlung derselben zu täuschen. Die Mittel, mit deren Auffuchung und Anwendung die Klugheit beschäftigt ist, beziehen sich im Allgemeinen auf die Beherrschung, Behandlung, Gestaltung der Natur und Aussenwelt; man kann aber nur dasjenige behandeln und gestalten, was man kennt: mithin gehört zur Klugheit in ihrem ganzen Umfange die Erkenntniß der Natur und Geschichte oder der Aussenwelt, und in ihr Gebiet fallen alle die Wissenschaften, welche die Erforschung der Natur und Geschichte zur Aufgabe haben. Aber man kann die Aussenwelt nicht verstehen, ohne sich selbst zu verstehen, namentlich kann man den Menschen nicht kennen, ohne sich selbst zu kennen: mithin gehört auch zu den nothwendigen Grundlagen der Klugheit die Selbsterkenntniß. Diese ist um so nothwendiger, als das sittliche Handeln nicht ohne Berücksichtigung der eigenen Kräfte, Neigungen und

Schwachheiten möglich, und die Herrschaft über die Aussenwelt durch die Gewalt, die der Mensch über sich selbst hat, bedingt ist. Wer nicht sich selbst beherrschen kann, wird Andere nicht beherrschen; wer in seinen Launen und Begierden befangen ist, wird nicht den rechten Augenblick zur That ergreifen, weil er die Aussenwelt nicht frey beobachtet.

So bedarf also die Klugheit, um die Umstände zu beurtheilen, und Mittel und Gelegenheit zu finden, der Erfahrung und Wissenschaft nach allen Seiten hin. Aber es ist nicht genug, daß man die Mittel hat, man muß sie auch zu gebrauchen wissen. Der Gebrauch ist eines Theils wieder durch Wissenschaft bedingt; wer die Mittel in ihrer Natur und Wirkung recht kennt, wird sie auch recht gebrauchen. Der kundige Arzt wird nicht nur gegen eine Krankheit die rechten Mittel zu finden wissen, sondern sie auch in der richtigen Folge und im richtigen Maß anwenden. Anderen Theils ist der richtige Gebrauch der Mittel durch die Geschicklichkeit bedingt. Ein Gebäude kann nicht aufgeführt werden ohne Maurer, Zimmerleute und andere Handwerker, welche Steine, Holz und andere Baustoffe zu behauen und gehörig zusammenzufügen wissen. Die Wissenschaft, wie ein Pferd zu behandeln ist, reicht nicht zur Ausübung hin, man muß auch die nöthige Geschicklichkeit haben. Der Maler muß mit leichter, freyer Hand den Pinsel führen können, um die Bilder, die ihm in der Einbildungskraft vorschweben, auf die Leinwand zu zaubern. Der Gelehrte würde sich die mannichfaltigen Kenntnisse, die er besitzt, nicht haben sammeln können, wenn er sich nicht die Geschicklichkeit des Lesens und Schreibens in hohem

Grade zu eigen gemacht hätte. Ein gewisser Grad von Gewandtheit des Körpers ist zu den alltäglichsten Geschäften des Lebens nothwendig, und es ist niemand der nicht irgend einer Geschicklichkeit bedürfte. Diejenigen Handlungen, welche zunächst auf die sittlichen Zwecke gerichtet sind, und der sittlichen Gesinnung zum Ausdruck dienen, die Handlungen der Gerechtigkeit, Liebe, Freundschaft, Großmuth u. s. w. bedürfen der Geschicklichkeit nicht immer, weil hier nicht sowohl die äussere That als die Gesinnung gilt; aber oft kann man doch dem, was das Herz fühlt und begehrt, einen stärkern und schönern Ausdruck und eine erfolgreichere Wirkung geben mittelst einer dazu angewendeten Geschicklichkeit. Der Redner, der Dichter, der Künstler kann die Herzen kräftiger bewegen und mehr Liebe und Begeisterung ausdrücken und erwecken, als ein Anderer; der tapfere und geübte Kämpfer kann mehr für das Vaterland thun, als der ungeübte Krieger, und der zugleich geschickteste und klügste wird in jeder Hinsicht die meiste Wirksamkeit im Leben beweisen.

Die Geschicklichkeit ist also mit der Klugheit genau verbunden. Aber die letztere muß der erstern gleichsam ihr Auge leihen, und ihr Maß und Ziel vorschreiben. Ohne Kenntniß, Verstand und Einsicht wird gar keine Geschicklichkeit zu erlangen seyn; denn es kommt dabey Alles auf die richtige Beobachtung der Verhältnisse und Wirkungen der Dinge an, welche allein die Klugheit erkennt. Die Geschicklichkeit der Bauleute z. B. beruht auf der richtigen Beobachtung und Anwendung der Wirkung der stossenden, stechenden und schneidenden Instrumente auf Stein und Holz, auf der richtigen

Behandlung der verschiedenen Baustoffe u. s. w. Die Geschicklichkeit des Malers setzt die dunklere oder deutlichere Kenntniß der Gesetze des Sehens voraus, und besteht in der Kunst einer glücklichen Täuschung des Auges. Alles, was der Mensch thut, und bildet, steht unter der Leitung seines Geistes, und wir thun keinen Schritt, ohne daß dabey eine geistige Thätigkeit mitwirkt. Mithin müssen wir die Geschicklichkeit der Klugheit unterordnen, ja mit in derselben begreifen, so daß der Gebrauch der Mittel im ganzen Umfange und die ganze Ausführung dessen, was wir wollen und unternehmen, der Klugheit im weitesten Sinne angehört.

So haben wir ein neues großes und wichtiges Gebiet des menschlichen Handelns gefunden, in welcher die Klugheit waltet. Die Weisheit ist die oberste Herrscherin des Lebens; sie richtet den Willen des Menschen nach den wahren Gütern und Zwecken, und gibt ihm auf, nach denselben zu streben. Da die höchsten Zwecke des Lebens dem Reiche der Geister angehören, und jenseit in der Ewigkeit liegen: so hält die Weisheit den begeisterten, sehnsuchtsvollen Blick empor gerichtet, und, obschon auf der Erde wandelnd, trachtet sie nach dem, was droben ist. Die Klugheit steht fest und sicher auf der Erde, wo sie ihre Heimath hat, und spähet mit scharfem Blicke umher; aber sie lauscht gehorsam dem Winke der Weisheit, welche ihr gebietet, was sie bilden und schaffen soll. Wie der Baukünstler dem Werkmeister den Plan des Tempels vorlegt, und ihm das im Geiste entworfene Bild zur Ausführung übergibt: so hält die Weisheit im Spiegel der Erkenntniß der

Klugheit die himmlischen Urbilder der Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit vor, daß sie davon Abbilder in irdischem Stoff und irdischen Verhältnissen darzustellen versuche; sie zeigt ihr die hohen, im himmlischen Lichte strahlenden Ziele, und gibt ihr auf, die Bahn dahin zu ebnen. Und die Klugheit eilt gehorsam, die Befehle auszurichten. Theils mit Gewalt, theils mit Lockung und List bändigt sie die rohen Kräfte der Natur, und macht sie sich dienstbar: die Elemente müssen ihr gehorchen, die schädlichen Thiere zwingt sie zur Flucht, die nützlichen zähmt sie und richtet sie ab; die rohen, zerstreuten Menschen vereinigt und befreundet sie mit einander, und gewöhnt sie, sich gegenseitig zu unterstützen. Und nun, nachdem sie die Kräfte in ihre Gewalt gebracht, beginnt sie ihre großen Werke. Wälder werden ausgerottet, Sümpfe getrocknet, Wüsten urbar gemacht, und in blühende, fruchtbare Fluren und Gärten verwandelt. Es erheben sich Städte mit Palläſten, Tempeln und Thürmen; friedlich wohnen die Menschen beysammen; Richter sitzen auf ihren Stühlen, und sprechen Recht; den lärmenden Haufen besänftigt die Stimme des Redners, und überredet ihn zum einstimmigen Schluß; der Feldherr zieht aus an der Spitze des Heeres, um die rohen Stämme der Wüste zu züchtigen, und kehrt zurück mit Lorbeeren geschmückt, sein Heer mit Beute beladen; die Tempel sind geöffnet, die Säulen mit Kränzen geschmückt; die Priester empfangen die Sieger mit feyerlichen Gesängen, und Heer und Volk stimmen ein in tausendstimmigen Chorgesang zum Lobe dessen, der den Sieg gegeben. Die Weisheit sieht mit Wohlgefallen das fröhliche, kräftige Lebensbild; aber sie

schaudert vor den blutbefleckten Kleidern und Waffen der Sieger, es jammert sie der im Siegeszug aufgeführten Gefangenen; sie trauert mit den Gattinnen und Müttern derer, welche den Sieg mit ihrem Blute erkauft haben. Ich will Siege ohne Blut, sagt sie zu ihrer Dienerin, der Klugheit; versöhne und befreunde uns die feindlichen Völker durch die sanften Mittel des Friedens; alle Völker soll das Band der Bruderliebe umschlingen. Die Klugheit sinnet einen Augenblick, dann eilt sie hin, löst den Gefangenen die Bande, übergibt sie kundigen, weisen Männern aus dem Volke, daß sie dieselben in den Künsten und Wissenschaften des Friedens und in den heiligen Lehren der Religion unterrichten. Nach einigen Jahren kehren sie, mit Geschenken beladen, in ihre Heimath; sie rühmen die Großmuth ihrer Sieger, und ermahnen zum Frieden; sie lehren ihren Volksgenossen die erlernten Künste, und verkündigen die trostvolle, milde Lehre des Glaubens: und siehe! die rohen Krieger lassen sich besänftigen, sie schmieden ihre Schwerter zu Pflugschaaren um, werden ruhige Landbauer und Bürger, und ordnen unter sich Recht und Gesetz. Jene Boten des Friedens und Lehrer der Bildung werden zu Gesandten erkoren, um dem so oft beleidigten Volke Frieden und Freundschaft anzutragen. Mit Oelzweigen bekränzt, ziehen sie ein in die Stadt, in welche sie ehedem mit Ketten belastet eingeführt worden waren. Mit welchem viel größeren Jubel, mit welcher viel reineren Freude empfängt man sie!. kein trauerndes Auge verbirgt sich hinter dem Schleier, kein Seufzer unterbricht den Ausdruck der Freude. Alles strömt nach dem Tempel, um den Bund des Friedens

zu beschwören; jede Brust haucht ihre Wonne in die sanften, erhabenen Gesänge, von welchen die heiligen Gewölbe wiederhallen. Mit Freudenthränen sagt der Weise: So geschieht, Allgütiger, dein Wille auf Erden, wie im Himmel! Segne ferner das Werk des Friedens und der Liebe, daß die Völker dir in Gerechtigkeit und Eintracht dienen!

Siebzehente Vorlesung.

Von der Klugheit im ganzen Menschenleben: sie bedingt das sittliche Handeln; ihr Verhältniß zur Thatkraft und zum Entschlusse; ihre Verbindung mit der Weisheit: ihre den drey Trieben entsprechenden Aufgaben für das sittliche Leben im Ganzen: die Theilung der Arbeit, oder die verschiedenen Berufe, entsprechend den verschiedenen Aufgaben; Unterscheidung der Mittel, oder des Weltlichen, von den Zwecken, oder dem Geistigen.

Die Klugheit haben wir bis jetzt vorzüglich nur in Beziehung auf den einzelnen Menschen und seine Handlungen betrachtet; sie ist es, welche ihn die Mittel der Ausführung finden und anwenden lehrt. Aber so, wie wir die Weisheit als die Lehrerin für das ganze menschliche Leben nach allen Beziehungen hin betrachteten, und in der Lebensansicht des Weisen den Inbegriff aller sittlichen Zwecke fanden: so müssen wir uns auch für die Betrachtung der Klugheit auf einen höheren Standpunkt erheben, und die ihr gestellten Aufgaben allgemein fassen.

zu beschwören; jede Brust haucht ihre Wonne in die sanften, erhabenen Gesänge, von welchen die heiligen Gewölbe wiederhallen. Mit Freudenthränen sagt der Weise: So geschieht, Allgütiger, dein Wille auf Erden, wie im Himmel! Segne ferner das Werk des Friedens und der Liebe, daß die Völker dir in Gerechtigkeit und Eintracht dienen!

Siebzehente Vorlesung.

Von der Klugheit im ganzen Menschenleben: sie bedingt das sittliche Handeln; ihr Verhältniß zur Thatkraft und zum Entschlusse; ihre Verbindung mit der Weisheit: ihre den drey Trieben entsprechenden Aufgaben für das sittliche Leben im Ganzen: die Theilung der Arbeit, oder die verschiedenen Berufe, entsprechend den verschiedenen Aufgaben; Unterscheidung der Mittel, oder des Weltlichen, von den Zwecken, oder dem Geistigen.

Die Klugheit haben wir bis jetzt vorzüglich nur in Beziehung auf den einzelnen Menschen und seine Handlungen betrachtet; sie ist es, welche ihn die Mittel der Ausführung finden und anwenden lehrt. Aber so, wie wir die Weisheit als die Lehrerin für das ganze menschliche Leben nach allen Beziehungen hin betrachteten, und in der Lebensansicht des Weisen den Inbegriff aller sittlichen Zwecke fanden: so müssen wir uns auch für die Betrachtung der Klugheit auf einen höheren Standpunkt erheben, und die ihr gestellten Aufgaben allgemein fassen.

Wenn die Klugheit dem einzelnen Menschen bey der Ausführung seiner Handlungen Beystand leistet, und ohne sie keine Handlung gelingen kann: so ist sie es, welche im menschlichen Leben im Ganzen und Großen alles sittliche Handeln überhaupt erst möglich macht, und gleichsam den Schauplatz des sittlichen Lebens bereitet. Schon im Leben des einzelnen Menschen bedingen sich Weisheit und Klugheit gegenseitig, so daß wer nicht auf einer gewissen Stufe der Erkenntniß und Geschicklichkeit steht, auch nicht gewisse höhere Zwecke der Weisheit fassen und suchen kann; noch mehr aber ist dieß der Fall im Ganzen des menschlichen Lebens: ohne daß die Klugheit gewisse Vorbereitungen getroffen hat, kann die Weisheit sich nicht mit ihren höheren Foderungen geltend machen.

Alles, was die Klugheit leistet, kommt darin überein, daß sie den Menschen die Herrschaft über die Natur und das Vermögen, seinen Willen ausser sich geltend zu machen, verleiht. Wir wollen dieses jetzt allgemeiner und tiefer, als wir es vorher thun konnten, fassen, und deßwegen auf das Verhältniß der Klugheit zu den übrigen sittlichen Vermögen zurückgehen.

Wir sahen, wie in der Klugheit die Erkenntniß, oder was wir eigentlich Klugheit nennen, mit der Geschicklichkeit zusammentrifft. Beyde aber haben dieselbe Quelle in der Natur des Menschen, nämlich die Thatkraft. Wir haben dieses Vermögen früher betrachtet in Beziehung auf die dadurch entstehenden Entschlüsse, oder als die Quelle des Entschließungsvermögens. Wenn nämlich das Herz des Menschen

von Antrieben oder Begehrungen bewegt ist, so entscheidet darüber die Thatkraft in Verbindung mit der Selbsterkenntniß, und gibt den Ausschlag für den einen oder den andern Antrieb. Es sey z. B. der Fall, daß sich im Gemüth eines Menschen die Liebe für Weib und Kinder mit der Liebe des Vaterlandes streitet, zu dessen Rettung er gerufen wird. Die Thatkraft ist es, welche, indem sie dem höheren Grundsatze der Pflicht der Aufopferung für das Vaterland im Bewußtseyn das Uebergewicht verschafft, den Ausschlag im Streite dieser verschiedenen Antriebe gibt, und den Entschluß für die Rettung des Vaterlandes zuwege bringt. Sie thut dieß aber dadurch, daß sie die Aufmerksamkeit des Verstandes willkürlich auf die Pflicht für das Vaterland heftet. Diese von der Thatkraft abhängige Willkür des Verstandes ist, wie wir schon früher gesehen haben, für das sittliche Leben von der größten Wichtigkeit; der Wille drückt gleichsam auf den sittlichen Werth des Menschen das Siegel. Zuletzt gilt immer nur der wirkliche Entschluß; alle guten Regungen des Herzens bleiben ohne Werth, wenn ihnen nicht der Wille die Gewähr eines wirklichen Entschlusses gibt.

Aber von dem Willen und der Thatkraft hängt auch die ganze Verrichtung der Klugheit ab in der Ausführung der gefaßten Entschlüsse, und dadurch erscheint jenes Vermögen erst in seiner ganzen Wichtigkeit. Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen; und nur wer ihn nicht ernstlich will, scheut sich vor dem Gebrauche der vielleicht harten Mittel. Wer sich, um bey dem vorigen Beyspiele zu bleiben, ernstlich entschlossen hat, seine Pflicht gegen das Vaterland

zu erfüllen, wird auch das schwerste Mittel, und wäre es die Aufopferung des Lebens, nicht scheuen. Die Ausführung einer That ist der fortgesetzte, immer erneuerte Entschluß derselben. Dagegen ist das Aufgeben eines gefaßten Planes wegen der Schwierigkeit der Ausführung ein Beweis, daß der Entschluß nicht vollkommen fest gewesen ist.

Mit dem gefaßten Entschlusse tritt unmittelbar die Thätigkeit der Klugheit für die Ausführung ein. Nachdem die Thatkraft die innere Selbstbestimmung des Willens vollbracht hat, gebt sie nun auch an das Werk, die Natur und die Aussenwelt in Gemäßheit der Selbstbestimmung zu bestimmen, oder den Willensentschluß als äusserlich geltendes Gesetz auszuprägen. Der Entschluß, das Vaterland vom Untergange zu retten, soll nicht ein bloßer Wunsch bleiben, sondern zur That und Wirklichkeit werden; das Vaterland soll gerettet werden, oder der treue Sohn desselben will sein Leben lassen.

Wie wird nun ein Entschluß zur That, und wie geschieht die Ausführung? Der Wille bewegt den Körper und dessen Glieder; der Arm ergreift das Schwert, um es gegen die Feinde zu schwingen; die Füße tragen den eilenden Kämpfer in die Schlacht. Das ist die einfachste und unmittelbare Art des Wirkens, daß sich die Willenskraft in den Körper ergießt, und ihn zum Handeln antreibt. Aber nicht immer läßt sich auf diese Weise handeln; sehr oft muß man auf Umwegen zum Ziele gehen, und durch künstlich berechnete und verknüpfte Mittel wirken, welches ganz eigentlich die Sache der Klugheit ist. Als einzelner, gemeiner Krieger wird der Freund des Vaterlandes nicht viel vermögen; er muß einen

ausserordentlichen Weg einschlagen, um mit geringer Kraft Ausserordentliches zu vollbringen: und wie er das anzufangen habe, muß ihm die Klugheit sagen. Die Klugheit gehört dem Verstande an, und dieser ist, wie wir wissen, vom Willen und von der Thatkraft abhängig, mittelst der Aufmerksamkeit, welche der Mensch in der Gewalt seiner Willkür hat. Wie der Wille den Arm und den Fuß bewegt, so auch den Verstand; und wie die Glieder ihm in der Ausführung seiner Entschlüsse dienstbar sind, so auch der Verstand, nur daß dieser nicht unmittelbar ausführt, sondern nur auf Mittel und Weisen der Ausführung sinnet. Es ist eine nur in ihrer Richtung verschiedene Aeusserung der Willenskraft, wenn der Mensch, nach gefaßtem Entschluß, anstatt unmittelbar den Arm und die übrigen Glieder zu regen, mit Klugheit über die Mittel der Ausführung nachsinnt, lange vielleicht äusserlich unthätig scheint, aber innerlich immer fort an dem unternommenen Werke arbeitet, bis der Augenblick der That erschienen ist.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Stärke und Klugheit selten gepaart sind, und daß die Natur auch in der Thierwelt diese Gaben gewöhnlich getrennt vertheilt hat. Der starke Löwe verschmäht die List, der schwache Fuchs aber kann nur durch diese zu seinen Zwecken gelangen. Wir sehen hier leicht den Grund ein, warum der Starke, welcher unmittelbar zum Ziele gelangen kann, sich mit dem Nachsinnen über die Mittel nicht abgibt; warum hingegen der Schwache, der den geraden Weg der Gewalt nicht betreten kann, Umwege einschlagen muß. Angenommen, der Wille ist in beyden

gleich stark, so wird er sich in jedem Falle geltend zu machen suchen, und entweder den Körper oder den Verstand zu seinem Dienste auffodern: natürlich, daß der Starke, der mit eigener Kraft sogleich zur That schreitet, weniger nachdenkt und weniger klug wird, als der Schwache, der sich mit fremden Mitteln helfen, und diese durch Nachdenken und Umsichschauen aufsuchen muß.

Aus diesem Verhältnisse der Klugheit zum Entschliessungsvermögen erhellet, daß der Verstand derselben mit dem sittlichen Verstande oder der Weisheit in der Quelle eins und nur in der Richtung verschieden ist. Es ist nur Ein Verstand, welcher die Zwecke und welcher die Mittel erkennt; aber dessen Thätigkeit ist verschieden, indem Zwecke und Mittel verschieden sind. Der Weise liebt stets den Frieden; aber wenn er klug seyn will, so muß er auch in gewissen Fällen das Mittel des Kriegs ergreifen; er wird zwar im Kriege nur den Frieden suchen, aber er muß sich doch mit dem Werke des Hasses und der Feindschaft befassen. Es sind aber auch die Thätigkeiten der Weisheit und Klugheit auf das innigste in einander verschlungen. Wir haben gesehen, daß eine Handlung zugleich Zweck und Mittel seyn kann, daß keine eigentlich ganz in sich leer und bloßes Mittel seyn soll: mithin wird der Weise fast bey jeder Handlung klug, und der Kluge weise seyn müssen. Wir haben so eben gezeigt, daß die Ausführung nichts als ein fortgesetzter Entschluß ist; wenn nun dieser von der Weisheit, jener aber von der Klugheit geleitet wird: so ist klar, wie sich beyde beständig die Hand bieten müssen. Vorzüglich aber sind die Weisheit und die Klugheit darin innig verbunden;

daß, da beyde dem Verstande angehören, und der Verstand, wie wir gesehen, unter der Herrschaft des die Aufmerksamkeit lenkenden Willens steht, die Ausbildung der einen und der andern vom Willen abhängig ist. Im Willen ist der Mensch, was er ist; darin liegt sein Werth und sein Charaker: ist der Wille gut, so wird auch der Verstand im richtigen Verhältnisse weise und klug seyn.

Nur tritt bey der Bildung des Menschen zur Klugheit der Unterschied ein, daß er, weil sie vorzüglich auf die Aussenwelt gerichtet ist, und es mit den Gelegenheiten und Mitteln des Handelns zu thun hat, in der Erlangung derselben von Gelegenheiten und Hülfsmitteln abhängig ist. Man kann sich gewisse Kenntnisse und Geschicklichkeiten nicht erwerben, ohne dazu durch Anleitung und Unterricht in Stand gesetzt zu seyn. Auch der Weise wird sich nur durch Beyspiel, Anleitung und Unterricht bilden können; aber er ist doch weniger von den äusseren Verhältnissen abhängig, als der Kluge. Was gut, gerecht und edel ist, fühlt der Mensch schon in sich selbst, und kann es für sich selbst erkennen; hingegen wie man die Menschen erziehen soll, damit sie gut, gerecht und edel werden, ist eine Aufgabe der Klugheit, welche nicht ohne mannichfaltige Vorbereitungen gelöst werden kann. Vorzüglich ist aber für die Bildung zur Weisheit und Klugheit der Unterschied wichtig, daß jene stets und überall dieselbe ist, indem sich die Zwecke des menschlichen Lebens nicht ändern, daß hingegen die Klugheit mit Zeit und Ort sich verändert, weil sich die Umstände verändern, weil die Wissenschaft und Bildung fortschreitet, und die

Masse menschlicher Kenntnisse und Geschicklichkeiten immer zunimmt. Die Weisheit kann ihr Ziel finden, die Klugheit aber nie. Der letzte Grund hiervon ist, daß die äussere Natur unendlich ist, und die Erforschung und Beherrschung derselben, welches das Werk der Klugheit ist, immer neue Aufgaben darbietet. Cäsar war groß als Feldherr, aber in unserer Zeit wäre er nichts ohne die Kenntniß unserer Taktik und Strategik. Und so ist es in allen Verhältnissen des Lebens: das Feld der Klugheit hat sich sehr erweitert, desto unendlicher dehnt es sich vor uns aus. Die Weisheit hingegen hat es nur mit der menschlichen Natur zu thun, welche stets dieselbe ist; ihre Aufgabe ist einfach, obschon nicht minder schwer, und verändert sich nie. Mithin ist der Mensch in der Bildung zur Klugheit abhängiger, als in der Bildung zur Weisheit; wenigstens rechnen wir es dem Menschen mehr zur Schuld an, wenn er das, was zu den nothwendigen Zwecken des Lebens gehört, verfehlt, als wenn er in Hinsicht auf die Mittel roh und unwissend bleibt.

Weisheit und Klugheit erhalten sich ganz einfach zu einander, wie das, was der Mensch will, zu dem, was er kann. Weise ist der Mensch, wenn er das Gute will, klug ist er, wenn er kann, was er will. Aber das Können des Menschen ist beschränkt, und er unterliegt hierin nicht selten der Gewalt der Natur. In sich selbst kann der Mensch frey werden, wenigstens ist die unbedingte Foderung an ihn gerichtet, es zu werden; aber nach aussen hin ist seine Freyheit unüberwindlichen Schranken unterworfen, und die Foderung, die in dieser Hinsicht an ihn gestellt ist, kann nicht so unbedingt ausgesprochen werden.

Nachdem wir nun die Quelle der Klugheit in der menschlichen Natur und ihr Verhältniß zu den übrigen Vermögen des menschlichen Geistes aufgesucht haben, müssen wir die Aufgaben derselben für das menschliche Leben im Ganzen kennen lernen. Da die Klugheit die Mittel für die Zwecke der Weisheit aufzusuchen hat, so richten sich ihre Aufgaben ganz nach diesen Zwecken; und da dieselben in den Trieben des Menschen liegen, so erhalten wir nach den drey Haupttrieben drey Hauptaufgaben. Nämlich erstlich hat die Klugheit für die sinnlichen Bedürfnisse des Menschen zu sorgen, zweytens muß sie dem Streben nach Vollkommenheit und Geistesbildung dienen, drittens die Zwecke des sittlichen Triebes verwirklichen und die Ordnungen und Gesetze der Gerechtigkeit im Menschenleben stiften.

Diese Aufgaben greifen sehr in einander ein, und es läßt sich keine ohne die andere lösen. Bey allen muß der Verstand die Leitung und Aufsicht führen, und ohne Verstandesbildung ist auch nicht die Befriedigung der sinnlichen Bedürfnisse möglich: mithin hängt die zweyte Aufgabe, die der Geistesbildung mit den beyden übrigen zusammen. An keiner Aufgabe läßt sich arbeiten, ohne daß die Menschen mit einander in Gemeinschaft treten, und gewisse Ordnungen unter einander festsetzen, selbst nicht der Bau des Landes, die Viehzucht und die ersten Kunstfertigkeiten sind ohne Gemeinschaft möglich: mithin ist die letzte Aufgabe, die der Gerechtigkeit, die Bedingung der Lösung der beyden andern. Man kann aber keine Gemeinschaft mit den Andern haben, ohne

daß man sich mittelst der Sprache mit einander verständigt; die Erfindung und Ausbildung der Sprache gehört aber in das Gebiet der Geistesbildung: mithin ist diese Aufgabe die Grundbedingung von allen andern.

In der Betrachtung dieser drey verschiedenen Aufgaben können wir zwey Wege einschlagen: der eine ist der des philosophischen, abgezogenen Denkens, welches der Stufenfolge der drey Triebe folgt: der andere ist der der geschichtlichen Erfahrung, wobey jene Ordnung nicht beobachtet wird, sondern alle drey Aufgaben zu gleicher Zeit in Betrachtung kommen. Wir wollen zuerst den letztern Weg einschlagen, aber doch die Unterschiede der Aufgaben immer im Auge behalten, und zuletzt dabey stehen bleiben.

Versetzen wir uns in den Zustand der ersten Menschen, wie sie aus der Hand der schaffenden Natur hervorgingen, und sich zuerst einander begegneten: so fehlte ihnen noch alles, was die Gemeinschaft knüpft und erleichtert. Als der erste Mann das erste Weib sah: wie mochten beyde einander staunend ansehen, welche Gefühle mochten in diesem Augenblick ihre Herzen durchströmen! Die Sehnsucht des Mannes nach einer Gehülfin war gestillt, das Weib fühlte sich zu demjenigen hingezogen, bey dem sie Schutz und Beystand zu finden hoffte; beyde liebten sich, indem sie sich sahen, und der Bund war zwischen ihnen geknüpft, ehe sie selbst darum wußten. Aber noch hatten sie keine gemeinschaftliche Zeichen, ihre Gedanken und Gefühle auszudrücken, als die natürlichen der Mienen und Gebehrden, und das Weib könnte nicht eher ihre Bestimmung als Gehülfin des Mannes ganz erfüllen, bis sich zwischen ihnen das Band der Sprache geknüpft

hatte. Wußten sie erst ihre Bedürfnisse und Wünsche einander verständlich zu machen, so konnten sie sich auch besser gegenseitig dienen; trat etwas Neues ein, so konnten sich beyde darüber verständigen; drohte eine Gefahr, so konnte Eines dem Andern zu Hülfe eilen. Und wie viel gewann ihr persönliches Zusammenleben durch die Sprache: welche Freude, als zum ersten Mal der Ausdruck: ich liebe dich! gelang, als das, was der Blick des Auges längst gesagt hatte, nun auch der Mund verkündigte! Durch die Sprache wird jeder eigene Gedanke und jedes Gefühl uns selbst klarer, und das Gespräch mit Andern erleichtert das innere Selbstgespräch; indem aber das eigene Geistesleben erweitert und bereichert wird, so wird dadurch wieder der geistige Verkehr mit den Andern befördert, und so geht die Wechselwirkung ins Unendliche fort; wir lernen, indem wir lehren, und lehren, indem wir lernen. Man liest in der heil. Schrift, daß der erste Mensch allen Thieren Namen gab, und daß, wie er sie nannte, also ihr Name seyn sollte. Gewiß verstand er die Natur der Thiere und ihre Beziehung auf ihn selbst erst dann recht, als er sie benannte. Sein Bewußtseyn wurde darüber ihm selbst klarer. Er fand unter den Thieren keine Gehülfin, aber das Weib erkannte er als die Ersehnte, indem er ausrief: diese ist Bein von meinen Beinen und Fleisch von meinem Fleische! Er drängte all sein Gefühl für sie in den Namen Männin, mit welchem er sie begrüßte, zusammen. Als sie nun die Sprache mit ihm theilte, so konnte er ihr auch die Eigenschaften der Dinge mit Worten bezeichnen, sie selbst theilte ihm manche neue Erfahrung und Bemerkung mit: und so gestaltete sich

nach und nach in Beyder Geist eine Erkenntniß und Ansicht der Welt, worin sich ihr eigenes Bewußtseyn abspiegelte. Die Kinder, welche sie erzogen, empfingen aus ihrem Munde alle die Erfahrungen, welche sie bisher gemacht hatten; sie lernten von der Mutter die Dinge um sie her nennen und dadurch kennen; und nun gewann die Sprache auch die schönen Namen: Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Schwester, Bruder. Welch ein süßer Laut für das Ohr der Mutter, als das Kind zum ersten Mal das Wort Mutter aussprach! welche heilige Gefühle und Pflichten sind mit diesem Laute ausgedrückt! So bestimmten sich mittelst der Sprache die Verhältnisse der Familie, wie sie sich im Leben selbst feststellten. Der Vater wurde als Herr und Haupt anerkannt, und lenkte das kleine Gemeinwesen. Die Söhne erhielten ihre besondern Geschäfte, die sie unter der Leitung des Vaters besorgten; der eine ward ein Ackersmann, der andere ein Viehhirt, und beyde sorgten für die einfachen Bedürfnisse des gemeinschaftlichen Lebens. Die Töchter blieben mit der Mutter im Zelte, und besorgten den kleinen Haushalt. In dem Maße als das Menschengeschlecht sich vermehrte, erweiterten sich die Kenntnisse und Fertigkeiten, so wie die Bedürfnisse desselben; und sowohl durch Vorgang und Beyspiel, als mittelst der Sprache, theilte Einer dem Andern seine Erfindung mit, und Jeder war zugleich der Lehrer und Schüler des Andern.

Nun aber wurde zum ersten Mal durch leidenschaftlichen Zwist der Friede gestört; die Erde trank das Blut des erschlagenen Bruders, welches um Rache schrie. Da gewann der Mensch zuerst den deutlichen

Begriff des Menschenrechtes und der Heiligachtung des Menschenlebens; der Mörder floh vor der Rache des Richters, und ward ein warnendes Beyspiel für Andere, sich nicht am Leben der Brüder zu vergreifen. Auch sonst geriethen die Menschen bisweilen mit einander in Streit, indem Einer dem Andern die Früchte seiner Arbeit wegnahm, oder die Heerde des Einen der des Andern die Weide beengte. Da mußte der älteste Familienvater den Schiedsrichter machen, und einem Jeden die Grenzen seines Eigenthums anweisen. Ohne Sprache wäre dieses nicht möglich gewesen; durch gegenseitige Willenserklärung, durch Versprechen und Vertrag, konnte allein Friede gestiftet werden. Durch die Bestimmung des Eigenthums wurde aber nun auch der Fleiß erst recht ermuntert; der Ackersmann säete nun seinen Samen in der frohen Aussicht, die Früchte seiner Arbeit selbst zu genießen, oder an den Hirten gegen die Erzeugnisse seiner Heerde zu vertauschen; und auch dieser trieb sein Geschäft mit mehr Fleiß und Eifer, weil er darin vor feindlichen Eingriffen gesichert war. So gewann also die Menschheit durch die Sprache die ersten Grundlagen des Rechts, und durch diese die ersten Anfänge eines Gewerbs- und Handelsverkehrs. Nun thaten sich die Menschen in Städte zusammen, was nur mit Hülfe der Sprache und einer rechtlichen Ordnung geschehen konnte. Beym Bau der Häuser mußte Einer dem Andern helfen, und Jedweder einen ihm angewiesenen Theil der Arbeit übernehmen; aber dazu war die Verständigung durch die Sprache nöthig, und es mußte auf Recht und Ordnung gehalten werden. Auch mußte die menschliche Klugheit manche Kenntnisse und

Fertigkeiten gewonnen haben, ehe dergleichen Unternehmungen gewagt werden konnten; es mußten Handwerke und Künste erfunden seyn, was wieder nur unter denselben Bedingungen möglich war.

Lange mochten einzelne Stämme unter ihren Oberhäuptern, und städtische Gemeinheiten unter ihren selbsterwählten Schiedsrichtern neben einander bestanden haben, als der Ehrgeiz einen Nimrod spornte, Eroberer zu werden, und ein Reich zu gründen. Nun traten die Menschen in größeren Massen zusammen, und die Verhältnisse wurden verwickelter. Durch den Reichthum und den Luxus der Machthaber und ihrer Freunde wurde der Fleiß und Erfindungsgeist der Menschen angeregt, die Gewerbe und Künste machten größere Fortschritte, und der Handelsverkehr erweiterte sich. Desto größer aber war das Bedürfniß fester bürgerlicher Ordnungen und Gesetze, damit der feindseligen Reibung und Verwirrung gesteuert würde. Lange half man sich mit mündlichen Rechtssprüchen und Verträgen, die man durch verschiedene Sinnbilder und Denkmäler dem Gedächtniß einprägte, bis endlich die große Erfindung der Schrift gelang.

Diese Erfindung wäre wahrhaft wunderbar und unbegreiflich, wenn man nicht vermuthen dürfte, daß die Menschen nach und nach darauf geführt worden, und von der Bilderschrift auf die Wörterschrift und endlich erst auf die Buchstabenschrift verfallen seyn mögen. Aber die Wichtigkeit derselben für die Menschenbildung ist ungeheuer, und die Dienste, welche die Sprache leistet, sind dadurch unendlich erhöht. Der Sprache nämlich ist durch Raum und Zeit ein enger Spielraum gesteckt:

man kann unmittelbar nur zu Wenigen zugleich reden, weil die Stimme nicht weit reicht; in die Ferne können Boten unsere Rede tragen, durch diese aber wird sie nur mittelbar, und vielleicht entstellt, fortgepflanzt. Die Wirkung des Gesagten wäre an sich nur auf den Augenblick eingeschränkt, wenn nicht das Gedächtniß, welches dasselbe aufbewahrt, und die Ueberlieferung, welche dasselbe fortpflanzt, zu Hülfe käme. Aber hierbey sind Fehler, Entstellungen, Auslassungen gar nicht zu vermeiden, und der Ueberlieferung selbst sind wieder gewisse Grenzen gesetzt, über welche sie nicht hinaus reicht. Allen diesen Mängeln hilft die Schrift ab, mit deren Hülfe man zu gleicher Zeit zu einem ganzen Volke, ja, zu einem ganzen Menschenalter reden, und seine Gedanken auf die späteste Nachwelt bringen kann.

Für die Fortbildung der Menschheit zeigte sich der Nutzen der Schrift vorzüglich in zweyerley Hinsicht: erstens konnten geschriebene Gesetze gegeben und die Verträge schriftlich niedergelegt werden, wodurch in den rechtlichen Verkehr mehr Sicherheit und Klarheit kam; zweytens konnten die Kenntnisse, die das eine Geschlecht gesammelt, dem andern sicher überliefert werden, ohne daß sie durch die Fehler des Gedächtnisses entstellt wurden, wodurch die wissenschaftliche Ausbildung einen festen und zuverlässigen Gang gewann. Indem aber nunmehr die rechtlichen Verhältnisse dahin gediehen waren, daß ein Jeder die Früchte seiner Arbeit genoß, und auch der Friede von aussen gesichert war, so daß der Handel sich von Volk zu Volk ausdehnte, und die Hervorbringungen des Fleißes ausgetauscht werden

konnten; indem auf der andern Seite die Erfindungen und Erfahrungen durch die Schrift fortgepflanzt wurden, und die Masse der Kenntnisse zunahm: so machten die Gewerbe und Künste viel schnellere Fortschritte. Jeder Zweig menschlicher Thätigkeit zog von dem andern Nahrung; Landbau, mechanische und schöne Künste, Wissenschaft, Staatsklugheit und Rechtskunde hoben sich durch gegenseitige Unterstützung. Durch Kriege und Eroberungen, durch Schrift und Handelsverkehr, durch Schiffarth und Wanderung ganzer Völker und Einzelner lernte ein Volk von dem andern; die Schranken der verschiedenen Sprachen wurden überschritten; ein unterjochtes und untergehendes Volk hinterließ die Schätze seiner Bildung dem Sieger und Nachfolger; und indem das eine auf die Schultern des andern trat, hob sich die Menschheit immer höher. Wie sich die fruchtbare Dammerde aus abgefallenen Blättern und erstorbenen Stämmen, Stauden und Kräutern bildet: wie das zerfallene Ueberbleibsel des einen Gewächses dem andern zur Nahrung dient, und die heutige Pflanzenwelt in der Asche unzähliger untergegangener Pflanzengeschlechter wurzelt: so stehen wir auf dem fruchtbaren Boden der Bildung der Vorwelt; und die schöneren Blüthen und Früchte, mit welchen unser Leben prangt, verdanken wir dem geistigen Nahrungssafte, den wir aus den Ueberlieferungen der Vorzeit ziehen.

Die Erfindung des Compasses, welche den Welthandel möglich gemacht, und uns den Blick über das ganze Rund der Erde geöffnet hat, und die Buchdruckerkunst, welche die Schrift ins Unendliche vervielfältigt, und das derselben Anvertraute zum Gemeingut Aller macht:

diese beiden Erfindungen haben der Bildung der neuern Völker einen Umfang, eine Freyheit und Unzerstörbarkeit gegeben, wodurch der menschliche Geist zum selbstständigen Herrn seiner selbst und der Erde geworden ist. Alle Völker sind nun in Gemeinschaft getreten; was das eine hervorbringt, wird des andern Eigenthum; ein Licht, das an einem Orte aufgeht, verbreitet sich mit Blitzesschnelligkeit über die Länder, und kein gemachter Gewinn kann wieder verloren gehen, weil alle Völker darüber wachen. Nie kann über die europäischen Völker und deren Brüder in den andern Welttheilen Barbarey einbrechen, weil ein jedes des andern Lehrer und Befreyer ist; nie können die Wissenschaften untergehen, weil sie überall gepflegt werden, und deren Hülfsmittel durch die Buchdruckerey schnell wieder ersetzt werden können; nie kann eine Wahrheit wieder verdunkelt und vergessen werden, weil sie in unzähligen Büchern niedergelegt ist; und wären alle schriftlichen Urkunden zerstört, so würde ein einziges Exemplar der Bibel hinreichend seyn, uns in kurzer Zeit den ganzen Verlust zu ersetzen, indem daraus aller Geistes-Reichthum entwickelt werden könnte.

Das alles hat die Klugheit gethan im Dienste der Weisheit, geleitet von den Trieben, welche der Schöpfer in die menschliche Natur gelegt, und angeregt von den Bedürfnissen, welche daraus entspringen.

Nachdem uns nun dieser Ueberblick gezeigt hat, welchen Gang die Bildung der Menschheit genommen, können wir die verschiedenen Aufgaben der Klugheit abgesondert und genauer betrachten.

Vorher aber müssen wir noch ein wichtiges Verhältniß kennen lernen, durch welches der Klugheit ihre Arbeit und Thätigkeit allein gelingen kann, und welches sich zugleich mit ihrer Wirksamkeit bildet: es ist die Theilung der Arbeit nach Maßgabe des verschiedenen Berufs und der Standesunterschiede der Menschen.

Einer kann nicht Alles: der Eine hat zu dieser Arbeit Lust und Gabe, der Andere zu jener; der Eine zieht körperliche Thätigkeit vor, der Andere liebt zu denken, zu forschen, zu dichten; der Eine hat die Gabe, zu ordnen, zu leiten, zu herrschen, der Andere beschränkt sich lieber auf sich selbst und seine besondern Geschäfte; der Eine hat Gelegenheit und Mittel, Kenntnisse zu sammeln, welche dem Andern fehlen, und wird dadurch der Lehrer und Meister der Uebrigen. Mit Einem Worte, ein Jeder hat von Natur und Schicksal seinen Beruf erhalten, und thut wohl, wenn er demselben folgt, und dem gemäß nur Eine Arbeit, Ein Geschäft treibt, die übrigen aber Andern überläßt. Dadurch nützt er sich selbst am besten, und fördert auch das gemeine Beste. Denn er kann in dem, was er treibt, das Vollkommnere leisten. Wollte Einer zugleich für alle seine Bedürfnisse sorgen, so würde er in jeder Beziehung nur das Mittelmäßige leisten. Da, wo die Berufsthätigkeit noch nicht gesondert ist, finden wir die Bildung noch in ihrer Kindheit. Wo der Landbauer zugleich sein eigener Handwerker ist, da kann weder der Landbau, noch die mechanische Fertigkeit recht gedeihen. Der Patriarch der Vorwelt, welcher zugleich der Viehzucht, dem Landbau und Handel oblag, und der Fürst, Priester und Kriegsanführer

seiner Horde war, konnte zwar als Mensch einen hohen Grad sittlicher Vollkommenheit erreichen, aber in jedem Geschäft, das er trieb, blieb er auf der ersten Stufe stehen. Durch die Sonderung der Berufsarten und der darauf gegründeten Stände der Gesellschaft hat sich die Bildung erst zu der Stufe von Vollkommenheit erheben können, auf welcher sie jetzt steht. Gemäß den drey Trieben der menschlichen Natur und den daraus entspringenden drey Aufgaben der Klugheit, gibt es drey Stände des Berufs, welche die alte Sprache mit den Reimworten Nähr- Wehr- und Lehrstand bezeichnet hat. Der Nährstand begreift die Berufsarten der Viehzucht, des Landbaus, der mechanischen Gewerke und des Handels; der Wehrstand die des Staatslebens und des Krieges, wodurch die Sicherheit im Innern und von aussen erhalten wird; der Lehrstand die der Wissenschaft, der Kunst und des Kirchenlebens. Indem alle drey Stände ineinander greifen, und sich gegenseitig unterstützen, besteht und gedeiht das Ganze.

Die Aufgabe des Nährstandes ist die Sorge für die Befriedigung des sinnlichen Triebes durch Nahrung, Kleidung, Wohnung und alle Arten von Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten. Da der Mensch durch seine Sinnlichkeit von der äussern Natur abhängig ist, so kommt hier alles auf die Bezwingung und Dienstbarmachung derselben an. Dieses ganze Gebiet der Thätigkeit nennen wir den Gewerbs- und Handelsverkehr, und die dadurch zu lösende Aufgabe die des Wohlstandes. Die Grundlage von Allem ist hier der Ackerbau, welcher aber schon der Hülfe gewisser mechanischer Gewerke, die ihm Werkzeuge liefern, bedarf.

Daran schließen sich diejenigen Gewerke, welche die Erzeugnisse des Bodens verarbeiten, und zur Nahrung, Kleidung und zum übrigen Gebrauch einrichten. Die natürlichen und künstlichen Erzeugnisse bringt dann der Handel in Austausch und Umlauf, und ersetzt den Mangel auf der einen Seite durch den Ueberfluß auf der andern. Um die hervorbringende Thätigkeit zu unterstützen, und die Arbeit menschlicher Hände zu sparen, um die Bequemlichkeiten des Lebens zu erhöhen, und die Genüsse zu vervielfachen, sinnt der Mechaniker auf zusammengesetztere und künstlichere Vorrichtungen, wobey schon die Hülfe der Wissenschaft nöthig ist; es werden künstliche Werkzeuge und Geräthe, Wagen, Webstühle, Mühlen, Schiffe, erfunden, und die Baukunst unternimmt größere Werke zum besondern und öffentlichen Gebrauch. Der Handel unterstützt diese Thätigkeit durch den Austausch, und gewinnt selbst dadurch an Ausdehnung, indem er mittelst der Schifffahrt Seen und Meere überschreitet. Das lebhafteste Getriebe aber in diesem Verkehr bringt das Streben des Menschen nach Vollkommenheit, die er auch in seinem äusseren, sinnlichen Leben erreichen will. Er sucht die Veränderung und Verfeinerung im Genuß, er sucht den Glanz und die Zierlichkeit, und spornt dadurch die Erfindungskraft und den Fleiß zu neuen, künstlicheren Erzeugnissen an. Blieben alle Menschen bey der Befriedigung der einfachen Bedürfnisse stehen, so würde in diesem Gebiete bey weitem nicht die Regsamkeit herrschen, welche darin zum Wohl des ganzen Lebens herrscht, und zur Beförderung der Bildung nothwendig ist. Ohne daß man auf Maschinen zur

Bereitung feinerer Nahrungsmittel und Kleidungsstoffe gesonnen, wäre man nicht auf das Studium der Mathematik verfallen; hätte man nicht Gold und Silber zur Zierde verlangt, und nicht den Bergbau und die Bearbeitung der Metalle getrieben; hätte man nicht kostbare Farben zum Putze, nicht Spezereyen zum Wohlgeruch verlangt: so wären manche Anläße und Vorbereitungen zur Naturwissenschaft weggefallen, und diese schwerlich ausgebildet worden. Die Schätzung des Goldes und Silbers, welches man zu zierlichen Geräthen und Gefäßen am tauglichsten fand, leitete auf die für die Cultur unendlich wichtige Erfindung des Geldes. Ohne dieses wäre nicht nur der Handel bloßer Tauschhandel geblieben, und hätte keine freye Bewegung und umfassende Ausdehnung erhalten, sondern, was das wichtigste ist, es hätte auch die Vergeltung der Arbeit durch angemessene Belohnung und somit die Vertheilung derselben nach verschiedenen Berufsarten und das Ineinandergreifen der verschiedenen Geschäfte des Lebens nicht vollkommen gelingen können. Könnte man den Kunstarbeiter nur mit Naturerzeugnissen bezahlen, welche bloß dem augenblicklichen Bedürfnisse dienen: so würde er sich nicht durch seinen Fleiß ein unabhängiges und dauerndes Vermögen erwerben können, wodurch er sich ein sorgenfreyes Alter sichert; und sein Fleiß und seine Thätigkeit würde erschlaffen. Wollte man ihn mit liegenden Gründen belohnen, so wäre er an den Boden und dessen Bearbeitung gebunden, und könnte nicht seinem Beruf obliegen. Und so geht es durch alle Verhältnisse hindurch: nur das Geld ist das schickliche Ausgleichungsmittel. Man

könnte die Geschichte der ganzen menschlichen Bildung an den Faden der Geschichte des Geldes reihen. Selbst das Staatsleben erlangt nur seine vollkommene Freyheit durch den Geldverkehr, und die hemmenden Einrichtungen des Lehnwesen, von denen wir uns erst in dieser Zeit losgemacht haben, und noch losmachen, sind zum Theil mit im unvollkommenen Geldverkehr des Mittelalters begründet.

Der Gewerbs- und Handelsverkehr dient aber nicht bloß dem sinnlichen Triebe, sondern auch den höheren Angelegenheiten des menschlichen Lebens. Die Herrschaft, welche die Menschen über die Natur gewonnen haben durch mechanische Kunstarbeiten, hat uns auch in der Geistesbildung gefördert. Ich erinnere nur an den Gewinn, den die Gelehrsamkeit von der Mechanik durch die Buchdruckerkunst gemacht, an die Dienste, welche ihr die Schifffahrt geleistet, und an die Vortheile, welche die schönen Künste den mechanischen Künsten verdanken. Auch der Handel dient der Gelehrsamkeit und den Künsten, indem er ihnen die zu ihren Erzeugnissen nöthigen Stoffe liefert, diese vertheilen hilft, und dadurch die Bezahlung der Arbeit erleichtert. Ohne Gewerbs- und Handelsverkehr wäre selbst kein Staatsleben möglich. Wie könnte, um nur an dieses zu erinnern, der Staat vertheidigt werden, ohne den Dienst der mechanischen Gewerke, welche die Kriegsbedürfnisse liefern? Diese ganze Thätigkeit des Gewerbs- und Handelsverkehrs geht zwar vom Dienste des sinnlichen Triebes aus, erweitert sich aber zur Bearbeitung und Dienstbarmachung der Natur in jeder Hinsicht.

Dasjenige, was in diesem Kreise des Berufes geschafft und hervorgebracht wird, macht die weltlichen Güter aus, und der Reichthum besteht in dem Ueberflusse an diesen Mitteln des Lebens, durch welche die sinnlichen Bedürfnisse befriedigt und allerley Bequemlichkeiten und Erleichterungen gewonnen werden. Aber es bedarf nicht der Bemerkung, daß alle diese Mittel eben nur den Werth von Mitteln haben, und daß sie nur dem Leben dienen, nicht aber das Leben selbst in sich schließen. Sie geben bloß eine gewisse äussere Unabhängigkeit, die aber ohne die Freyheit und Kraft des Geistes nichts bedeutet.

Wir lassen nun die dem Wehrstande gestellte Aufgabe der Stiftung und Erhaltung sittlicher Ordnungen und Gesetze oder des Staatslebens folgen. Ohne ein solches ist kein sittliches Leben denkbar. Ohne daß durch Uebereinkunft und zwingende Aufsicht die Rechte der Einzelnen festgesetzt, die Grenzen des Eigenthums in Besitz und Geschäft gezogen wären, würde das Rechtsgefühl der Menschen immer schwanken, die Selbstsucht würde sie stets über die Schranken der Mäßigung hinaustreiben, und derjenige, welcher den Frieden liebte und niemanden beschädigte, würde seine ganze Kraft dazu gebrauchen müssen, sich im Kampfe mit den Ungerechten zu behaupten, und kein Geschäft des Friedens könnte ihm gelingen. Damit das ewige Recht, dessen Grundzüge einem Jeden ins Herz geschrieben sind, im Leben herrschend werde, muß es durch Gesetze und Verträge gegenseitig anerkannt werden. Die Achtung der persönlichen Würde, welche die Grundlage alles sittlichen Lebens ist, muß zuerst in der Unverletzlichkeit

des Lebens und der Freyheit des Nebenmenschen anerkannt werden. Daher die Gesetze gegen den Todtschlag, die Leibesverletzung und die Angriffe auf die persönliche Freyheit. Aber damit der Mensch sich äusserlich frey bewegen könne, und eben so wenig Andere störe, als von ihnen gestört werde, müssen, ausser der Feststellung der persönlichen Rechte, noch gewisse willkürliche Verträge und Abmachungen Statt finden, wodurch einem Jeden dieses oder jenes äussere Recht zuerkannt wird. Die Achtung der persönlichen Würde muß auch in Ansehung der Gegenstände der Wirksamkeit und des Bedürfnisses, oder der Sachen, über welche der Streit unter den Menschen am häufigsten Statt findet, anerkannt werden. Die Hütte, welche sich Einer gebaut hat, gilt gleichsam als ein Theil von ihm, und wenn ich ihm selbst persönliche Achtung beweisen will, so muß ich sein Recht auf das, was er gemacht hat und für sich benutzt, achten. So entsteht das Eigenthumsrecht sowohl für Sachen des Besitzes, als des Erwerbes; denn auch das ist nothwendig für ein rechtliches Leben, daß ein Jeder die Früchte seiner Arbeit genieße, und daß er dem Nebenmenschen nicht diene, ohne dafür die angemessene Vergeltung zu erhalten. Durch das letztere wird die persönliche Freyheit erst ganz gesichert; denn wenn ich auch einen Menschen nicht geradezu zwinge und fessele, so kann ich ihn doch als Sklaven gebrauchen, indem ich ihn für mich arbeiten lasse, und mir die besten Früchte seiner Arbeit zueigne. Das alles hat nun die gesetzgebende Klugheit zu ordnen, und ihr Zweck ist, die äusseren Verhältnisse des Menschenlebens den

ewigen Gesetzen des Geistes so angemessen als möglich zu bilden.

Aber immer wird die Gesetzgebung hinter der Foderung der reinen Gerechtigkeit zurückbleiben, und der guten sittlichen Gesinnung es überlassen müssen, das Fehlende zu ergänzen. Was durch Gesetze festgestellt wird, ist nur die äussere Form der Gerechtigkeit, den Geist aber und das Leben in diese Form gibt allein die gute Gesinnung. Wehe dem menschlichen Leben, wenn die Form als zureichend und als wesentlich angesehen, und darüber die Stimme der ewigen Gerechtigkeit überhört wird! Die Rechtsformen bilden sich nicht immer mit Freyheit, sondern oft durch Einwirkung zufälliger Umstände, und daher werden sie oft mit der Zeit ungerecht und drückend; dann muß das freye, natürliche Rechtsgefühl hervortreten, und den Mängeln abhelfen. Wehe dem Menschen, der keine höhere Gerechtigkeit kennt, als die, welche vor dem bürgerlichen Richter gilt, und dem nicht die Stimme in seiner Brust sagt, was Recht sey, sondern der sich erst darüber in alten Büchern Raths erholen muß, oder nur am Gängelbande des Herkommens den Weg der Gerechtigkeit findet! Mit demjenigen, dem ich nichts als sein strenges Recht lasse, wie es das Gesetz bestimmt, stehe ich noch nicht in einem eigentlich sittlichen Verhältniß; ich bin sein Feind nicht, aber auch nicht sein Freund; ich störe ihn nicht in seinem Leben, und er mich nicht, aber wir sind auch nicht durch ein gemeinschaftliches Leben verbunden. Darum sind die rechtlichen Formen, die Gesetze und Stiftungen, zwar sehr hoch zu schätzen, aber doch nicht über den Werth der Mittel hinaus, wie alles, was die Klugheit erfindet, nur nach diesem Maßstabe zu schätzen ist.

Von großer Wichtigkeit für die Entwickelung eines gerechten sittlichen Lebens sind die Formen der Verwaltung und Regierung; aber sie sind ebenfalls nur als Formen und Mittel zu schätzen. Der Zweck, der dadurch erreicht werden soll, ist ebenfalls die Gerechtigkeit, und diese ist von unbedingter Wichtigkeit und Nothwendigkeit; aber die Formen sind ihrer Natur nach nicht schlechthin nothwendig, weil sie sich auf Zeit und Umstände, auf besondere Bedürfnisse und Verhältnisse und vor allen Dingen auf den Bildungsstand der Völker beziehen. Dem einen Volke ist diese Form angemessen, dem andern jene; keine ist schlechthin und unbedingt die beste. Die Formen ohne den Geist haben gar keinen Werth, und der Geist kann sich auch ohne Formen geltend machen, oder sie doch wenigstens hervorbringen. Republikanische Formen ohne republikanischen Geist sind leere Formen; wo hingegen dieser herrschend geworden, da hat dem Zwingherrnthum die letzte Stunde geschlagen, wenn es gerade auf dem höchsten Gipfel seiner Macht zu stehen wähnt. Die Menschen haben schon über Alles Krieg geführt, selbst über Glaubensmeinungen, und es mag daher nicht Wunder nehmen, daß man auch die Frage, welches die beste Regierungsform sey, mit dem Schwerte in der Hand ausmachen will; aber der Menschenfreund würde diese Frage leicht entscheiden, indem er den erhitzten Partheyen zuriefe: Wollt ihr gerecht seyn, so könnt ihr es unter jeder Regierungsform seyn; übet gegen einander Gerechtigkeit, so habt ihr die beste!

Es kommt nur gar zu oft vor, daß die Menschen von dem Formenwesen des Staates eingenommen sind,

und darüber den wahren Zweck aus dem Auge verlieren; daß sie die Macht der Herrscher mit dumpfer Verehrung anstaunen, und durch den Glanz derselben ihr Urtheil über Recht und Gerechtigkeit blenden lassen; daß sie die Ehrfurcht, welche allein der Gerechtigkeit und Weisheit gebührt, an die äusserliche Größe und Herrlichkeit wegwerfen. Ein Herrscher, welchem Millionen auf den Wink gehorchen, der aber ungerecht regiert, ist im Besitze vieler Mittel, Gutes zu thun, die er aber schlecht gebraucht: sollen wir ihn wegen desjenigen achten, was ihn gerade tadelnswürdig macht? sollen wir ihm darum seine Unthaten verzeihen, weil er im Stande ist, diejenigen, die ihm warnend und richtend entgegentreten, zu zermalmen? Fürchten mag man ihn und auf seiner Hut vor ihm seyn; aber nie soll man sein sittliches Urtheil durch die Furcht verwirren lassen, und ihm nie eine Huldigung darbringen, welche nur dem gerechten Verwalter der Gerechtigkeit gebührt. Der Tugend, der Weisheit soll man huldigen, und wäre sie in Lumpen gehüllt; aber aller irdische Glanz kann nicht die Niedrigkeit eines ungerechten, menschenverachtenden Gemüths bedecken, welche der scharfe Blick des Weisen erkennt, und sein kühner Freysinn straft.

In der Mitte zwischen dem Gebiete der Gewerbs-Thätigkeit und der öffentlichen Ordnung und Gerechtigkeit liegt der Spielraum des Strebens nach Erkenntniß und Geistesbildung mit all den Hülfleistungen und Beförderungen der im Dienste der Weisheit thätigen Klugheit. Das ist der Wirkungskreis des Lehrstandes, der Gelehrten, Künstler und Geistlichen. Aus dem Dagewesenen ist klar geworden, wie wichtig dieses

Gebiet für die ganze Bildung des Menschenlebens ist, indem die Erkenntniß nicht nur zur Lösung der Aufgaben des Nähr- und Wehrstandes mitwirkt, sondern ihre Ausbildung auch eine eigene wichtige Aufgabe der Vollkommenheit ausmacht. Daran schließt sich Alles, was zur Bildung des Geistes überhaupt, zum Ausdruck und zur Darstellung des Gefühls, zur Veredelung des Herzens, gehört, worin sich die freyschaffende Kraft des Geistes offenbart, und er sich selbst in seinen höchsten Bestrebungen, in seiner höchsten Liebe und Sehnsucht bewußt wird. Die Ideen des Wahren, Schönen und Heiligen sind die hohen Ziele dieser Art von Thätigkeit. Was hier geschaffen und gebildet wird, soll auf Alles seine fruchtbare, bildende, erhebende, läuternde Wirkung äussern; hier soll sich die Blüthe des ganzen Menschenlebens entwickeln, und dann auf Alles ihren lieblichen Glanz und ihren erquickenden Geruch verbreiten. Aber nur ein Theil des Volks, die Gebildetsten und Erleuchtetsten, sind dazu berufen, die dazu gehörige Arbeit zu übernehmen, ihre Gaben und Kräfte der Bearbeitung des schönsten Lebensgebietes zu widmen.

Aber hier muß man besonders genau unterscheiden, was der Weisheit und was der Klugheit, was den Mitteln, und was den Zwecken angehört. Zu den Mitteln gehört alles, was der freyen Thätigkeit des Geistes nur als Stoff und Werkzeug dient. In Ansehung der Erkenntniß gehört dahin die Gelehrsamkeit, als Sache des Gedächtnisses und des Verstandes; sie ist nur Mittel zur wahren Weisheit, ohne welche sie keinen Werth behauptet. Sie ist ein großes, reiches

Gebäude, welches der menschliche Fleiß aufgeführt hat, das aber öde und leer steht, wenn es nicht der Geist der Wahrheitsliebe bewohnt. Der Gelehrte, der nur Vieles mit dem Gedächtnisse aufbewahrt, oder seinen Scharfsinn an der Auflösung großer Schwierigkeiten übt, ohne daß er sein Wissen zum Dienste der Weisheit, der höchsten Zwecke des Lebens, anwendet, kann allerdings sehr nützlich werden, indem Andere sich sein Wissen zu eigen machen und auf die rechte Weise gebrauchen, aber er für sich selbst behauptet nicht die wahre Würde eines Pflegers der Wissenschaft. Wie die Macht, so wird auch die Gelehrsamkeit von der urtheillosen Menge angestaunt, und das leere Wortgepränge des Vielwissers übertönt oft die einfache, kraftlose Stimme des wahren Weisen. Die Sprachgelehrsamkeit soll uns den Geist der Weisen und Dichter aufschließen, und in das Leben der verschiedenen Völker einführen; aber oft sind gerade diejenigen, welche am meisten mit Sprachkenntnissen ausgerüstet sind, unfähig dieses zu leisten; sie bleiben beym Mittel stehen und erreichen den Zweck nicht. Manche Geschichtsforscher häufen in ihrem Gedächtniß und in ihren Büchern eine Menge von Thatsachen, aber sie wissen sie nicht zu verknüpfen, und fassen nicht den Zweck der Geschichte, welche die Lehrerin der Weisheit seyn soll. Vieles in den Wissenschaften ist geradezu nur Mittel zu einem höhern Zwecke, und dient nur zur Vorbereitung; der Mann von Fach sieht freylich die Nothwendigkeit davon ein, und richtet seinen Fleiß darauf; aber er darf nicht den Zweck darüber vergessen, oder er weiß nicht, was er will und soll.

Nicht anders ist es mit der Kunst und Dichtung, welche das gereinigte Gefühl des Schönen und Erhabenen durch ihre Bilder darstellen und hinwiederum entzünden sollen. Alles, was zur Darstellung gehört, Erfindung, Gestaltung, Verknüpfung, Kunstfertigkeit; die Fertigkeit der Zeichnung und Färbung, die Gewandtheit und Feinheit des Meissels in der Behandlung des Marmors; der Reichthum an Melodie, die Kenntniß der Harmonie, der Behandlung der Instrumente und der Zusammensetzung eines Ganzen; die Lebhaftigkeit der Schilderung, die Kraft der Rührung, die Gewandtheit im Versbau: — Alles soll als Mittel dem Zwecke der darzustellenden Schönheit und Erhabenheit dienen, und ist höchst wichtig in Beziehung auf diesen Zweck; aber ohne daß dieser dadurch erreicht wird, ist es nichts als leere Form; ohne den Geist der lebendigen Schönheit ist Alles nur ein Leib ohne Seele. Eine reiche Quelle von Geschmacklosigkeit ist das Verwechseln des Mittels mit dem Zwecke, der Kunstfertigkeit mit der Kunst, der Vorzüge in der Darstellung mit dem, was durch die Darstellung ausgedrückt werden soll. Dem Manne von Fach, dem Kunstkenner kann man es nicht verübeln, wenn er auf die Kunstfertigkeit einen hohen Werth legt, und ein Gemälde schätzt, welches unbedeutend in Ansehung der dargestellten Idee, aber mit Fleiß und Geschick gemacht ist, und worin vielleicht besondere Schwierigkeiten der Beleuchtung oder der Verkürzung der Glieder überwunden sind. Aber für den ächten Kunstgeschmack hat ein solches Werk nicht den Werth eines wahren Kunstwerks. So hört der Musiker von Fach mit Vergnügen den Virtuosen, der einem vielleicht

eingeschränkten Instrumente mannichfaltige, neue Töne entlockt, und das Unmöglichscheinende möglich macht; aber der wahre Kunstfreund betrachtet alle diese schwierigen Leistungen nur als Vorübungen, und beklagt es, daß man den reinen Geschmack durch ein solches buntes Tongeklingel verletzt. Manche Tonsetzer ohne Gedanken und Erfindung verdecken ihre Geistesblöße mit allerley buntem Flickwerk, mit Läufern, Schnörkeln, wunderlichen Sprüngen und Ausweichungen. Andere die mehr Erfindungskraft haben, wissen mit lieblichen, zarten, rührenden Weisen und phantastischen Wendungen einzunehmen; aber sie sind nicht im Stande, eine Idee durch das Ganze hindurch zu führen, und zu einer bleibenden Gefühlsstimmung zu erheben; das ganze Ergebniß einer angehörten Musik dieser Art ist, daß das Gemüth angeregt, oder vielmehr beunruhigt, aber nichts darin hervorgebracht worden ist. So ist es auch in der Dichtung. Viele Dichter erheben sich nicht über den Zweck der Unterhaltung durch die Spannung der Neugier und Theilnahme; aber dieses, und was dazu gehört, ist nur das Mittel zu den höheren Zwecken der dichterischen Reinigung, Erhebung und Veredelung des Gemüths.

Selbst das Höchste und Heiligste des Menschenlebens, die Frömmigkeit, bedarf der Hülfe der Klugheit. Die Religion schwebt mitten inne zwischen dem Staatsleben und der Geistesbildung, oder vielmehr sie steht über beyden als das Vollendende. Kein Staat besteht ohne die Achtung des Heiligen, und im Alterthum waren die Staaten alle mit der Religion innig verbunden, und bedienten sich der Hülfe derselben, um den Gesetzen Gehorsam zu verschaffen. Ohne Religion würde alles

Vollkommenheitsstreben irre gehen; die Wissenschaft und Kunst würden sich in das Eitele verlieren, wenn ihnen nicht der Glaube und die Begeisterung die ewige Wahrheit und Schönheit als Urbild vorhielten. Hinwiederum bedarf die Religion des Staates, der Wissenschaft und Kunst, als der Mittel zu ihren Zwecken. Sie bedarf des Schutzes der Staatsgewalt zu ihren gesellschaftlichen Formen; die kirchliche Gemeinschaft würde ohne ein rechtliches Beysammenleben der Menschen gar nicht bestehen können. Die Wissenschaft leiht der Wahrheit des ewigen Heils Worte und Begriffe, und selbst der göttliche Verstand, das Wort Gottes, mußte sich des menschlichen Verstandes und Wortes zu seiner Hülle bedienen. Die Kunst und Dichtung dient zur Erweckung und Pflege der Andacht, indem sie heilige Gebäude aufführt und ausschmückt, und sie mit den Harmonien heiliger Gesänge erfüllt. Alles das ist unerlaßlich nothwendig, aber nur als Mittel. Wehe der Kirche, welche dieses Aeusserliche als wesentlich betrachtet! Eine heilige Lehre muß es geben; aber die Sprache und Wissenschaft, in der sie mitgetheilt wird, ist nur die Schale des Kernes. Leider hat man sich nur zu oft um Worte und Begriffe gestritten, und noch halten Viele mit ängstlicher Hartnäckigkeit diese Hüllen fest, und glauben, daß derjenige, der eine etwas andere Sprache redet, ein Ungläubiger und Irrlehrer sey. Die Beobachtung äusserlicher Gebräuche ist ein nothwendiges Mittel der Frömmigkeit, aber doch nur ein Mittel; und die Erfahrung lehrt nur zu oft, daß man eine schlechte Gesinnung oder doch ein leeres, kaltes Herz mit dem äusserlichen Scheine der Frömmigkeit verhüllen kann.

Jetzt haben wir eine Uebersicht des ganzen großen, ungeheuren Gebietes der Klugheit genommen. Es gibt nichts Gutes, Edles, Schönes, Heiliges im Menschenleben, dem sie nicht dienen müßte; sie muß Allem Ausdruck, Sprache, Darstellung geben; sie muß jeder Thätigkeit und jedem Streben Formen und Bahnen anweisen. Von der willkürlichen Bewegung des Armes und der Hand geht ihre Thätigkeit aus; den Kräften, welche die Natur dem Menschen in seinem Körper verliehen, fügt sie die Kräfte der von ihr bezwungenen äussern Natur hinzu, waffnet den menschlichen Leib mit allerley Werkzeugen, umgibt ihn mit allerley Zurüstungen und Bequemlichkeiten, und schafft so dem menschlichen Geiste gleichsam einen größeren Leib, in welchem er seine Thätigkeit weiter verbreiten kann. Die Laute des Mundes bildet sie in der Sprache und Schrift zu einer hörbaren und sichtbaren Erscheinung des Geistes; die Gesellschaft der Menschen macht sie zu einem Abbilde der sittlichen Ordnung, in welcher sich Thätigkeit neben Thätigkeit freundlich bewegt; der Materie, den Farben, dem Steine, den Tönen, haucht sie menschlichen Geist ein, und stellt in anschaulicher Gestalt die innersten Gedanken und Gefühle hin. Den Himmel selbst zieht sie herab auf die Erde, leiht der Andacht Ausdruck, versinnlicht das Ueberirdische, und versammelt die Gemeine zur Anbetung des Ewigen.

Aber alles, was sie bildet, ist irdisch und nur für die Erde gemacht; sie braucht das Sinnliche als Stütze und Träger des Geistigen: und dieses anzuerkennen ist ungemein wichtig. Die Sittlichkeit, die Weisheit, die Frömmigkeit beruht darauf, daß sich der Mensch

über das Sinnliche, Irdische, Weltliche, zur Anerkennung des Geistigen, Uebersinnlichen, Ewigen, erhebe. Gewöhnlich findet man jenes in dem, was dem sinnlichen Triebe, dem Vergnügen, der Bequemlichkeit und überhaupt der Selbstsucht dient, in Besitz, Reichthum, Ehre und Macht. Man glaubt sich über die Welt erhoben zu haben, wenn man dem Vergnügen und den eiteln Gütern dieser Welt entsagt, und noch mehr, wenn man Wissenschaft und Kunst verachtet, und sich einzig dem Dienste des Heiligen widmet. Allerdings ist alles jenes weltlich und eitel, insofern es nur zum äussern Rüstzeug des Geistes dient, ohne daß es der Geist zur Erreichung seiner hohen Zwecke gebraucht. Der Reichthum ist weltlich und eitel, wenn man sich desselben nicht zur eigenen und fremden Vollkommenheit bedient; die Macht ist weltlich und eitel, wenn man sie nicht zur Dienerin der Gerechtigkeit macht; die Wissenschaft und Kunst ist weltlich und eitel, wenn sie nicht den ewigen Ideen der Wahrheit und Schönheit dienen. Das ist der Charakter der sogenannten Weltmenschen, daß sie die Mittel ohne den Zweck wollen, und sie auch dann schätzen, wenn sie des Zweckes verfehlen, oder gerade dem entgegengesetzten Zwecke, der irdischen Lust und Selbstsucht, dienen. Aber Welt ist alles, was nur äussere Erscheinung ist, und selbst die äussere Gestalt der Frömmigkeit ist weltlich und eitel. Derjenige ist der allerweltlichste und eitelste, der am heiligen Buchstaben und an äusseren kirchlichen Gebräuchen hängt, ohne den wahren Geist der Frömmigkeit zu besitzen, und der in dieser Befangenheit alles dasjenige verachtet, was zur Beförderung des geistigen Lebens

und zur Entfaltung desselben nach allen Seiten hin dient; der engherzig, ungebildet und doch anmaßlich und absprechend, das Leben des Geistes, das unendliche und schöpferische, in einen engen Kreis bannen und ertödten möchte, und dasjenige verwirft, was er nicht versteht, und wofür sein kaltes Herz keine Empfänglichkeit hat. Lieben sollen wir die Welt nicht und was ihr angehört, unsere Liebe soll allein den ewigen Gütern des Geistes gewidmet seyn; aber gebrauchen sollen wir das Weltliche, und es dem Dienste des Geistes unterwerfen. Wohin die Kraft unseres Armes und Geistes reicht, sollen wir schaffend und bildend wirken, und Wahrheit, Gerechtigkeit, Schönheit, Frömmigkeit im Menschenleben zur Erscheinung bringen.

Achtzehente Vorlesung.

Die Bildungsstufen der Klugheit: Sinnlichkeit, Gewohnheit, freyer Geist: Vortheile der Gewohnheit und der Freyheit; richtige Verbindung beyder: Macht der Freyheit über die Gewohnheit.

Noch einmal müssen wir die Betrachtung auf die Klugheit lenken, welche, obgleich dem Herzen und der Gesinnung nicht unmittelbar angehörend, von der größten Wichtigkeit für das sittliche Leben ist, und daher in allen ihren Beziehungen und Verhältnissen erkannt werden muß, wenn man eine vollendete Ansicht von der Sitlichkeit erhalten will.

Die Klugheit ist nebst der unter ihrer Leitung stehenden Geschicklichkeit Sache des Verstandes. Der Verstand aber ist das Bildsame und Zubildende im Menschen; und so wie wir denselben, als Erkenntniß der sittlichen Gesetze, in den verschiedenen Stufen seiner Ausbildung betrachtet haben, wie er sich aus der sinnlichen Befangenheit zur Gewohnheit und von da zur Freyheit erhebt, so müssen wir nun auch zeigen, daß der Verstand in der Erkenntniß und im Gebrauche der Mittel dieselbe Stufenfolge durchläuft. Der Verstand

ist im Menschen immer dasselbe Vermögen, er mag auf die Zwecke und Gesetze des sittlichen Lebens, oder auf die Mittel desselben gerichtet seyn, immer ist es die freye Denkkraft, welche das eine Mal des Menschen eigene, innere Natur, das andere Mal die äussere Natur erkennt und beherrscht. Denn auch die innere Natur des Menschen, insofern sie Gegenstand und Mittel des Handelns ist, gehört in das Gebiet der Klugheit, und in der Selbsterkenntniß sind Weisheit und Klugheit auf das innigste mit einander verknüpft.

Indem wir nun die Ausbildung der Klugheit Stufe für Stufe verfolgen, werden wir sehen, wie sich beyde, Weisheit und Klugheit, stets gegenseitig bedingen und unterstützen, wie keine ohne die andere etwas vermag, und keine ohne die andere in der Ausbildung fortschreitet. Und daraus werden wir den Gewinn ziehen, daß wir die menschliche Natur und das menschliche Leben in der Einheit betrachten. Die wissenschaftliche Behandlung verlangt der Klarheit wegen die Trennung des Zusammenbestehenden; und so haben wir früher die Weisheit für sich besonders betrachtet, und sind dann zur Klugheit fortgeschritten; wir haben aber auch schon gezeigt, wie beyde innig mit einander verbunden sind: und in dieser Verbindung, in ihrer Zusammen- und Wechselwirkung, wollen wir sie jetzt im Ganzen des Lebens betrachten.

Wenn der Mensch nur aus augenblicklicher Anregung will, was er will, und der sinnlichen Empfindung folgt, wie sie ihn eben bewegt, ohne eine allgemeine Regel seines Lebens zu kennen, ohne daß ihm bleibende und nothwendige Zwecke vorschweben: so befindet er sich

im strengsten Sinne auf der Stufe der Sinnlichkeit, und der sittliche Verstand ist noch nicht erwacht. In diesem Zustande wird er auch nach den ersten besten sich darbietenden Mitteln greifen, um zu seinen Zwecken zu gelangen. Das Kind, welches hungert, wird nach den Speisen greifen, die es irgendwo findet; es hat sich noch nicht zu dem Bewußtseyn erhoben, daß die Speise ihm von Zeit zu Zeit Bedürfniß ist, und kann nicht im voraus für die Befriedigung desselben sorgen, sondern erwartet ohne Vorsicht, was ihm der nächste Augenblick bringen wird. In diesem gänzlichen Mangel aller Klugheit und Vorsicht findet sich kein erwachsenes Wesen, nicht einmal die Thiere, von denen ein jedes seinen Kreis hat, in dem es sich mit einer gewissen Vorsicht bewegt. Die Affen, wenn sie eine Pflanzung plündern, stellen Wachen aus zur Vorsicht, weil die Erfahrung sie gelehrt hat, daß sie in diesem Geschäft überrascht werden können; dagegen sind sie nicht so klug, ein Feuer, das sie von Menschen angezündet finden und an welchem sie sich wärmen, durch Hinzulegen des dabey aufgehäuften Holzes zu unterhalten. Der Wilde mag noch so roh seyn, er hat sich doch über den Augenblick des Bedürfnisses und der Befriedigung erhoben: er sucht nicht in dieser oder jener Höhle, die sich ihm eben darbietet, vor der rauhen Witterung Schutz, sondern hat sich irgend eine Wohnung gewählt, wo er sich gewöhnlich aufhält; er wählt nicht die erste beste Waffe, um sich damit gegen das reißende Thier zu vertheidigen, sondern hat sich einen Spieß oder eine Keule verfertigt. — Aber sehen wir auf das Vorherrschende eines sittlichen Zustandes, so können wir sagen, daß gewisse Völker

noch auf der Stufe der Sinnlichkeit stehen, sowohl in Ansehung der Zwecke ihres Lebens, als der vorsorgenden und vermittelnden Klugheit. Es sind diejenigen, welche noch als Jäger, Fischer und Hirten leben, und entweder gar keinen Ackerbau treiben, oder ihn nur als Nebensache behandeln, so daß sie nicht vor dem Hunger vollkommen gesichert sind; welche ein unstätes Leben führen, und sich noch in keine feste gesellschaftliche Ordnung gefügt haben, weßwegen die ersten Anfänge der Bildung und Gesittung noch nicht bey ihnen haben entstehen können. Solche Völker sind den wechselnden Einflüssen der Natur und den zufälligen Anregungen von aussen Preis gegeben; sie wandern von einem Orte zum andern, um Nahrung zu suchen, ohne zu wissen, ob sie solche finden; sie führen mit ihren Nachbarn Krieg, ohne zu wissen, warum, und ohne den Sieg benutzen zu können; sie werden, gleichsam wie ein Schiff ohne Steuerruder und Steuermann, auf dem Meere des Lebens umhergetrieben; sie haben kein Ziel, und kennen keinen Weg, der dahin führt.

Auf dieser Stufe finden sich mitten im Zustande der Bildung bey uns sehr viele Einzelne, sey es durch Temperament, sey es durch vernachlässigte Erziehung, oder vielmehr beydes. Die meisten Wollüstlinge und Genußsüchtigen sind in diesem Falle. So wie sie sich durch die Reize des Augenblicks zur Erstrebung nichtiger Zwecke anregen lassen, eben so unbesonnen verfahren sie meistens in Ansehung der Mittel, welche sie unbekümmert um die Zukunft vergeuden. Wären sie bey ihrer Unweisheit wenigstens klug: so würden sie ihre Genüsse nach ihren Mitteln abmessen, und dafür sorgen, daß sie auch in

Zukunft genießen könnten. Selten, daß Wollüstlinge ihr niedriges Leben mit solcher besonnenen Klugheit führen, wodurch ihr Laster freylich strafbarer wird, weil es im höheren Grade der Zurechnung unterliegt. — Auch wohlgesinnte, edle Menschen, denen die höchsten Zwecke des Lebens erschienen sind, fehlen darin, daß sie sich von augenblicklichen Anregungen zur Handlung bestimmen lassen, ohne mit besonnener Klugheit die nöthigen Mittel in Bereitschaft gesetzt, und mit vorbereitender Thätigkeit den Weg zum Ziele geebnet zu haben. Wie mancher wohlgemeinte Verbesserungsversuch scheitert an diesem Mangel an Vorsicht und Berechnung, nicht nur dadurch, daß man versäumt, sich die nöthigen Mittel zu verschaffen, sondern vorzüglich auch dadurch, daß man die Schwierigkeiten nicht voraussieht, auf welche man in der Ausführung eines Planes stoßen kann, und dann, wenn man darauf stößt, nicht mit der nöthigen Fassung und Standhaftigkeit gewaffnet ist. Die schönsten Gefühle und Gesinnungen werden dadurch, daß man sich augenblicklichen Aufwallungen hingibt, und nicht die rechten Mittel wählt, die Quelle unbedeutender oder gar schädlicher Handlungen. Es ist Jemand lebhaft gerührt von dem Elend eines Bettlers, und in der ersten Aufwallung des Mitleids gibt er ihm, was er an Geld bey sich hat; aber damit hilft er doch nur der Noth für den Augenblick ab, ja, er gibt dem Menschen, der vielleicht bey seinem Elende noch ein Trunkenbold ist, die Mittel in die Hand, seinem Laster zu fröhnen, und trägt dadurch zur Verschlimmerung seines Zustandes bey. Er hätte besser gethan, wenn er mit kluger Umsicht die Quelle des Elendes erforscht und zu verstopfen gesucht

hätte. Ein Anderer handelt viel wohlthätiger, der viel weniger gibt, aber dem Armen Arbeit verschafft, und ihn zu einem ordentlichen Leben anhält, wodurch er ihm zugleich sittlich aufhilft, und ihm Gelegenheit gibt, seine Ehre und Selbstständigkeit als Glied der Gesellschaft wieder zu gewinnen. Bey keinem guten Werke ist die Klugheit so nothwendig, wie bey der Wohlthätigkeit, und bey keinem ist die Vernachlässigung derselben so häufig. Die Meisten glauben genug gethan zu haben, wenn sie sich den Gegenstand des Mitleids für den Augenblick aus den Augen gerückt haben, unbekümmert, was die Folge davon seyn wird, ob auch seinem Elende gründlich abgeholfen ist. Mangel an wahrer Liebe und an Erkenntniß dessen, was dem Menschen wahrhaft frommet, oder an Weisheit hat an dieser Handlungsart auch einen Theil; aber Mangel an Klugheit ist die Hauptquelle derselben.

Wie sich der Mensch zur zweyten Stufe der verständigen Ausbildung, zur Gewohnheit, erhebt, haben wir früher gesehen: es ist die Wiederholung derselben augenblicklichen Erfahrungen, durch die er das Bewußtseyn von Regeln empfängt. Denken wir uns einen Menschen ganz im Zustande der Natur, ohne alle Erfahrung, welche ihm die Eltern überliefert, ohne alle Anfänge der Bildung; so würde er, von der rauhen Witterung des Winters überrascht, in irgend einer Höhle Schutz suchen; vielleicht vergäße er im darauf folgenden Sommer, sich eine bequemere Wohnung zu bereiten, und ließe sich vom Winter zum zweyten Male überraschen; aber dann würde er gewitzigt seyn, und für die Zukunft sorgen. Auf diese Weise sind die ersten noth-

wendigen Erfindungen geschehen; indem die Menschen ein wiederkehrendes Bedürfniß erkannten, sorgten sie auch für ein bleibendes Befriedigungsmittel derselben.

Die Gewohnheit ist unendlich wichtig für die Bildung der Menschen, sowohl in Hinsicht auf den sittlichen Verstand, wie wir früher gesehen haben, als auch vorzüglich in Hinsicht auf die Klugheit. Ohne dieselbe wäre schon gar keine Fertigkeit und Geschicklichkeit möglich. Durch häufige Wiederholung wird uns die bestimmte Richtung des Armes und die Bewegung der Hand, wodurch wir irgend etwas zu Stande bringen, so geläufig, daß wir darin eine gewisse Sicherheit erlangen. Der Schmidt, der Zimmermann führen das Werkzeug so sicher, daß sie fast nie den Punkt, den sie damit treffen wollen, verfehlen. Bewundernswürdig sind die Fertigkeiten, welche die Menschen sich zu eigen machen können, und worin sie mit den blinden, sichern Kräften der Natur wetteifern; die Gewohnheit aber ist das einzige Mittel, wodurch sie dieselben gewonnen haben. Da die Klugheit uns die Herrschaft über die Natur verleiht, so ist es ganz begreiflich, warum die Gewohnheit für sie so wichtig ist. Gewohnheit ist nichts als eine zweyte, durch Kunst hervorgebrachte Natur, eine der Natur in der Nothwendigkeit und Sicherheit gleiche Art der Thätigkeit. Alles, was die Natur wirkt, wirkt sie nach nothwendigen Gesetzen; um ihr nun entgegen zu wirken, und sie zu beherrschen, muß man ihr eine gleichnothwendige Thätigkeit entgegensetzen. Eine metallene Kugel ist den Naturgesetzen gemäß schwer, und strebt herab zum Boden; wenn nun der Gaukler das Schauspiel geben will, daß er eine solche Kugel, wie lebendig,

an seinem Leibe herumlaufen, und von einer Schulter zur andern überspringen läßt: so muß er der Schwere derselben auf eine sichere Weise entgegenwirken, und die Muskelkraft seiner Glieder dagegen so anwenden, daß sie dadurch besiegt und bestimmt wird, sich so oder so zu bewegen. Durch die Gewohnheit wird jede Arbeit erleichtert, weil sich unsere Natur nach der einmal angenommenen Richtung naturgemäß bequemt hat; selbst wenn die Art und Weise nicht die sicherste und bequemste wäre, so wird man doch dabey bleiben, wenn man derselben gewohnt ist, und man wird wohlthun dabey zu bleiben, weil man das Bessere sich schwerlich mehr wird zu eigen machen können.

Selbst die Ausbildung der Erkenntniß geht von der Gewohnheit aus. Wir wissen, daß die Verstandesbildung allein von der Richtung der Aufmerksamkeit abhängt. Dann erst denken wir, wenn wir im Stande sind, an dasjenige zu denken, an das mir denken wollen und sollen, oder unsere Aufmerksamkeit nach Willkür lenken und festhalten können. Aber die Aufmerksamkeit bekommen wir allein durch Gewohnheit in unsere Gewalt. Diejenigen Dinge, welche wiederholt vor unsere Sinne treten, und wiederholt Eindruck auf uns machen, betrachten wir ganz natürlich mit der meisten Aufmerksamkeit. So wird der Mensch am ersten auf seine sinnlichen Bedürfnisse aufmerksam, und sinnt auf deren Befriedigung, weil er dieselben im bestimmten Wechsel empfindet. Alles Lernen, welches darin besteht, gewisse Begriffe festzuhalten und in bestimmter Ordnung zu verknüpfen, beginnt durch Gewohnheit, indem der zerstreute Geist der Jugend nöthigenfalls durch Mittel der

Züchtigung auf die Gegenstände des Lerneurs zurückgelenkt, und daran gefesselt wird. Vorzüglich besteht die Uebung des Gedächtnisses in der gewohnheitsmäßigen Wiederholung gewisser Worte und Begriffe, in dem Festhalten eines gewissen Zusammenhanges der Begriffe, theils unter sich, theils mit den Wortschällen, die sie bezeichnen. In den Verrichtungen des Denkers und Gelehrten muß Vieles Sache der Gewohnheit und des Gedächtnisses bleiben, wenn sie glücklich von Statten gehen sollen; man muß z. B. ohne sich weiter zu besinnen, bey dem Schalle gewisser Worte sogleich an den dadurch bezeichneten Begriff denken; man muß unbewußt die Regeln des Denkens befolgen, und sich in denselben, wie in gewohnten Bahnen, bewegen.

Durch die Gewohnheit erhalten alle von der Klugheit gestifteten Formen und Einrichtungen des Lebens ihren festen Bestand, und werden zur sichern Grundlage der Lebensthätigkeit, auf welcher man sich bequem und frey bewegt. Durch die Gewohnheit hat nicht nur ein Jeder die zu seinem Berufsgeschäfte erfoderlichen Fertigkeiten und Kenntnisse gewonnen, sondern auch die behagliche Liebe, mit welcher er demselben obliegt, und wodurch manche damit verbundene Unannehmlichkeit das Lästige für ihn verliert. Der Zergliederer hat durch Gewohnheit ganz den Ekel überwunden, den er anfangs vor der Behandlung todter Körper empfand; der Todtengräber fühlt sich bey seiner traurigen Arbeit ganz vergnügt, und führt vielleicht dabey mit seinem Gehülfen launige Gespräche. Wie uns die Natur zu irgend einem Berufe anweist, indem sie uns die dazu erfoderlichen Gaben ertheilt: so macht uns die Gewohnheit erst recht

darin einheimisch. Wie ruhig und friedlich bewegen sich die Menschen in ihren verschiedenen Berufsarten neben einander; keiner greift in des andern Gebiet, wohl aber unterstützt einer den andern. Wäre diese ruhige Vertheilung der Arbeit nicht, und lebte sich nicht ein Jeder in seine Geschäfte ein, sondern ergriffe bald dieses, bald jenes: so würde Einer durch den Andern gestört, und die verschiedenen Zweige der Thätigkeit könnten nicht neben einander gedeihen. — Die Einrichtungen des bürgerlichen Lebens werden ebenfalls durch die Gewohnheit erst recht wohlthätig. Keine ist ohne irgend etwas Drückendes und Unbequemes, und das Unangenehme davon kann nur durch die Gewohnheit gemildert werden, indem sie den Eindruck abstumpft, und Jeden, den es betrift, sich davor sichern lehrt. Man behauptet mit Recht, daß nur alte, gewohnte Steuern gerecht, und neu eingeführte immer ungerecht seyen; jene, wenn auch drückend, erscheinen als eine Last, welche die Natur aufgelegt hat, in die man sich schickt, so gut es gehen will, während man in den neuen das Werk der menschlichen Willkür sieht und sich dadurch verletzt fühlt. Sitten und Gebräuche stellen sich nur durch Gewohnheit fest, und jene haben ihren Namen vom Setzen, Festsetzen, diese vom Brauchen. Sie sind, wie ein altes, bequemes Kleid, in welchem man sich so frey bewegt, als gehörte es zu unserm Leibe selbst. Neu eingeführte Sitten haben immer etwas Willkürliches, wogegen sich die Natur sträubt, und woran der Verstand irgend etwas auszusetzen findet. Die Gewohnheit heiligt sogar die Gebräuche der Andacht, und gibt demjenigen, was an

sich unbedeutend ist, einen geheimnißvollen Sinn, weil wir von Jugend auf gewohnt sind, fromme Gefühle daran zu knüpfen. Die ersten Jugendeindrücke tönen durch das ganze Leben nach, und erhalten eine mächtige Gewalt auf das Gemüth. Daher erklärt sich, wie sich abergläubige und sinnlose Gebräuche selbst bey gebildeten, geistreichen Völkern haben festsetzen und behaupten können.

Unser ganzes Leben ist von der Gewohnheit beherrscht, und erhält dadurch einen Reiz und Werth mehr. Mit Recht nennt der Dichter das Leben eine „süße, freundliche Gewohnheit". Jünglinge hängen lange nicht so fest am Leben, als die Alten, und scheuen den Tod weniger. Sie sind noch nicht durch so viele Bande an das Leben geknüpft, und bewegen sich freyer in demselben. Die Gewohnheit macht uns das Haus, die Stadt, das Land lieb, in welchen wir leben, und lehrt uns manche Unannehmlichkeiten, welche damit verbunden sind, überwinden. Die Bewohner der Alpenthäler sehen jeden Winter die Gefahr über ihrem Haupte schweben, von den Lawinen verschüttet zu werden; aber die Gewohnheit hat sie an den Wohnort geknüpft, wo sie das erste Licht gesogen haben, und sie würden einen sicherern und selbst fruchtbarern nicht mit dem Wohnsitze ihrer Väter vertauschen. Mit Sehnsucht blicken wir nach den Spielplätzen der Jugend, nach den Fluren der Heimath zurück, und der vielgewanderte Mann kehrt am Abend seines Lebens zurück, um da seine Tage zu beschließen, wo er sie begonnen hat. Die an sich schönen und wohlthätigen Familien-Bande erhalten durch die Gewohnheit einen doppelten Werth und Reiz.

Es ist schön, ganz junge Eheleute zu sehen, welche mit inniger Liebe an einander hangen; aber noch schöner ist der Anblick eines Ehepaars, welches in Liebe mit einander grau geworden, und zugleich durch Gewohnheit und wachsende Herzenseinigkeit sich mit einander zusammengelebt hat. Man wünscht, daß der Tod sie mit einander abrufen möchte, damit sie, wie sie zusammen durch ein langes Leben gegangen sind, auch Arm in Arm das Schattenreich betreten möchten. Ach! der Tod ist unerbittlich, er reißt sie auseinander, der Gatte bleibt einsam zurück, und das Leben ist ihm eine Last, da er es nicht mehr mit der Genossin theilt. Tausend Fäden, welche ihn an dasselbe knüpften, sind zerrissen, weil sie ihn zugleich mit ihr verknüpften; wohin er sich wendet, begegnet ihm eine Erinnerung an alte, gewohnte Freuden. Die Sehnsucht überwältigt ihn, er legt das müde Haupt nieder zur Ruhe, und schlummert hinüber. — O Gewohnheit, süße, freundliche Gewohnheit! Wie friedlich und behaglich breitet sich das Leben aus unter ihrer milden Herrschaft! Sie hat ihren Namen vom Wohnen. Wir wohnen ruhig im Hause in Gemeinschaft der Unsrigen; neben uns wohnen die Nachbarn, die Verwandten, die Freunde; wir kennen sie, sie uns, wir gewöhnen uns an sie, und tragen selbst mit Geduld ihre Fehler. Wir gehen unsern gewohnten Geschäften nach, und finden Andere auf den gewohnten Wegen. Wir verkehren mit ihnen, geben und empfangen, bringen und holen, fragen und werden berichtet, arbeiten und unterhalten uns mit einander; wir besuchen die öffentlichen Versammlungen, wo wir die Nachbarn, die Freunde, die Mitbürger finden, und

mit ihnen rathschlagen, oder der Andacht pflegen. So bewegt sich in unserer Stadt Alles in den gewohnten Kreisen, und so hat es sich seit Jahrhunderten darin bewegt, während sie selbst ruhig und sicher, eine Freystatt des Friedens und des Wohlstandes, steht. Neben ihr wohnen Menschen in Dörfern und Städten, und ein gewohnter Verkehr verbindet sie mit uns. Der Landmann kommt, zu kaufen und zu verkaufen, und so ist schon sein Vater und Großvater gekommen; er kennt die Häuser, wo er findet, was er sucht, zu deren Bewohnern er Vertrauen hat, und wo man ihm selbst vertraut. Handelsfreundschaft verknüpft Bürger unserer Stadt mit denen der benachbarten Städte; Boten gehen hin und her, Wagen bedecken die Straßen, welche Menschen und Kaufgüter hin und her führen. Und so schlingt sich von Ort zu Ort das freundliche Band der Gewohnheit; überall wohnen Menschen friedlich neben einander; ein Geschlecht folgt dem andern in dem gleichen Wohnsitze; der Sohn bewohnt das Haus des Vaters, pflügt die Aecker, die jener gepflügt, bearbeitet den Garten, den jener bearbeitet, und treibt das Geschäft, das jener getrieben hat. Der Reisende eilt sehnsüchtig nach Hause, und freut sich, wenn er die Thürme seiner Vaterstadt siehet: sie steht noch, er findet jedes Haus, jede Gasse, wie er sie verlassen; das Bild der Ruhe begegnet ihm lächelnd; er eilt in die Arme der Seinigen, und tritt mit Wohlbehagen wieder in den gewohnten Kreis der Arbeit und Erholung. O Gewohnheit, süße, freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens!

Aber so nothwendig und wohlthätig die Gewohnheit ist, so schädlich wird sie, wenn sie allein das Leben

beherrscht. Wie die Menschen dadurch verhärtet und einseitig gemacht werden, so daß sie die Empfänglichkeit für Neues und Fremdes verlieren, und den Blick für eine allseitige, freye Ansicht des Lebens verschließen, haben wir schon bey der Betrachtung der Ausbildung des sittlichen Verstandes gesehen. Gerade so ist es mit der Klugheit. Wenn es der Sohn, wie der Vater, macht, dasselbe Geschäft und auf dieselbe Art, wie jener, treibt: so ist dieß sehr behaglich und bequem; aber das Geschäft könnte vielleicht viel besser getrieben werden, und die träge Gewohnheit stumpft die Erfindungskraft des Geistes ab, daß er auf keine bessere Verfahrungsart verfällt: ist schon eine bessere gefunden, so hindert sie, davon Gebrauch zu machen. Derselbe Fall ist mit der Erkenntniß, wenn sie nur von Geschlecht auf Geschlecht überliefert wird, und mit den Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen, welche sich unverändert fortpflanzen: Neues, Besseres kann nicht aufkommen, die Bildung bleibt auf einem Punkte stehen, der Geist schlummert ein, und das Leben gleicht einem stehenden Wasser, welches versumpfet. Vieles, was für eine Zeit paßt und nützlich ist, paßt nicht mehr für eine andere, und wird dann schädlich und verderblich. In der Zeit der ersten Bildung der Völker setzten sich gewisse Casten- oder Stammes-Unterschiede fest. Ein edlerer Stamm unterwarf sich einen roheren, und ward der Lehrer und Beherrscher desselben; seine Herrschaft war wohlthätig, so lange bis in dem andern Stamme sich auch eine gewisse Bildung entwickelte, dann wurde sie drückend und hemmend. Eifersüchtig behielten die Herrscher und Lehrer ihre Weisheit für sich, überlieferten

sie von Geschlecht auf Geschlecht innerhalb ihres Stammes, und speisten die andern mit dem ab, was ihnen beliebte davon mitzutheilen. Die Folgen dieser Abgeschlossenheit wurden für sie selbst verderblich, sie schritten selbst nicht weiter, weil es in ihrer Mitte an Anregung fehlte, und aus dem andern Stamme empfingen sie auch keine, weil sie denselben in leidender Abhängigkeit erhielten. So riß die Erschlaffung und Verderbniß unter ihnen selbst ein, ihre Herrschaft verlor die Kraft, und das Reich erlag den Angriffen der Feinde. Dieses ist die Geschichte der alten Reiche von Chaldäa und Aegypten. — Im Mittelalter hatte sich in den europäischen Reichen das Lehnwesen ausgebildet; es war die von den Umständen herbeygeführte Bedingung eines neuen Staatslebens der Völker, und daher für die damalige Zeit wohlthätig, wenigstens erträglich; aber da sich in der Folge die Umstände veränderten, und dasselbe unpassend und drückend wurde, so mußte es abgeschafft werden, und zum Nachtheile der Völker sträubte sich der Gewohnheitsgeist dagegen, und sträubt sich noch in ohnmächtigen Widerherstellungsversuchen. In mechanischen Fertigkeiten wird man durch träge Anhänglichkeit an die Gewohnheit wenigstens nicht zurückgehen; aber in Sachen der Gerechtigkeit und Wahrheit geht man zurück, wenn man nicht vorwärts geht. Die Gesetzgebung und Verfassung kann nicht immer bleiben, wie sie ist, weil die Zeit neue Verhältnisse und neue Ansprüche bringt: nimmt man auf diese nicht Rücksicht, und läßt Alles beym Alten, so wird man dadurch ungerecht. Noch weniger aber verträgt die Erkenntniß den Stillstand. Eine Erkenntniß ist nur dann wahre, lebendige

Erkenntniß, wenn sie selbst gefunden oder doch mit andern selbst gefundenen Erkenntnissen in Verbindung gesetzt, und so Eigenthum des thätigen Geistes wird; denn Erkenntniß ist nichts als Geistesthätigkeit. Durch Ueberlieferung ohne selbstthätige Fortbildung sind die Lehren der alten Weisen und Religionsstifter gewöhnlich mißverstanden und entstellt worden, so daß nichts als das Bild, der Buchstabe, die Hülle übrig blieb, und der Geist entflohen war. So ist es der Lehre Moses ergangen: unter den Händen der geistlosen, ängstlichen Schriftgelehrten war das anfangs wohlthätige Joch des Gesetzes zur unerträglichen Last geworden; man bestimmte ängstlich genau den Sinn desselben in Beziehung auf jeden Fall des Lebens, und fügte nöthigen Falls neue Bestimmungen hinzu; man war sehr thätig in Kleinigkeiten und Spitzfindigkeiten, aber ins Große und Ganze wagte man nicht zu ändern; der Geist, welcher Mosen und die Propheten beseelt hatte, war von Israel gewichen, und das innere Leben erstorben. Der menschliche Geist kann nicht ganz unthätig seyn, und kann er nicht Neues hervorbringen und das Wesen einer Sache ergreifen, so spielt er mit dem Alten und dessen äusserlicher Gestalt, und setzt allerley Unbedeutendheiten hinzu, die er aber für hochwichtig hält. Derselbe Fall war es mit dem Katholicismus: die Gestalt der Kirche bis zum vierten Jahrhundert hatte, nach Zeit und Umständen betrachtet, ihren hohen Werth: da man sie aber nicht mit freyem Geiste fortbildete, sondern sich an Aeusserlichkeiten hing, an dem Körper desselben immer fortbaute, und immer neue Aussenwerke hinzufügte, den Geist hingegen vernachlässigte: so verfiel man in Aberglauben und

Götzendienst, verlor die Erkenntniß der Wahrheit und die Gesinnung der Liebe, und die Kirche Christi war sich selbst ganz unähnlich geworden.

Ein vorzüglicher Nachtheil, den die Gewohnheit mit sich bringt, ist, daß die Menschen, von derselben verblendet, die Form und das Mittel mit dem Wesen und Zwecke verwechseln; was besonders in Ansehung des Rechtes und der Frömmigkeit verderblich wird. Weil sie gewohnt sind, die bürgerlichen Verhältnisse der Menschen auf diese oder jene Weise geordnet zu sehen, so meinen sie, sie könnten und dürften gar nicht anders geordnet seyn, und vergessen über dem geschichtlichen und hergebrachten Rechte das ewige, angeborne Recht der Menschen. Da aber jenes oft nichts weniger als gerecht ist, so wird das Gefühl der Gerechtigkeit, welches in eines jeden Menschen Brust leben soll, unterdrückt und entstellt, und der Zweck der Gesetzgebung und Rechtsordnung, der Sittlichkeit zur Grundlage zu dienen, wird verfehlt. Auf gleiche Weise werden die überlieferten Formeln der heiligen Wahrheit mit dem innern Geiste derselben verwechselt, und die Wahrheit geht verloren; die Uebungen der Gottseligkeit hält man für diese selbst; das Besuchen des Gottesdienstes und die Beobachtung der heiligen Gebräuche wird als wesentlich angesehen: und so verwandelt sich die Frömmigkeit in Werkheiligkeit und Heucheley.

So wie das wahre, umfassende und lebendige Bewußtseyn des Menschen von seiner sittlichen Bestimmung, oder die Weisheit, nur durch Geistesfreyheit gelingen kann: so ist auch die Klugheit nur dann wahre Klugheit, und kann nur dann ihre Aufgabe lösen, wenn sie

sich mit Freyheit bewegt. Ihre Aufgabe besteht darin, das Streben des sittlichen Geistes nach aussen zu unterstützen, seine Unternehmungen zu vollführen, und die Natur seinem Willen zu unterwerfen; mit einem Worte, sie soll den menschlichen Geist frey von der Natur und zum Herrn derselben machen. Aber um ihn frey zu machen, muß sie selbst die Kraft der Freyheit gebrauchen. Die Gewohnheit befreyt den Menschen allerdings in gewisser Hinsicht von der Natur, aber sie macht ihn wieder von sich selbst abhängig, so daß er zwar nicht die Fesseln der Natur, aber dafür künstliche trägt. Worin besteht aber die freye Wirksamkeit der Klugheit, und wie verhält sich ihre Freyheit zu der der Weisheit? Der sittliche Verstand ist frey und erhebt sich dadurch zur Weisheit, daß er unabhängig von sinnlichen Anregungen, Leidenschaften und Angewöhnungen die Zwecke des Lebens allseitig erkennt: der Verstand der Klugheit ist frey, wenn er mit gleicher Unabhängigkeit die dem Zwecke entsprechenden Mittel wählt, sich diese nicht vom Augenblicke, nicht vom Herkommen darbieten läßt, nicht das nächste, als das beste Mittel ergreift, nicht dasjenige gebraucht, welches Andere gewöhnlich gebrauchen, darum weil sie es gewöhnlich gebrauchen. Derjenige, welcher Mitleid fühlt für die Noth eines Nebenmenschen, wird, wenn er mit ächter Klugheit verfährt, nicht mit unbesonnener Hast irgend eine Hülfleistung thun, wie sie ihm der Augenblick darbietet, und wie sie auch nur für den Augenblick gilt, sondern Veranstaltung treffen, daß dem Armen gründlich geholfen werde. Frey vom augenblicklichen Drange des Erbarmens, aber es nur tiefer, stärker und dauernder in sich

aufnehmend, wird er die vorliegenden Verhältnisse überblicken, und diesem Gefühle gemäß zu gestalten suchen. Der kluge Staatsmann, der einen Mißbrauch in der bürgerlichen Gesellschaft mit Unwillen bemerkt, wird nicht augenblicklich zufahren, um denselben abzuschaffen, sondern in der Stille Vorbereitungen treffend, vielleicht Jahre lang warten, bis die günstige Gelegenheit erscheint, und die Mitbürger für die Verbesserung empfänglich geworden sind. So zeigt er sich als Herr der Umstände, und wird sie nach seinen Absichten lenken, während er durch Ungeduld sich seinem Eifer gefangen gibt, und von den Umständen besiegt wird.

Eben so frey ist die ächte Klugheit von den Banden der Gewohnheit. Der betretene Weg nach irgend einem Ziele ist vielleicht ein großer Umweg, und es gibt einen viel kürzeren; aber die Gewohnheitsmenschen meinen, das sey der einzige rechte Weg, weil Alle, die vor ihnen hergehen, denselben betreten; ihr Blick ist befangen, ihr Geist unfrey. Der Kluge mit freyem Geiste hingegen erhebt den Blick nach dem Ziele hin, mißt dessen Richtung und Entfernung, und findet den kürzeren Weg, den er auch unbekümmert um den Spott der Andern einschlägt; ist er eher am Ziele angekommen, als sie, dann überzeugt er sie von der Richtigkeit seines Blickes.

Hat der Mensch sich eben sowohl in Ansehung seiner Gesinnung, als seines äusseren Betragens, zur Freyheit erhoben, ist der freye Geist der Weisheit sowohl, als der Klugheit, in ihm zur Herrschaft gekommen, so daß er in jeder Hinsicht frey von Sinnlichkeit und Gewohnheit ist, und ganz in der Freyheit lebt: dann

ist das Höchste in der sittlichen Bildung erreicht, die Blüthe der Menschheit ist aufgebrochen, und entfaltet die höchste Fülle der Herrlichkeit.

Dieser freye Geist der Klugheit oder der Geist der Erfindung und Verbesserung hat unter der Leitung der vorstrebenden Weisheit alle Fortschritte der Bildung der Menschheit bewirkt, sowohl in den mechanischen Künsten, als in den bürgerlichen Einrichtungen und in der Ausbildung der Wissenschaft, Religion und Kunst. Er war es, der die träge, behagliche Ruhe der Gewohnheit von Zeit zu Zeit unterbrach, und die Menschheit aus dem Schlummer weckte, indem er sie das Unvollkommene ihres Zustandes einsehen lehrte, und ihnen das Bessere zeigte. Es ist der Geist der Unruhe, des Kampfes, des Strebens, und erscheint allen denen, welche die behagliche Ruhe lieben, als ein feindseliger Friedensstörer. Diejenigen aber, die in der Thätigkeit die höhere Lust des Geistes finden, folgen gern seinen Anregungen, und treten in die Reihen der muthigen Kämpfer, um das Bessere und Vollkommnere zu gewinnen. Das Leben in der Gewohnheit macht, wie ein Stillleben, einen behaglichen Eindruck; das kräftige Ringen und Streben des verbessernden, umgestaltenden Geistes der Freyheit aber bietet ein erhabenes, ergreifendes Schauspiel dar, durch welches das Gemüth in seiner Tiefe erregt und bewegt wird.

Der freye Geist der Klugheit war es, welcher die portugiesischen Seefahrer den Weg nach Ostindien um Afrika herum finden lehrte, der den Columbus trieb, im Westen einen neuen Erdtheil zu suchen. Welche Bewegungen und Veränderungen sind auf der

Erde durch diese beyden Entdeckungen veranlaßt worden, welches Unheil haben die Spanier über die friedlichen Bewohner Amerikas gebracht, aber wie ist auch dadurch die Bildung der europäischen Menschheit gehoben, und der Blick des Geistes erweitert worden! Welche Bewegungen, welche Streitigkeiten und Kriege hat die Reformation der deutschen und schweizerischen Kirche fast in allen Ländern Europas mit sich gebracht! Wie wogte damals Alles in Kirche und Staat durcheinander, ehe sich die neuen Verhältnisse gestalteten und festsetzten! Aber durch all diese Unruhe und diese Kämpfe haben wir das unschätzbare Gut der Glaubensfreyheit gewonnen; und ist wohl dafür irgend ein Preis zu theuer? Das Christenthum selbst hat diesen Geist der Unruhe unter die Völker gebracht, daher auch Christus sagte: Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert, d. h. den Kampf. Das Christenthum erhob sich gegen das Judenthum, und brachte Zwiespalt in das Volk der Israeliten; es erhob sich gegen das Heidenthum, beleuchtete dessen finstern Aberglauben, rief die Menschen von dessen schmählichem Dienst zurück, reizte aber dadurch die Machthaber, welche mit Unwillen die Altäre verödet sahen, und Verfolgung gegen die Gläubigen verhängten. Aber je mehr Christenblut floß, desto mehr befestigte sich die Kirche, und breitete sich aus, und zuletzt sank das Heidenthum in seinen Trümmern zusammen. Nachher stritten sich Christen mit Christen über die Lehrbestimmungen des Glaubens; immer gab es Christen, welche sich nicht an die gewöhnliche Lehre binden wollten, und etwas Besseres suchten; die herrschende Kirche aber verfolgte

die kleinern Haufen freydenkender Christen mit Feuer und Schwert. Dieß war unchristlich, aber durch die Leidenschaften der Menschen natürlich, und der Geist der Freyheit war die obschon unschuldige Ursache des blutigen Haders.

Ueberblicken wir die ganze Geschichte seit Christo, so finden wir, daß der Geist der Freyheit unter den christlichen Völkern weit mehr Macht gewonnen, als er unter den alten gehabt, welche in ihrem ganzen Leben mehr der Gewohnheit und Ueberlieferung anhingen, als wir. Am meisten herrschte die Gewohnheit unter den alten asiatischen Völkern, welche den Unterschied der Casten hatten; weit beweglicher waren die Griechen und Römer; aber auch diese schleppten, wenigstens in der öffentlichen Religion, die Fesseln der Gewohnheit fort. Wir sind durch das Evangelium auf immer frey gemacht, und nie kann wieder der Aberglaube und die Knechtschaft auf lange Zeit unter uns Wurzel fassen; die gegenwärtige Zeit ist aber vor allen andern eine Zeit der Unruhe. Seit beynahe dreißig Jahren tobt der Vulkan der Revolution in Frankreich, und hat einen großen Theil von Europa in Flammen gesetzt; die Wirkung ruft die Gegenwirkung hervor, die Freyheit hat mit dem erbitterten Geiste der Gewohnheit zu kämpfen, und der Sieg schwankt hin und her. Unser Geschlecht kennt nicht die behagliche Ruhe, deren die früheren genossen; unsere Zeit gleicht derjenigen der Kirchen-Reformation. Der Geist der Unruhe ist in alle Verhältnisse gedrungen; Staat und Kirche sind in gleicher Bewegung durch den Kampf des Alten mit dem Neuen. Die Freunde der Ruhe zittern und zagen,

und sehnen sich nach dem Ende des erbitterten Streites. Und dürfen sie gar nicht gehört werden? sollen wir nicht in ihren Wunsch mit einstimmen? Ja, die wohlerworbene Ruhe, diejenige, welche nicht mit dem Preise der verleugneten Freyheit erkauft ist, wünscht jeder Freund der Menschheit.

Der Geist der Freyheit selbst bringt nicht den Kampf, sondern die Anhänglichkeit an das Alte nöthigt ihn durch Widerstand dazu. Nehmt die Verbesserungen, welche der freye Geist für nothwendig erkennt, bereitwillig an, so entsteht kein Streit, und keine gewaltsame Umwälzung ist nöthig! Sind die alten Formen und Einrichtungen nicht mehr tauglich, so bildet sie mit sanfter Hand um, schont der Vorurtheile und Vorrechte, welche die Gewohnheit gebracht hat, so viel als möglich, entschädigt diejenigen, welche für den Augenblick darunter leiden, damit sie sich gutwillig den Veränderungen fügen! Umbildung, nicht Umwälzung, Reform, nicht Revolution, sey der Wahlspruch Aller, die an der Verbesserung des menschlichen Lebens arbeiten. Laßt uns die Natur nachahmen, welche nur selten durch gewaltsame Erschütterung und Umwälzung Neues schafft, und durch allmähliches Wachsthum ihre schönsten Bildungen hervorruft. Laßt uns dem Gärtner nachahmen, welcher die jungen Zweige vorsichtig biegt, daß sie nicht brechen, und die Wasserreiser und die kranken Zweige zwar mit scharfem Messer wegschneidet, aber die Wunden verbindet, daß sich der Baum nicht verblute. Laßt uns die Völker erziehen, wie wir unsere Kinder erziehen, die wir mit sanfter Hand von ihren Unarten ablenken, und allmählich von leichten zu schweren Aufgaben führen.

Bilden wir Alles so stetig fort, wie wir die Sprache fortbilden! Wie verschieden ist die deutsche Sprache in ihrer jetzigen Ausbildung und in ihrem Zustande vor dreyhundert Jahren! Welche neue Begriffe und Anschauungen sind in sie hineingebildet, wie fügsam und beweglich ist sie geworden! Und doch ist nie ein Zustand der Sprachverwirrung eingetreten, so daß Einer den Andern nicht verstanden hätte. Kühne Sprachbildner haben wohl von Zeit zu Zeit neue Gestaltungen versucht, welche Manchen auffallend waren; aber nie ist das Band des allgemeinen Verständnisses zerrissen worden. Verstockt und verhärtet euer Herz und euern Geist nie gegen neue Anregungen, verschließt euer Auge nie gegen das Licht der Wahrheit: so wird das Bessere nach und nach in das Leben Eingang finden, und die Bewegung nie euren Frieden stören. Seyd immer frey im Geist, aber lasset nie eure Leidenschaften los, welche allein verderblich wirken; seyd thätig und rührig, aber dabey gemäßigt und friedfertig: so wird das Werk der Verbesserung niemand verletzen.

Umbildung, nicht Umwälzung! Die Umwälzung zerstört immer eben so viel Gutes, als sie Gutes schafft, und es dauert lange, ehe das Neue sichern Bestand gewinnt, Wurzeln schlägt und Frucht bringt. Die Gewohnheit ist zu Allem nothwendig; sie verlangt aber Zeit. Die besten Einrichtungen verfehlen ihren Zweck, wenn sich die Menschen nicht daran gewöhnen, und mit Sicherheit darin bewegen lernen. Selbst mit der Umbildung muß man von Zeit zu Zeit einhalten, damit das Neue sich erst befestige. Eine ewige Unruhe und Bewegung in den äussern Formen bringt einen

ähnlichen Nachtheil hervor, wie die Gewohnheit, daß nämlich die Menschen die Formen für wesentlich oder doch für wichtiger halten, als sie sind, indem die Aufmerksamkeit zu sehr darauf gelenkt, uud die Streitsucht erweckt wird. Die Freunde des Neuen halten das Neue für wesentlich, und die Freunde des Alten das Alte, und beyde vergessen, daß der Geist der Gerechtigkeit und Liebe allein wesentlich, und daß Alles verloren ist, wenn die Eintracht und der Gemeingeist gestört sind.

Der Geist der Freyheit ist in jedem Falle, er mag willige Aufnahme oder Widerstand finden, unüberwindlich, und, wenn auch später, immer kämpft er sich durch und erreicht sein Ziel. Wird er hier unterdrückt, so erhebt er sich desto mächtiger dort; gelingt es ihm jetzt nicht, so gelingt es ihm in der Zukunft. Haben sich die Menschen irgendwo seinem Vordringen widersetzt, und die Vesten ihrer Vorurtheile und Verderbnisse verschanzt, daß er sie nicht über den Haufen werfen konnte: so zerfallen sie endlich in sich selbst, weil die erhaltende Kraft fehlt, welche mit der umbildenden und verjüngenden eins ist, nämlich die Kraft des Geistes. Den Künsten geistlicher Herrschsucht war es gelungen, das Werk der Kirchenverbesserung Jahrhunderte lang aufzuhalten; aber endlich brach der freye Geist doch durch. Es gelang den Päbsten auch damals, der allgemeinen Verbreitung der evangelischen Lehre einigermaßen Einhalt zu thun; aber was ist ihr Gewinn gewesen? Das Pabstthum hat dem ungeachtet unersetzliche Verluste erlitten, und ist nur noch ein Schatten seiner vormaligen Größe. In der katholischen Kirche herrscht der Unglaube neben dem Aberglauben, die alte Schwärmerey erhebt

sich von Zeit zu Zeit, und will das widerstrebende Volk wieder unter das Joch beugen; aber vergebens: der lebendige Geist ist unwiderbringlich entwichen, und der erstorbene Leib hängt nur noch mechanisch zusammen. — Der Brand des Bauern-Aufruhrs im sechszehnten Jahrhundert wurde von den Fürsten mit Strömen Blutes gelöscht; aber im achtzehnten und neunzehnten hat das deutsche Volk alles erlangt, was es damals wollte: warum gestanden es ihm die Fürsten nicht schon damals zu? so wäre es schon drey Jahrhunderte glücklicher gewesen. O wollten nur die Menschen sich von der Geschichte belehren lassen, und der Thorheit entsagen, mit ihrem kurzsichtigen Verstande und ihrer ohnmächtigen Gewalt dem Fortgange des lebendigen Geistes Einhalt zu thun! Als Sieger zieht er einher unter dem Jauchzen der jugendlichen Geschlechter, sein Triumphwagen rollt unaufhaltsam fort, und diejenigen, die sich ihm widersetzen, werden von ihm zerschmettert.

Es pflegen sich aber diejenigen den Regungen des freyen Geistes zu widersetzen, welche im Besitze der Herrschaft und des Ansehens sind, deren Macht und Einfluß durch die Veränderungen gefährdet wird, und denen dadurch alte Vorrechte geraubt werden sollen. Das sind die Machthaber, welche die Formen der Regierung handhaben, und die bevorrechteten Geschlechter; die Priester, welche die Zügel der geistlichen Herrschaft führen, und die Weisen dieser Welt, die Zunft- und Handwerksgelehrten, welche im verjährten Besitze der geltenden Weisheit sind; überhaupt alle diejenigen, welche an den Formen hangen, und die wir im Allgemeinen die Weltleute nennen

wollen. Selten, daß aus der Mitte der herrschenden Klasse diejenigen aufstehen, welche das alte Gebäude antasten, und die ihnen verliehene Macht und den Reichthum an Mitteln der Wirksamkeit dazu anwenden, heilsame Verbesserungen einzuführen. Sie könnten und sollten es am ersten thun; aber theils werden sie durch Eigennutz, theils durch Mangel an Geistesfreyheit daran gehindert. Von unten, aus den niedern Volksklassen, in denen die rohe, aber frische Kraft schlummert, und von Zeit zu Zeit aufgeregt wird, steigen die Verbesserer und neuen Stifter auf. Die Propheten des A. T., welche im freyen Geiste der Wahrheit gegen die Mißbräuche des Aberglaubens und die Verderbniß der Sitten eiferten, waren selten aus priesterlichem und edlem Geschlechte; Amos nennt sich selbst einen einfachen Hirten. Die Apostel waren Fischer und andere Handwerker, und aus den höheren Ständen nahmen anfangs Wenige das Evangelium an; sondern das Unedle vor der Welt und das Verachtete erwählte Gott, um die Edlen und Gewaltigen dieser Welt zu Schande zu machen. Die Freyheit der Schweiz gründeten einfache Landleute; Wenige aus edlen Geschlechtern schlossen sich an die Sache der Freyheit an, die Meisten hielten es mit dem Hause Oestreich; aber die Macht wurde von dem Muthe der Bauern zu Schanden gemacht. Luther war eines Bergmanns Sohn, und der einfache Mönch unternahm mit glücklichem Erfolg den Kampf gegen den römischen Riesen; denn auf seiner Seite stand die Kraft des freyen Geistes. In Frankreich gingen die Bewegungen der Revolution vom sogenannten dritten Stande aus, und die frische Kraft des zum Bewußtseyn gekommenen

Volkes warf das alte Gebäude des Despotismus über den Haufen. Man gehe die Reihe der berühmtesten, geistreichsten und wirksamsten Schriftsteller Deutschlands durch, ob nicht die meisten aus der untern und mittlern Klasse hervorgegangen sind; und den freyen Geist, der in der deutschen Wissenschaft und Dichtung so lebendig ist, haben wir eben diesem plebejischen Ursprung der Gelehrten und Dichter und der seltenen, oft beklagten Begünstigung, welche die vaterländischen Musen bey den Großen gefunden haben, zu danken. Der Glanz der Höfe ist nicht dazu geeignet, das heilige Feuer der Begeisterung zu erwecken, und mancher Dichtergeist hätte wohl einen höheren Schwung genommen, wenn er dem frischen Leben des Volkes näher, als der vornehmen Welt, geblieben wäre. — Der Geist ist frey, und bricht hervor, wo er will, oder vielmehr, wo ihn Gott erweckt; die Hülfsmittel der Bildung können ihn unterstützen und stärken, aber nicht hervorbringen. Drum überlasse man sich nie der Zuversicht auf diese Mittel, und sehe nie verachtend auf den Armen und Niedern zurück, welcher davon entblößt ist; wer weiß, ob nicht Gott ihn gerade zum Werkzeug großer Dinge erwählt hat? Geburt, Macht, Reichthum, Kenntnisse, Uebung, Erfahrung sind schätzenswerth, aber der freye Geist weiß sie allein erst recht zu benutzen; und wo dieser auftritt, und sey es in noch so unscheinbarer Gestalt, da erkenne man in ihm die Gotteskraft, und weiche demüthig ihrer Alles überwindenden Gewalt.

Götzendienst, verlor die Erkenntniß der Wahrheit und die Gesinnung der Liebe, und die Kirche Christi war sich selbst ganz unähnlich geworden.

Ein vorzüglicher Nachtheil, den die Gewohnheit mit sich bringt, ist, daß die Menschen, von derselben verblendet, die Form und das Mittel mit dem Wesen und Zwecke verwechseln; was besonders in Ansehung des Rechtes und der Frömmigkeit verderblich wird. Weil sie gewohnt sind, die bürgerlichen Verhältnisse der Menschen auf diese oder jene Weise geordnet zu sehen, so meinen sie, sie könnten und dürften gar nicht anders geordnet seyn, und vergessen über dem geschichtlichen und hergebrachten Rechte das ewige, angeborne Recht der Menschen. Da aber jenes oft nichts weniger als gerecht ist, so wird das Gefühl der Gerechtigkeit, welches in eines jeden Menschen Brust leben soll, unterdrückt und entstellt, und der Zweck der Gesetzgebung und Rechtsordnung, der Sittlichkeit zur Grundlage zu dienen, wird verfehlt. Auf gleiche Weise werden die überlieferten Formeln der heiligen Wahrheit mit dem innern Geiste derselben verwechselt, und die Wahrheit geht verloren; die Uebungen der Gottseligkeit hält man für diese selbst; das Besuchen des Gottesdienstes und die Beobachtung der heiligen Gebräuche wird als wesentlich angesehen: und so verwandelt sich die Frömmigkeit in Werkheiligkeit und Heucheley.

So wie das wahre, umfassende und lebendige Bewußtseyn des Menschen von seiner sittlichen Bestimmung, oder die Weisheit, nur durch Geistesfreyheit gelingen kann: so ist auch die Klugheit nur dann wahre Klugheit, und kann nur dann ihre Aufgabe lösen, wenn sie

sich mit Freyheit bewegt. Ihre Aufgabe besteht darin, das Streben des sittlichen Geistes nach aussen zu unterstützen, seine Unternehmungen zu vollführen, und die Natur seinem Willen zu unterwerfen; mit einem Worte, sie soll den menschlichen Geist frey von der Natur und zum Herrn derselben machen. Aber um ihn frey zu machen, muß sie selbst die Kraft der Freyheit gebrauchen. Die Gewohnheit befreyt den Menschen allerdings in gewisser Hinsicht von der Natur, aber sie macht ihn wieder von sich selbst abhängig, so daß er zwar nicht die Fesseln der Natur, aber dafür künstliche trägt. Worin besteht aber die freye Wirksamkeit der Klugheit, und wie verhält sich ihre Freyheit zu der der Weisheit? Der sittliche Verstand ist frey und erhebt sich dadurch zur Weisheit, daß er unabhängig von sinnlichen Anregungen, Leidenschaften und Angewöhnungen die Zwecke des Lebens allseitig erkennt: der Verstand der Klugheit ist frey, wenn er mit gleicher Unabhängigkeit die dem Zwecke entsprechenden Mittel wählt, sich diese nicht vom Augenblicke, nicht vom Herkommen darbieten läßt, nicht das nächste, als das beste Mittel ergreift, nicht dasjenige gebraucht, welches Andere gewöhnlich gebrauchen, darum weil sie es gewöhnlich gebrauchen. Derjenige, welcher Mitleid fühlt für die Noth eines Nebenmenschen, wird, wenn er mit ächter Klugheit verfährt, nicht mit unbesonnener Hast irgend eine Hülfleistung thun, wie sie ihm der Augenblick darbietet, und wie sie auch nur für den Augenblick gilt, sondern Veranstaltung treffen, daß dem Armen gründlich geholfen werde. Frey vom augenblicklichen Drange des Erbarmens, aber es nur tiefer, stärker und dauernder in sich

aufnehmend, wird er die vorliegenden Verhältnisse überblicken, und diesem Gefühle gemäß zu gestalten suchen. Der kluge Staatsmann, der einen Mißbrauch in der bürgerlichen Gesellschaft mit Unwillen bemerkt, wird nicht augenblicklich zufahren, um denselben abzuschaffen, sondern in der Stille Vorbereitungen treffend, vielleicht Jahre lang warten, bis die günstige Gelegenheit erscheint, und die Mitbürger für die Verbesserung empfänglich geworden sind. So zeigt er sich als Herr der Umstände, und wird sie nach seinen Absichten lenken, während er durch Ungeduld sich seinem Eifer gefangen gibt, und von den Umständen besiegt wird.

Eben so frey ist die ächte Klugheit von den Banden der Gewohnheit. Der betretene Weg nach irgend einem Ziele ist vielleicht ein großer Umweg, und es gibt einen viel kürzeren; aber die Gewohnheitsmenschen meinen, das sey der einzige rechte Weg, weil Alle, die vor ihnen hergehen, denselben betreten; ihr Blick ist befangen, ihr Geist unfrey. Der Kluge mit freyem Geiste hingegen erhebt den Blick nach dem Ziele hin, mißt dessen Richtung und Entfernung, und findet den kürzeren Weg, den er auch unbekümmert um den Spott der Andern einschlägt; ist er eher am Ziele angekommen, als sie, dann überzeugt er sie von der Richtigkeit seines Blickes.

Hat der Mensch sich eben sowohl in Ansehung seiner Gesinnung, als seines äusseren Betragens, zur Freyheit erhoben, ist der freye Geist der Weisheit sowohl, als der Klugheit, in ihm zur Herrschaft gekommen, so daß er in jeder Hinsicht frey von Sinnlichkeit und Gewohnheit ist, und ganz in der Freyheit lebt: dann

ist das Höchste in der sittlichen Bildung erreicht, die Blüthe der Menschheit ist aufgebrochen, und entfaltet die höchste Fülle der Herrlichkeit.

Dieser freye Geist der Klugheit oder der Geist der Erfindung und Verbesserung hat unter der Leitung der vorstrebenden Weisheit alle Fortschritte der Bildung der Menschheit bewirkt, sowohl in den mechanischen Künsten, als in den bürgerlichen Einrichtungen und in der Ausbildung der Wissenschaft, Religion und Kunst. Er war es, der die träge, behagliche Ruhe der Gewohnheit von Zeit zu Zeit unterbrach, und die Menschheit aus dem Schlummer weckte, indem er sie das Unvollkommene ihres Zustandes einsehen lehrte, und ihnen das Bessere zeigte. Es ist der Geist der Unruhe, des Kampfes, des Strebens, und erscheint allen denen, welche die behagliche Ruhe lieben, als ein feindseliger Friedensstörer. Diejenigen aber, die in der Thätigkeit die höhere Lust des Geistes finden, folgen gern seinen Anregungen, und treten in die Reihen der muthigen Kämpfer, um das Bessere und Vollkommnere zu gewinnen. Das Leben in der Gewohnheit macht, wie ein Stillleben, einen behaglichen Eindruck; das kräftige Ringen und Streben des verbessernden, umgestaltenden Geistes der Freyheit aber bietet ein erhabenes, ergreifendes Schauspiel dar, durch welches das Gemüth in seiner Tiefe erregt und bewegt wird.

Der freye Geist der Klugheit war es, welcher die portugiesischen Seefahrer den Weg nach Ostindien um Afrika herum finden lehrte, der den Columbus trieb, im Westen einen neuen Erdtheil zu suchen. Welche Bewegungen und Veränderungen sind auf der

Erde durch diese beyden Entdeckungen veranlaßt worden, welches Unheil haben die Spanier über die friedlichen Bewohner Amerikas gebracht, aber wie ist auch dadurch die Bildung der europäischen Menschheit gehoben, und der Blick des Geistes erweitert worden! Welche Bewegungen, welche Streitigkeiten und Kriege hat die Reformation der deutschen und schweizerischen Kirche fast in allen Ländern Europas mit sich gebracht! Wie wogte damals Alles in Kirche und Staat durcheinander, ehe sich die neuen Verhältnisse gestalteten und festsetzten! Aber durch all diese Unruhe und diese Kämpfe haben wir das unschätzbare Gut der Glaubensfreyheit gewonnen; und ist wohl dafür irgend ein Preis zu theuer? Das Christenthum selbst hat diesen Geist der Unruhe unter die Völker gebracht, daher auch Christus sagte: Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert, d. h. den Kampf. Das Christenthum erhob sich gegen das Judenthum, und brachte Zwiespalt in das Volk der Israeliten; es erhob sich gegen das Heidenthum, beleuchtete dessen finstern Aberglauben, rief die Menschen von dessen schmählichem Dienst zurück, reizte aber dadurch die Machthaber, welche mit Unwillen die Altäre verödet sahen, und Verfolgung gegen die Gläubigen verhängten. Aber je mehr Christenblut floß, desto mehr befestigte sich die Kirche, und breitete sich aus, und zuletzt sank das Heidenthum in seinen Trümmern zusammen. Nachher stritten sich Christen mit Christen über die Lehrbestimmungen des Glaubens; immer gab es Christen, welche sich nicht an die gewöhnliche Lehre binden wollten, und etwas Besseres suchten; die herrschende Kirche aber verfolgte

die kleinern Haufen freydenkender Christen mit Feuer und Schwert. Dieß war unchristlich, aber durch die Leidenschaften der Menschen natürlich, und der Geist der Freyheit war die obschon unschuldige Ursache des blutigen Haders.

Ueberblicken wir die ganze Geschichte seit Christo, so finden wir, daß der Geist der Freyheit unter den christlichen Völkern weit mehr Macht gewonnen, als er unter den alten gehabt, welche in ihrem ganzen Leben mehr der Gewohnheit und Ueberlieferung anhingen, als wir. Am meisten herrschte die Gewohnheit unter den alten asiatischen Völkern, welche den Unterschied der Casten hatten; weit beweglicher waren die Griechen und Römer; aber auch diese schleppten, wenigstens in der öffentlichen Religion, die Fesseln der Gewohnheit fort. Wir sind durch das Evangelium auf immer frey gemacht, und nie kann wieder der Aberglaube und die Knechtschaft auf lange Zeit unter uns Wurzel fassen; die gegenwärtige Zeit ist aber vor allen andern eine Zeit der Unruhe. Seit beynahe dreißig Jahren tobt der Vulkan der Revolution in Frankreich, und hat einen großen Theil von Europa in Flammen gesetzt; die Wirkung ruft die Gegenwirkung hervor, die Freyheit hat mit dem erbitterten Geiste der Gewohnheit zu kämpfen, und der Sieg schwankt hin und her. Unser Geschlecht kennt nicht die behagliche Ruhe, deren die früheren genossen; unsere Zeit gleicht derjenigen der Kirchen-Reformation. Der Geist der Unruhe ist in alle Verhältnisse gedrungen; Staat und Kirche sind in gleicher Bewegung durch den Kampf des Alten mit dem Neuen. Die Freunde der Ruhe zittern und zagen,

und sehnen sich nach dem Ende des erbitterten Streites. Und dürfen sie gar nicht gehört werden? sollen wir nicht in ihren Wunsch mit einstimmen? Ja, die wohlerworbene Ruhe, diejenige, welche nicht mit dem Preise der verleugneten Freyheit erkauft ist, wünscht jeder Freund der Menschheit.

Der Geist der Freyheit selbst bringt nicht den Kampf, sondern die Anhänglichkeit an das Alte nöthigt ihn durch Widerstand dazu. Nehmt die Verbesserungen, welche der freye Geist für nothwendig erkennt, bereitwillig an, so entsteht kein Streit, und keine gewaltsame Umwälzung ist nöthig! Sind die alten Formen und Einrichtungen nicht mehr tauglich, so bildet sie mit sanfter Hand um, schont der Vorurtheile und Vorrechte, welche die Gewohnheit gebracht hat, so viel als möglich, entschädigt diejenigen, welche für den Augenblick darunter leiden, damit sie sich gutwillig den Veränderungen fügen! Umbildung, nicht Umwälzung, Reform, nicht Revolution, sey der Wahlspruch Aller, die an der Verbesserung des menschlichen Lebens arbeiten. Laßt uns die Natur nachahmen, welche nur selten durch gewaltsame Erschütterung und Umwälzung Neues schafft, und durch allmähliches Wachsthum ihre schönsten Bildungen hervorruft. Laßt uns dem Gärtner nachahmen, welcher die jungen Zweige vorsichtig biegt, daß sie nicht brechen, und die Wasserreiser und die kranken Zweige zwar mit scharfem Messer wegschneidet, aber die Wunden verbindet, daß sich der Baum nicht verblute. Laßt uns die Völker erziehen, wie wir unsere Kinder erziehen, die wir mit sanfter Hand von ihren Unarten ablenken, und allmählich von leichten zu schweren Aufgaben führen.

Bilden wir Alles so stetig fort, wie wir die Sprache fortbilden! Wie verschieden ist die deutsche Sprache in ihrer jetzigen Ausbildung und in ihrem Zustande vor dreyhundert Jahren! Welche neue Begriffe und Anschauungen sind in sie hineingebildet, wie fügsam und beweglich ist sie geworden! Und doch ist nie ein Zustand der Sprachverwirrung eingetreten, so daß Einer den Andern nicht verstanden hätte. Kühne Sprachbildner haben wohl von Zeit zu Zeit neue Gestaltungen versucht, welche Manchen auffallend waren; aber nie ist das Band des allgemeinen Verständnisses zerrissen worden. Verstockt und verhärtet euer Herz und euern Geist nie gegen neue Anregungen, verschließt euer Auge nie gegen das Licht der Wahrheit: so wird das Bessere nach und nach in das Leben Eingang finden, und die Bewegung nie euren Frieden stören. Seyd immer frey im Geist, aber lasset nie eure Leidenschaften los, welche allein verderblich wirken; seyd thätig und rührig, aber dabey gemäßigt und friedfertig: so wird das Werk der Verbesserung niemand verletzen.

Umbildung, nicht Umwälzung! Die Umwälzung zerstört immer eben so viel Gutes, als sie Gutes schafft, und es dauert lange, ehe das Neue sichern Bestand gewinnt, Wurzeln schlägt und Frucht bringt. Die Gewohnheit ist zu Allem nothwendig; sie verlangt aber Zeit. Die besten Einrichtungen verfehlen ihren Zweck, wenn sich die Menschen nicht daran gewöhnen, und mit Sicherheit darin bewegen lernen. Selbst mit der Umbildung muß man von Zeit zu Zeit einhalten, damit das Neue sich erst befestige. Eine ewige Unruhe und Bewegung in den äussern Formen bringt einen

wollen. Selten, daß aus der Mitte der herrschenden Klasse diejenigen aufstehen, welche das alte Gebäude antasten, und die ihnen verliehene Macht und den Reichthum an Mitteln der Wirksamkeit dazu anwenden, heilsame Verbesserungen einzuführen. Sie könnten und sollten es am ersten thun; aber theils werden sie durch Eigennutz, theils durch Mangel an Geistesfreyheit daran gehindert. Von unten, aus den niedern Volksklassen, in denen die rohe, aber frische Kraft schlummert, und von Zeit zu Zeit aufgeregt wird, steigen die Verbesserer und neuen Stifter auf. Die Propheten des A. T., welche im freyen Geiste der Wahrheit gegen die Mißbräuche des Aberglaubens und die Verderbniß der Sitten eiferten, waren selten aus priesterlichem und edlem Geschlechte; Amos nennt sich selbst einen einfachen Hirten. Die Apostel waren Fischer und andere Handwerker, und aus den höheren Ständen nahmen anfangs Wenige das Evangelium an; sondern das Unedle vor der Welt und das Verachtete erwählte Gott, um die Edlen und Gewaltigen dieser Welt zu Schande zu machen. Die Freyheit der Schweiz gründeten einfache Landleute; Wenige aus edlen Geschlechtern schlossen sich an die Sache der Freyheit an, die Meisten hielten es mit dem Hause Oestreich; aber die Macht wurde von dem Muthe der Bauern zu Schanden gemacht. Luther war eines Bergmanns Sohn, und der einfache Mönch unternahm mit glücklichem Erfolg den Kampf gegen den römischen Riesen; denn auf seiner Seite stand die Kraft des freyen Geistes. In Frankreich gingen die Bewegungen der Revolution vom sogenannten dritten Stande aus, und die frische Kraft des zum Bewußtseyn gekommenen

Volkes warf das alte Gebäude des Despotismus über den Haufen. Man gehe die Reihe der berühmtesten, geistreichsten und wirksamsten Schriftsteller Deutschlands durch, ob nicht die meisten aus der untern und mittlern Klasse hervorgegangen sind; und den freyen Geist, der in der deutschen Wissenschaft und Dichtung so lebendig ist, haben wir eben diesem plebejischen Ursprung der Gelehrten und Dichter und der seltenen, oft beklagten Begünstigung, welche die vaterländischen Musen bey den Großen gefunden haben, zu danken. Der Glanz der Höfe ist nicht dazu geeignet, das heilige Feuer der Begeisterung zu erwecken, und mancher Dichtergeist hätte wohl einen höheren Schwung genommen, wenn er dem frischen Leben des Volkes näher, als der vornehmen Welt, geblieben wäre. — Der Geist ist frey, und bricht hervor, wo er will, oder vielmehr, wo ihn Gott erweckt; die Hülfsmittel der Bildung können ihn unterstützen und stärken, aber nicht hervorbringen. Drum überlasse man sich nie der Zuversicht auf diese Mittel, und sehe nie verachtend auf den Armen und Niedern zurück, welcher davon entblößt ist; wer weiß, ob nicht Gott ihn gerade zum Werkzeug großer Dinge erwählt hat? Geburt, Macht, Reichthum, Kenntnisse, Uebung, Erfahrung sind schätzenswerth, aber der freye Geist weiß sie allein erst recht zu benutzen; und wo dieser auftritt, und sey es in noch so unscheinbarer Gestalt, da erkenne man in ihm die Gotteskraft, und weiche demüthig ihrer Alles überwindenden Gewalt.

Neunzehente Vorlesung.

Die allgemeine Sittengesetzgebung in der Verbindung von Weisheit und Klugheit, oder die Uebersicht der Pflichtenlehre.

In der Lehre von der Weisheit und Klugheit liegt eigentlich alles, was zu den Gesetzen des menschlichen Handelns gehört, was das wahre sittliche Leben ausmacht; wenn der Mensch weise und klug handelt, so thut er alles, was er thun soll, so lebt er im wahren Sinne des Wortes. Die Weisheit nennt die wahren Zwecke des Lebens, die Klugheit die Mittel. Mithin könnte ich für die Entwickelung der menschlichen Sittengesetze genug gethan zu haben glauben, nachdem ich die Lehre von der Weisheit und Klugheit vorgetragen. Allein wenn auch in der Hauptsache nichts Neues mehr nachzubringen ist, so ist es doch für das klare Verständniß von großem Vortheil, wenn man dasjenige, was zur Weisheit und Klugheit, zum ganzen Umfange des menschlichen Lebens, gehört, und was bisher nur in der fortschreitenden Entwickelung nach und nach gefunden worden, in ein Ganzes

zusammen stellt und gehörig ordnet, um es gleichsam mit Einem Blicke zu übersehen. Auch sind manche Punkte noch genauer zu erörtern, manche Beziehungen ins Licht zu setzen, welche nicht ohne Wichtigkeit sind. Wenn sich Manches vom Dagewesenen geradezu wiederholt, so wird diese Wiederholung doch in diesem Zusammenhange vielleicht nicht lästig, und immer für das leichtere Verständniß vortheilhaft seyn. In dieser wiederholenden Uebersicht der menschlichen Sittengesetze werden wir die Grundlage der Pflichtenlehre erhalten, auf welche wir späterhin fortbauen werden, wenn wir die besondern Pflichten der Menschen in den verschiedenen Verhältnissen des Lebens vortragen.

Alle Dinge haben für den Menschen einen gewissen Werth oder Unwerth. Sie sind ihm angenehm, nützlich, gut, schön, oder das Gegentheil; Vieles schätzt, liebt, achtet er, und Anderes erhält die entgegengesetzte Schätzung. Im Erstreben und Erreichen desjenigen, was Gegenstand der Schätzung, der Liebe, der Achtung ist, besteht das Leben; derjenige lebt das wahre Leben, der nach den wahren Gütern strebt. Den höchsten Werth aber hat unter allen Dingen der Mensch; ihm kommt eine persönliche Würde zu, welche einen unvergleichbaren, unbedingten Werth hat, und Gegenstand der höchsten Achtung ist. In ihr liegt der Kern und Mittelpunkt des Lebens. Alle übrigen Dinge lassen sich in Ansehung ihres Werthes mit andern vergleichen, und denselben unter- oder überordnen; man kann eines für das andere hingeben, eines für das andere aufopfern. Nur die persönliche Würde des Menschen ist schlechthin nur sich selber gleich,

sie findet keinen Kaufpreis auf Erden, und darf auch nicht als Kaufpreis für etwas Anderes hingegeben werden. Sie ist der wahre Solitär im Edelsteinkranze menschlicher Werthe.

Aber die persönliche Würde des Menschen beruht nicht auf dem, was er genießt und besitzt, nicht auf dem körperlichen Wohlbefinden, nicht auf der Fülle und Blüthe seines sinnlichen Lebens, nicht auf Reichthum und äusserem Glanz: das Alles hat auch einen Werth, und soll nicht verachtet werden, aber es hat nicht den höchsten Werth. Die persönliche Würde liegt auch nicht in der persönlichen Vollkommenheit, nicht in der Schönheit und Geschicklichkeit des Körpers, nicht in der Ausbildung des Geistes, in Kenntnissen, Wissenschaft und Kunst: diesen Vorzügen kommt ein hoher Werth zu, und der Mensch soll sie mit reiner Liebe für sich selbst erstreben, und an Andern anerkennen; aber Gegenstand der höchsten Achtung sind sie nicht, denn ein Mensch, der ihrer aller entbehrt, verlangt dennoch diese Achtung. Worin liegt nun die persönliche Würde? Die Person des Menschen nennen wir im gemeinen Leben den Menschen als lebendiges, körperliches Wesen; wir sagen, daß Jemand mit seiner Person gefalle, wir zählen die Glieder einer Gesellschaft als Personen, dagegen nennen wir eine Leiche nicht mehr eine Person. Liegt also vielleicht die persönliche Würde des Menschen in seinem Leben? Ist dieses der Gegenstand der höchsten Achtung, und der Tod dagegen das, was wir vor allen Dingen zu meiden und zu hassen haben? In der Idee des wahren Lebens haben wir den Inbegriff aller Zwecke gefunden; aber dieses

ist noch verschieden vom physischen Leben, von welchem hier die Rede ist. Es ist wahr, auch dieses hat einen hohen Werth, und ist etwas Unantastbares; wir verzeihen eher den Angriff auf das Besitzthum eines Menschen, welcher auch wieder gut zu machen ist, nicht aber den Angriff auf Leib und Leben desselben, wofür es keine Genugthuung gibt. Das Leben ist das höchste irdische Gut, weil es der Inbegriff aller übrigen ist. Im Leben liegt die Möglichkeit des Lebensgenusses und der Vollkommenheit, es ist die Bedingung alles Handelns und Wirkens; mit dem Tode ist der irdische Schauplatz geschlossen, und alles Streben hat ein Ende.

Allein wenn das Leben Gegenstand der höchsten, unbedingten Achtung wäre, so handelte die Obrigkeit ungerecht, wenn sie den Verbrecher am Leben straft. Alle Märtyrer, welche ihr Leben für die Wahrheit und Gerechtigkeit aufgeopfert, alle Helden, welche den Tod für das Vaterland gestorben, hätten Unrecht gethan, sich dem Tode zu weihen; und es wäre eine Verletzung des Sittengesetzes, in den Krieg zu gehen, und sein eigenes Leben und das der Feinde in Gefahr zu setzen. Diejenigen, welche aus Liebe zum Leben die Wahrheit verleugnen, welche den Kampf vermeidend das Vaterland der Unterdrückung und Schmach Preis geben, thäten Recht, und unser Gefühl, welches ihre Handlungsweise für ehrlos erkennt, wäre irrig und ungerecht.

Aber nein! dieses Gefühl hat Recht. Lieber in den Tod geht der edle, gerechte Mensch, als daß er sich erniedrigte, das Wohl seiner Brüder, das Heil des Vaterlandes fremder Ungerechtigkeit Preis gäbe, und

seine Seele mit dem Gefühle der Schuld belastete. Der Dichter hat Recht, wenn er sagt:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Die Würde des Menschen liegt allein in dem unabhängig und frey behaupteten geistigen Wesen, in der Behauptung der Stelle, die ihm im sittlichen Reiche, als einem Gliede des Reiches Gottes, gebührt. Alle irdischen Güter, und selbst das Leben, kann er verlieren, ohne seine geistige, sittliche Würde zu verlieren; Alles kann er auf das Spiel setzen, nur nicht seine wahre Ehre. In der Behauptung dieser geistigen Würde, und müßte sie auch mit der Aufopferung des Lebens geschehen, besteht das wahre sittliche Leben.

Die Stelle aber, die dem Menschen im sittlichen Reiche gebührt, oder die sittliche Würde desselben wird behauptet, wenn er als Selbstzweck, nicht als Mittel, behandelt wird. Wir kennen den Unterschied von Zweck und Mittel: jener ist dasjenige, was wir wollen und suchen, was wir lieben und achten, dieses dasjenige, was uns nur zu jenem führen soll. Der Mensch soll nicht als willenloses Werkzeug in der Hand eines Andern dazu dienen, irgend einen Zweck zu erreichen, der ihm fremd ist. Das todte Werkzeug fragen wir nicht, ob es uns dienen wolle; auch nicht das unvernünftige Thier, das wir beliebig gebrauchen; aber den Menschen sollen wir nicht ohne seinen Willen uns dienstbar machen. Das ist der Grundsatz der menschlichen Freyheit. Kein Mensch soll von der Willkür des Andern abhängig seyn, so daß dieser ihn nach

Belieben gebrauchen und mißbrauchen könne; Keinem soll der freye Gebrauch seiner Glieder und Kräfte genommen, Keinem das unschätzbare Gut der Freyheit entzogen werden. Die Sklaverey, welche den einen Menschen als ein bloßes Mittel dem andern übergibt, und dem Zwingherrn sogar das Recht über Leben und Tod verleiht, ist rein unsittlich, selbst wenn sie durch die Rechte des Staates bestätigt ist. Unsittlich handeln auch diejenigen, welche die Armuth oder Schwäche ihres Nebenmenschen dazu benutzen, ihn sich zu unterwerfen, ihn zum willenlosen Werkzeug zu machen, und ihn als ehr- und rechtlos zu mißhandeln. Allerdings bedürfen wir der Dienste Anderer, und müssen selbst Andern dienen, aber nur so, daß wir ihre Kräfte, nicht ihre Ehre und Würde, uns dienstbar machen, und daß auch wir bloß unsere Kräfte, nicht unsere Ehre und Würde, oder unsere Person, zum Dienste Anderer hergeben. Während kein Mensch von dem Andern abhängig seyn soll der Person nach, kann er es wohl im Geschäfte seyn. Wir dürfen uns in den Dienst Anderer begeben, und Andere in unsere Dienste nehmen, für gewisse Arbeiten und Leistungen. Wir dürfen und sollen den Herrn und Obern gehorchen, den Gesetzen gemäß oder zufolge des Geschäfts, wofür wir angestellt sind. Aber auch in allen diesen Geschäfts- Unterordnungen sollen wir stets nur mit freyem Willen handeln; indem man uns etwas gebietet, sollen wir es nur so thun, als wenn wir es uns selbst geböten, und es nur darum thun, weil wir es für nothwendig halten, unsern eigenen und fremden Nutzen dabey finden, und unsere Selbstständigkeit dabey nicht verletzt wird. Abhängig soll der Mensch nur von

seine Seele mit dem Gefühle der Schuld belastete. Der Dichter hat Recht, wenn er sagt:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

Die Würde des Menschen liegt allein in dem unabhängig und frey behaupteten geistigen Wesen, in der Behauptung der Stelle, die ihm im sittlichen Reiche, als einem Gliede des Reiches Gottes, gebührt. Alle irdischen Güter, und selbst das Leben, kann er verlieren, ohne seine geistige, sittliche Würde zu verlieren; Alles kann er auf das Spiel setzen, nur nicht seine wahre Ehre. In der Behauptung dieser geistigen Würde, und müßte sie auch mit der Aufopferung des Lebens geschehen, besteht das wahre sittliche Leben.

Die Stelle aber, die dem Menschen im sittlichen Reiche gebührt, oder die sittliche Würde desselben wird behauptet, wenn er als Selbstzweck, nicht als Mittel, behandelt wird. Wir kennen den Unterschied von Zweck und Mittel: jener ist dasjenige, was wir wollen und suchen, was wir lieben und achten, dieses dasjenige, was uns nur zu jenem führen soll. Der Mensch soll nicht als willenloses Werkzeug in der Hand eines Andern dazu dienen, irgend einen Zweck zu erreichen, der ihm fremd ist. Das todte Werkzeug fragen wir nicht, ob es uns dienen wolle; auch nicht das unvernünftige Thier, das wir beliebig gebrauchen; aber den Menschen sollen wir nicht ohne seinen Willen uns dienstbar machen. Das ist der Grundsatz der menschlichen Freyheit. Kein Mensch soll von der Willkür des Andern abhängig seyn, so daß dieser ihn nach

Belieben gebrauchen und mißbrauchen könne; Keinem soll der freye Gebrauch seiner Glieder und Kräfte genommen, Keinem das unschätzbare Gut der Freyheit entzogen werden. Die Sklaverey, welche den einen Menschen als ein bloßes Mittel dem andern übergibt, und dem Zwingherrn sogar das Recht über Leben und Tod verleiht, ist rein unsittlich, selbst wenn sie durch die Rechte des Staates bestätigt ist. Unsittlich handeln auch diejenigen, welche die Armuth oder Schwäche ihres Nebenmenschen dazu benutzen, ihn sich zu unterwerfen, ihn zum willenlosen Werkzeug zu machen, und ihn als ehr- und rechtlos zu mißhandeln. Allerdings bedürfen wir der Dienste Anderer, und müssen selbst Andern dienen, aber nur so, daß wir ihre Kräfte, nicht ihre Ehre und Würde, uns dienstbar machen, und daß auch wir bloß unsere Kräfte, nicht unsere Ehre und Würde, oder unsere Person, zum Dienste Anderer hergeben. Während kein Mensch von dem Andern abhängig seyn soll der Person nach, kann er es wohl im Geschäfte seyn. Wir dürfen uns in den Dienst Anderer begeben, und Andere in unsere Dienste nehmen, für gewisse Arbeiten und Leistungen. Wir dürfen und sollen den Herrn und Obern gehorchen, den Gesetzen gemäß oder zufolge des Geschäfts, wofür wir angestellt sind. Aber auch in allen diesen Geschäfts- Unterordnungen sollen wir stets nur mit freyem Willen handeln; indem man uns etwas gebietet, sollen wir es nur so thun, als wenn wir es uns selbst geböten, und es nur darum thun, weil wir es für nothwendig halten, unsern eigenen und fremden Nutzen dabey finden, und unsere Selbstständigkeit dabey nicht verletzt wird. Abhängig soll der Mensch nur von

sich selbst und seinem eigenen Willen seyn, und nie durch etwas Aeusseres bestimmt werden. In seinem Willen liegt seine innere, geistige Würde; wer sich willenlos hingibt, gibt seine Würde hin. Aber auch nicht freywillig darf sich der Mensch der Willkür eines Andern preisgeben, er darf sich nicht selbst dazu bestimmen, von Andern bestimmt zu werden; denn das widerspricht sich selbst. Indem er auf seine Freyheit verzichtet, verzichtet er auf seine Würde.

Dagegen ist alles Andere, was nicht Person ist, und zur persönlichen Würde gehört, nicht Zweck, sondern Mittel, und von menschlicher Willkür abhängig. Wir nennen diese Dinge Sachen, im Gegensatz der Person. Sie sind nur die Aussenwerke und Hülfsmittel des Lebens, nicht das innere Leben selbst, und können daher willkürlich veräussert, und nach Belieben gebraucht werden. Alle Sachen sind nur für den Menschen, nicht um ihrer selbst willen da. Er darf das Thier zähmen, und zum Dienste zwingen; er darf den Baum fällen, und daraus eine Hütte zimmern; er darf die Frucht geniessen, um seinen Hunger zu stillen. Auch was an ihm selbst nicht seine Würde selbst ausmacht, kann er als Mittel gebrauchen und veräussern, wie sein Leben und seine Gesundheit, wenn er sie nämlich für einen edlen Zweck aufopfert, und sich dabey nicht erniedrigt, sondern in sich selbst erhebt. Indem er sein physisches Leben für die geistigen Güter, Wahrheit, Gerechtigkeit, Schönheit, hingibt, gewinnt er das wahre geistige Leben.

Aber was von Sachen und Mitteln andern vernünftigen Wesen gehört, dürfen wir nicht willkürlich gebrauchen, ohne deren persönliche Würde zu verletzen. Zu-

vörderst ist von unserm willkürlichen Gebrauch ausgenommen, was zur äusserlichen Erscheinung der fremden Person gehört, Leib und Leben; denn das ist von Natur des Menschen Eigenthum, worüber nur er allein schalten soll, ohne dessen freyen Gebrauch er nicht frey und unabhängig ist. Wir dürfen wohl unser eigenes Leben aufopfern, aber nicht das des Nebenmenschen; wir dürfen unsern Leib in Gefahr der Verletzung bringen, aber nicht den Leib des Andern verletzen.

Sodann ist alles das des Menschen Eigenthum, was ihm durch seinen Willen und das Zugeständniß der Andern, durch Recht und Vertrag, eigen geworden ist. Denken wir uns den Menschen ausser dem gesellschaftlichen Verhältnisse, so ist ihm alles dasjenigen eigen, was er sich selbst gemacht oder angeeignet hat. Die Hütte, die er sich gezimmert, das Thier, das er sich gezähmt hat, ist sein Eigenthum. Natürlich! Es ist das Werk, die That seines Armes, seines Willens, und gehört zu seinem äussern Wesen. Im gesellschaftlichen Zustande ist alles dasjenige dem Menschen eigen, was er sich erworben hat, ohne damit dem Willen Anderer zuwiderzulaufen, und in dessen Besitz ihn der Wille seiner Nebenmenschen bestätigt hat. Hier muß nämlich der durch Verträge und Gesetzgebung festgestellte Rechtszustand, das Werk der Klugheit, vorausgesetzt werden, dessen Anfänge wenigstens überall vorkommen, wo Menschen in gesellschaftlicher Vereinigung mit einander leben.

Gebrauchen wir das anerkannte Eigenthum des Nebenmenschen wider seinen Willen als Mittel zu unsern Zwecken: so verletzen wir sein Recht und seine Würde, darum weil wir seinen Willen als nichts achten, und

ihn mithin selbst verachten und zum Gegenstand unserer Willkür machen; weil wir ihn nicht als Zweck, als Gegenstand unverbrüchlicher Achtung, ansehen, und weil wir selbst die rechtliche Ordnung, nach welcher ihm sein Recht gebührt, mit Füßen treten.

So wenig wir aber die Rechte des Nebenmenschen verletzen, und uns an seinem Leib und Leben und Eigenthum vergreifen sollen: eben so wenig sollen wir uns von Andern Rechtsverletzungen gefallen lassen, wodurch wir erniedrigt und zum Spielwerk fremder Willkür gemacht werden. Aus Großmuth und Versöhnlichkeit können und sollen wir verzeihen, aber aus Feigheit und willenloser Nachgiebigkeit sollen wir uns nichts gefallen lassen; und zwar nicht aus Selbstsucht, sondern aus Achtung vor der Menschenwürde, deren Vertreter wir in unserer Person sind.

In dieser Würde aber sind alle Menschen einander gleich. Das ist der wichtige Grundsatz der menschlichen Gleichheit, der jedoch nebst dem der Freyheit so sehr mißverstanden und gemißbraucht worden daß es fast anstößig ist, die Worte Freyheit und Gleichheit auszusprechen. Der Sinn des Grundsatzes der menschlichen Gleichheit ist, daß allen Menschen dieselbe persönliche Würde zukommt, daß Keiner dem Andern als Knecht unterthan, Keiner dem Uebermuth und der Willkür des Andern Preis gegeben, daß Alle zusammen den Gesetzen der Gerechtigkeit unterworfen seyn sollen. Mit dieser Gleichheit verträgt sich aber eine doppelte Ungleichheit, ohne welche gar kein menschliches Gesammtleben denkbar ist, nämlich die Verschiedenheit des Besitzes und die Unterordnung im Geschäfte.

Von der letztern haben wir schon gesprochen. Dadurch daß wir einem Andern an irgend einem Geschäfte, das er unternimmt und leitet, helfen, einen Theil seiner Arbeit übernehmen, und dabey seinen Vorschriften folgen, geben wir unsere Freyheit nicht auf, wenn wir uns nämlich freywillig dazu verstehen. Dadurch daß wir von dem, welcher uns Arbeit und Brod gibt, abhängig werden, leidet unsere Freyheit nicht, vorausgesetzt, daß er auch von uns abhängig ist, und uns die Arbeit gebührend vergilt. Eben so wenig wird dadurch unsere Freyheit beschränkt, daß wir dem Richter und andern öffentlichen Beamten den Gesetzen gemäß gehorchen, weil das gesellschaftliche Leben nicht ohne eine solche Unterordnung besteht, und weil wir eigentlich nicht diesen Beamten, sondern den Gesetzen, die sie verwalten, gehorchen. Alle Unterordnung im Geschäft und in der Lebensordnung soll von Rechts wegen nicht die Person angehen: diese soll bey aller Abhängigkeit frey seyn, und der Diener dem Herrn, der Unterthan dem Obern gegen über eine zwar bescheidene, aber doch freye Haltung behaupten. Leidet aber unsere Freyheit nicht durch diese Unterordnung, so wird auch die Gleichheit der Menschen nicht dadurch aufgehoben, welche mit jener innig verbunden ist. Uebrigens gibt es keinen Menschen, der nicht auf irgend eine Weise im Geschäft und in der Lebensordnung untergeordnet wäre, wodurch die Gleichheit wieder hergestellt wird. Der Fabrikarbeiter ist vom Fabrikherrn abhängig, und dieser von den Kaufleuten, die ihm seine Erzeugnisse abnehmen, diese aber wieder von denen, die ihnen abkaufen. Lebt jemand ohne Gewerbe und Amt, und verzehrt in Muße

die Einkünfte seiner Güter, so ist er doch nicht unabhängig, indem er Verwalter und Gehülfen braucht; und treibt er ein Geschäft zu seinem Vergnügen, so wird er auch in dieser Hinsicht wieder abhängig seyn. Die Beamten gehorchen selbst den Gesetzen, welche sie ausüben, indem sie uns befehlen; selbst der Oberherr ist den Gesetzen unterworfen; und ist er unumschränkt, so muß er doch der Vernunft und den Wünschen und Bedürfnissen des Volkes gehorchen. Alle Bürger des Staates endlich sind an den Gehorsam gegen die Gesetze gebunden; und wie hoch oder niedrig sie stehen mögen, so sind sie alle einander in dieser Hinsicht gleich.

Die Verschiedenheit des Besitzes ist eben sowohl durch die Verschiedenheit des Bedürfnisses, als durch die verschiedene Erwerbsfähigkeit der Menschen bedingt. Setzen wir den Fall, daß die Güter heute unter Alle gleich vertheilt wären: morgen schon würde Einer mehr oder weniger, als der Andere, besitzen, indem er nach Maßgabe seines Bedürfnisses mehr oder weniger genossen hätte, und diese Verschiedenheit würde nach einiger Zeit so zugenommen haben, daß vielleicht Manche gar nichts mehr besäßen, während die Andern reich wären. Wollte man die Gleichheit des Besitzes erhalten, so müßte man auch dafür sorgen, daß Alle gleich sparsam damit haushielten, wodurch die Freyheit der Menschen aufgehoben würde. In Sparta wurde durch Lykurg dieses Kunststück der Staatsklugheit ausgeführt, indem durch die gemeinschaftliche Mahlzeit und die Oeffentlichkeit der Kindererziehung fast alle Privathaushaltung aufgehoben, und den Menschen die Möglichkeit, nach Gefallen mit dem Ihrigen zu wirthschaften,

genommen war. Aber eine solche Verfassung kann nicht das Muster für alle Staaten seyn, und die Wirkung derselben in Sparta war eine so einseitige, gespannte Volksbildung, wie wir sie uns nicht wünschen mögen.

Die zweyte Quelle der Verschiedenheit des Besitzes ist die verschiedene Erwerbsfähigkeit der Menschen. Aller Besitz gründet sich ursprünglich auf Erwerb, und wäre es auch nur der Erwerb mit dem Schwerte. Indem nun Einer arbeitsamer oder tapferer, als Andere, war, wurde er auch reicher, und seinen Reichthum vererbte er dann auf seine Nachkommen. Das Erbrecht ist von allen gesitteten Völkern angenommen worden, weil dadurch allein die Erwerbsthätigkeit recht ermuntert und belohnt wird. Würde ein Familien-Vater, der so lange, als er lebt, sein hinreichendes Auskommen hat, nicht müßig die Hände in den Schooß legen, wenn er wüßte, daß die Früchte seiner Arbeit nicht auf den Sohn forterbten? Der edelste Antrieb zum Schaffen und Erwerben ist die Sorge für die Kinder, und diese fiele weg, wenn das Erbrecht nicht gälte. Aber durch Erbschaft wird allerdings der Reichthum sehr aufeinander gehäuft, die Verschiedenheit des Besitzes vergrößert, und von Geschlecht zu Geschlecht befestigt. Ein partheyisches Schicksal kommt dem einen Kinde bey dessen Eintritt in das Leben mit allem entgegen, was das Leben leicht und bequem macht, und das andere läßt es nackt und hülflos. Sehen wir die drückende Noth des Armen neben dem Ueberflusse des Reichen, so regt sich in uns der Wunsch, daß die Güter nicht so ungleich möchten vertheilt werden. Fühlen wir nun hierin richtig, oder müssen wir das Herz eines schwächlichen, übel angebrachten Mitleids zeihen?

Allerdings soll ein so greller Abstich nicht Statt finden; Keiner soll darben, während der Andere schwelgt. Alle sind von der Natur darauf angewiesen, ihr Leben zu genießen; denn sie hat Allen das Bedürfniß und den Trieb, zu genießen, verliehen. Das Leben entwickelt sich durch die Befriedigung der Triebe, und der sinnliche Trieb hat so gut, wie der sittliche, seine Rechte. Es ist nicht genug, daß der Mensch als solcher und als Mitglied des bürgerlichen Lebens anerkannt, und in seiner Freyheit und seinem Eigenthum, wenn er ein solches hat, geschützt werde: vor allen Dingen muß die erste Bedingung des Lebens, daß er zu leben habe, vorhanden seyn. Es ist eine Ungerechtigkeit, wenn Einer, der so gut ein Bürger der Erde, wie der Andere, ist, nicht seinen Theil an den Gütern der Erde hat. Wie lösen wir aber diesen Widerspruch? Das Eigenthums- und Erbrecht besteht, und die Vernunft billigt es; wenn nun Manche leer ausgegangen sind, und nichts besitzen, wie sollen wir ihnen etwas verschaffen? Soll hier die Wohlthätigkeit helfen? sollen die Reichen von ihrem Ueberfluß an die Armen abgeben? Allerdings ist es für sie eine sittliche Pflicht, dieses zu thun; auch zwingt sie wohl der Staat dazu, wie es in England der Fall ist. Aber das ist eine schlechte Hülfe, denn die Armen werden dadurch, daß sie von fremder Wohlthätigkeit genährt werden, des wohlthätigen Gefühls der Selbstständigkeit beraubt, und essen ihr Brod mit Unehre. Das einzige Mittel ist, daß denen, welche nichts besitzen, die Gelegenheit gegeben werde, sich durch Arbeit ihr Brod zu verdienen. Die öffentliche Gerechtigkeit muß den Verkehr so

ordnen, daß Arbeit und Lohn in richtigem Verhältniß stehe, und daß es nicht an Arbeit fehle. Wehe dem Staate, in welchem die Verhältnisse des Verkehrs so verwirrt sind, daß der gesunde, kräftige, fleißige Arbeiter sein Brod nicht verdienen kann! Ein solcher Staat muß untergehen, seine Grundlagen sind morsch geworden, und tragen die Last des Gebäudes nicht mehr! Wohl ist jene Aufgabe der öffentlichen Gerechtigkeit nicht leicht zu lösen, und noch ist sie in unsern Staaten nicht vollkommen gelöst; aber sie wird von der Vernunft mit Nothwendigkeit aufgestellt, und jeder sittliche Mensch hat an seinem Theile durch gerechte Gesinnung zur Lösung derselben beyzutragen.

Das ist die wahre Idee der Menschengleichheit, welche bey aller äussern Verschiedenheit behauptet werden kann und soll. Alle sollen nicht nur den Schutz der Gesetze genießen, und als Mitglieder der Gesellschaft geachtet werden, sondern es soll auch Allen eine solche Stellung in der Gesellschaft gesichert werden, daß sie ihr Leben als Menschen den Gesetzen der Natur gemäß entwickeln können. Alle sollen in allen wesentlichen Anfoderungen an das Leben einander gleich stehen. Die Anerkennung dieser Menschengleichheit hat Christus mit den Worten gefodert, Liebe deinen Nächsten wie dich selber: Es ist die Anerkennung des Ebenbildes Gottes im Menschen, die Anerkennung, daß alle Menschen Brüder und Söhne des himmlischen Vaters sind, alle berufen, ihre Bestimmung, wozu sie erschaffen worden, zu erfüllen, ihr Leben frey und vollkommen zu entfalten.

Durch die Anerkennung der Freyheit des Menschen wird dessen freye Thätigkeit im Leben gesichert, und durch die Gleichheit Aller kommt eine freye Wechselwirkung zu Stande; denn nur das Gleiche kann in Wechselwirkung treten: das Ungleiche überwindet entweder das Andere, oder unterliegt selbst. Die Wechselwirkung freyer, unabhängiger Wesen ist das Grundgesetz der sittlichen Welt, und die Grundbedingung alles Lebens. Wo die Wechselwirkung aufgehoben wird, da fließt alles in eine todte Masse zusammen. Wäre es möglich, daß Ein Mensch mit seinem Willen ein ganzes Volk beherrschte, so daß nur das gälte, was er wollte, daß Keiner einen Schritt thun dürfte, der ihm nicht vorgeschrieben wäre, und Alles nur vom Winke des Machthabers abhinge: so wäre allem Leben ein Ende gemacht, und die Herrschaft des Todes mitten im Leben aufgerichtet. Das ist das Musterbild, dem die Freunde des Despotismus nachstreben: sie wollen alles Leben aus dem Volke tilgen, und in einen Einzigen vereinigen, wobey sie nur dadurch in Widerspruch mit sich selbst verfallen, daß sie noch für ihre Person an der Herrschaft Theil nehmen wollen. Herrscht nur Ein Wille, so wird bald auch mit dem besondern Willen der Einzelnen alle übrige Geistesthätigkeit einschlummern, und Niemand wird mehr anders denken, als ihm vorgeschrieben ist, was übrigens auch mit zu jenem Musterbilde gehört. Welch ein anderes, reicheres, fröhlicheres Leben da, wo die Einzelnen frey mit und gegen einander handeln, und sich durch ihre Handlungen gegenseitig fördern und unterstützen! An Kampf und Reibung wird es auch nicht fehlen; aber dadurch wird

das Leben erst recht belebt und gehoben werden, und aus dem Kampfe wird durch freye Verständigung der schönere Friede hervorgehen. Dort todte, leere Eintönigkeit, hier reicher, lebendiger Einklang, Einheit in der Mannichfaltigkeit. Es ist mit dem sittlichen Leben, wie mit der gesellschaftlichen Unterhaltung: wo Einer durch Ueberlegenheit des Geistes vorherrscht, und alle Andern zum Schweigen bringt, da findet kein lebendiger Austausch der Gedanken Statt; und wie lebhaft der Eine sprechen mag, die Unterhaltung ist doch nicht wahrhaft befriedigend; wenn Alle nur empfangen, nicht auch geben, so fühlen sie sich niedergedrückt und gehemmt, und dieses Gefühl entspringt nicht bloß aus verletzter Eigenliebe, sondern aus dem Bedürfniß der menschlichen Natur, sich in freyer Thätigkeit zu äussern.

Der Grundsatz der Wechselwirkung bringt jene Regel mit sich, welche uns Christus gegeben: Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen auch. Man soll nicht Achtung und Gerechtigkeit von Andern erwarten und fodern, ohne sie ihnen selbst zu erweisen; man soll ihnen mit Achtung zuvorkommen. Es ist diese Regel das Gegengift der Selbstsucht. Der Selbstsüchtige betrachtet sich als den Mittelpunkt, und sucht nur seinen Nutzen und seine Ehre; Alle sollten ihm dienen, aber er selbst will Niemanden dienen. Die natürliche Folge seines Betragens ist, daß man ihn flieht und allein stehen läßt: während der Gerechte und Liebevolle, der sich nur in der Gegenseitigkeit glücklich fühlt, von Allen gesucht wird, und mit Allen in den Bund der Freundschaft tritt.

Ein Leben, in welchem die wahre sittliche Wechselwirkung Statt findet, eine Gemeinschaft freyer Wesen, welche durch die Gesetze der Achtung und Liebe mit einander verbunden sind, können wir uns nicht besser denken, als unter dem Begriffe des Reiches Gottes, in welchem der heilige Wille Gottes auf Erden, wie im Himmel, herrscht. Denn die sittlichen Gesetze sind ein Ausfluß des Willens Gottes; alle sittliche Achtung und Liebe verbindet sich mit dem Gedanken an Gott, wir ehren im Menschen das Ebenbild desselben. Jene Grundgesetze des sittlichen Lebens sind daher als die Gesetze des Reiches Gottes zu betrachten, welche Gott dem Herzen des Menschen eingegraben hat. Wenn diese Gesetze unter den Menschen herrschen, dann steigt das Reich Gottes vom Himmel auf die Erde herab, Gott schlägt unter den Menscheu seine Wohnung auf, Gottes Friede herrscht unter den Menschen, und alles Sehnen und Streben guter, frommer Menschen ist erfüllt und vollendet.

Wie aber können und sollen diese Gesetze in Ausführung gebracht und herrschend werden, damit ein solches Gott wohlgefälliges, in sich einstimmiges, friedliches und doch thatkräftiges Leben zu Stande komme? Noch sind sie gleichsam nur eine Aufgabe, welche auf ihre Lösung wartet.

Die sittlichen Gesetze liegen als Foderungen im Gefühle oder in den Trieben des Menschen; sie sollen aber nicht bloß Gefühl und Trieb bleiben, sondern zur That werden. Schon im Triebe des Menschen liegt die Anregung zum Handeln; was er angenehm, gut und schön findet, will er genießen, verwirklichen, sich zu

eigen machen. Aber der Mensch als vernünftiges Wesen soll mit verständigem Bewußtseyn leben, und das, was die Triebe fodern, frey als Regel auffassen; die ihm ins Herz geschriebenen Gesetze Gottes sind in der Offenbarung von neuem und klarer kund gethan, und bestätigt: was ihm nun Natur und Offenbarung lehren, soll er als ewige Wahrheit mit seinem Verstande anerkennen. Diese Anerkennung der Foderung der Triebe und der Gebote Gottes, oder den Inbegriff der verständigen Lebensregeln nannten wir in ihrer Allgemeinheit den sittlichen Verstand oder die Weisheit; insofern sie aber von den einzelnen Menschen anerkannt sind, nennen wir sie die sittliche Ueberzeugung oder das Gewissen. Auch im Gewissen liegt zugleich die Auffoderung zur Handlung, es verbindet sich mit der Anerkennung der Lebensregeln der Antrieb des Herzens, sie zu befolgen; wir sind nicht bloß überzeugt, daß etwas recht und gut sey, sondern auch, daß wir darnach leben sollen; wir erkennen eine Nothwendigkeit an, vermöge welcher wir die sittlichen Gesetze zu befolgen haben. Dieses Sollen, dieses Gebot, zu leben, wie wir überzeugt sind, ist der mächtige Sporn der Pflicht, durch welchen wir angetrieben werden, die sittlichen Gesetze zu befolgen; es ist das schöpferische Werde, welches der Geist Gottes in uns ausspricht, damit der Wille Gottes erfüllt, und das Unsichtbare zur Erscheinung gebracht werde. Wer nun diesem Antriebe der Pflicht folgt, und die sittlichen Gesetze handelnd verwirklicht, wer mit unbeugsamer Kraft des Willens alle Hindernisse, alle von der Pflicht ablockenden Reize überwindet, und seinem Gewissen unwandelbar

treu bleibt: den nennen wir tugendhaft. Das Gewissen und der tugendhafte Wille sind es, durch welche die Stiftung des Reiches Gottes auf Erden gelingt, und die sittliche Aufgabe gelöst wird.

So entsteht ein neuer Grundsatz, durch welchen jene Grundgesetze zur Regel des Handelns erhoben werden; es ist der Grundsatz der Pflicht: du sollst deiner Ueberzeugung von der Pflicht gemäß handeln, oder: du sollst gewissenhaft handeln.

Da die Pflicht oder die Ueberzeugung von dem, was wir sollen, sich nur auf die nothwendigen Zwecke bezieht, Vieles aber, nach verschiedenen Beziehungen, nicht Zweck, sondern nur Mittel, oder doch der freyen Wahl überlassen ist, und aus dem Kreise der nothwendigen Pflichten ausgeschlossen bleibt: so stellt sich neben jenen Grundsatz dieser: du darfst alles dasjenige nach Belieben thun, was nicht mit der Pflicht streitet, und alles das unterlassen, was die Pflicht nicht gebietet.

Dieses Sollen und Dürfen ist die Angel, um welches sich das sittliche Leben dreht; von der Bestimmung desselben hängt die Gewissensruhe des Menschen ab. In jedem Augenblicke des Lebens fragen wir uns selbst: was sollen wir, was dürfen wir? Und sind wir darüber ungewiß, so sind wir mit uns selbst uneinig; unser Handeln ist dann unsicher und schwankend, wir thun vielleicht dasjenige, was wir bald nachher bereuen, und der Friede unsers Innern ist gestört. Es ist daher nichts nothwendiger, als daß wir uns eine feste, klare Ueberzeugung von unsern Pflichten

verschaffen; und dazu behülflich zu seyn, ist die Hauptaufgabe des Sittenlehrers.

Jetzt kann es uns nur obliegen, einen allgemeinen Grundriß von der Pflichtenlehre zu geben, die Ausführung derselben müssen wir auf eine andere Zeit versparen, indem es uns jetzt nur darum zu thun ist, das ganze Gebiet des sittlichen Lebens zu überblicken, und uns in die großen Verhältnisse desselben zu finden.

Welches sind nun die Pflichten des Menschen? Dasjenige, worauf Alles zurückgeführt werden kann und muß, ist das Gefühl der Menschenwürde, die Achtung der wahren Zwecke des menschlichen Lebens, welche allein in der Würde des Menschen liegen. Dieses Gefühl können wir die wahre, reine Menschenliebe nennen; da es aber auch mit dem Gedanken an die Ewigkeit und das Reich Gottes und Gottes heiligen Willen verbunden ist: so nennen wir es umfassender und bezeichnender die Frömmigkeit. Wer Gott vor Augen und im Herzen hat, und bey allem, was er thut, an Gott denkt, der wird nicht zweifelhaft seyn, was er zu thun habe; sein frommes Herz wird es ihm sagen; das durch die Liebe und Ehrfurcht gegen Gott geheiligte und geläuterte Gefühl der Menschenachtung und Menschenliebe wird, wie ein zartes, rein gestimmtes Saitenspiel, von jeder Regung des Lebens berührt, den Ton angeben, welcher sich harmonisch in das Ganze eines gottgefälligen Lebens fügt.

Aber der zum Himmel gerichtete Blick des Frommen muß zugleich die Verhältnisse des irdischen Lebens mit Klarheit und Festigkeit erkennen, und der Verstand muß das, was das Gefühl des Herzens lehrt, auszu-

deuten, und in bestimmten Regeln auszusprechen wissen. Wenn die Frömmigkeit die Hauptpflicht des Menschen, der Inbegriff aller seiner Pflichten, ist, so fragen wir doch mit Recht, welches die besondern Pflichten seyen, welche in jener Hauptpflicht liegen, damit wir in den besondern Verhältnissen des Lebens bestimmt erkennen können, was zu thun sey.

Diese besondern Pflichten in den besondern Verhältnissen des Lebens können nur Pflichten gegen die Menschen seyn, mit welchen wir leben, und können sich auf nichts anderes, als auf die Achtung der Menschenwürde und die Liebe alles menschlichen Werthes beziehen. Da nun menschliche Würde und menschlicher Werth uns theils in den Nebenmenschen, theils in uns selbst erscheint: so theilt sich der Hauptstamm der Pflicht in zwey große Zweige, welches die Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre sind. Gerechtigkeit ist die Achtung der Menschenwürde in Andern, Ehre oder reine Selbstachtung die Achtung der Menschenwürde in uns selbst. Das Ebenbild Gottes ist dasselbe in uns, wie in andern Menschen, und wir sind ihm überall Achtung schuldig. So wenig wir Andere unterdrücken und entwürdigen sollen, eben so wenig sollen wir uns selbst erniedrigen. Wie die Achtung unser selbst sich mit der Reinheit von aller Selbstsucht vertrage, haben wir bey der Zeichnung der Lebensansicht des Weisen gesehen; nicht sich selbst als besonderes Einzelweisen, sondern die Menschheit in sich will der Weise verherrlichen. Ehre und Gerechtigkeit bedingen sich gegenseitig. Der Gerechte kann nicht ehrlos, und der Ehrliebende nicht ungerecht seyn, vielmehr

wird nur der Ungerechte ehrlos, und der Ehrlose ungerecht seyn. Der Uebermüthige, der Unterdrücker wird gerade der feigste Knecht seyn, wenn ein Gewaltigerer über ihn kommt; wie er den Fuß auf den Nacken des Schwachen setzt, wird er selbst vor dem Mächtigeren im Staube kriechen.

Die Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre beziehen sich auf die unbedingte Achtung, welche wir der Würde des Menschen schuldig sind, und entsprechen dem sittlichen Triebe, in welchem das Gefühl unseres ewigen, unsterblichen Wesens liegt; sie nennen uns das Nothwendige und Unerlaßliche, was dem Menschen gebührt, was gleichsam den Kern seines Wesens ausmacht, mit dessen Verletzung dasselbe nicht bestehen kann. Sie stellen uns die Würde des Menschen als etwas Heiliges vor, was wir huldigend verehren, und wenigstens nicht frevelnd antasten sollen, als ein reines vom Himmel herabgestiegenes Bild, das wir nicht beflecken dürfen, wenn wir nicht uns selbst und unser Gewissen beflecken wollen. Ein jeder Mensch hat diese Würde, so wahr er Gottes Geschöpf ist; sie ist ihm von Anbeginn verliehen, sie erscheint mit ihm, sobald sein Auge das Licht dieser Welt erblickt. Wir können sie ihm nicht geben, da er sie schon durch Gottes Willen besitzt; wir können nichts thun, als uns hüten, sie nicht zu verletzen, und so viel in unserer Macht steht, ihr Anerkennung zu verschaffen. Sie ist auch in allen Menschen dieselbe, und soll in allen auf dieselbe Weise anerkannt werden. Wir sollen keinen mehr, als den andern achten, gegen keinen gerechter, als gegen den andern seyn. Da ist kein Unterschied des Grades,

kein Mehr oder Weniger; Menschenachtung ist stets und überall dieselbe.

Wie sollen wir nun aber diese Achtung in unsern Handlungen beweisen? welches sind die Zeichen der Huldigung, die wir dem Menschen entgegen bringen sollen? Das Gefühl des frommen Herzens weiß es, wie es das Ebenbild Gottes ehren soll, da es dessen Urbild in sich trägt. Aber wir fragen hier nach einer verständigen, begreiflichen Regel des Handelns, woran wir uns in den Verhältnissen des Lebens halten sollen, und diese läßt sich nicht anders als in einem Verbote ausdrücken. Du sollst, heißt es, die Würde des Menschen mit keiner deiner Handlungen verletzen; du sollst nichts thun, wodurch sie entweiht und herabgesetzt werde; du sollst seiner Freyheit und Unabhängigkeit nicht zu nahe treten; du sollst ihn nicht aus der ihm gebührenden Stelle der sittlichen Gemeinschaft stoßen. Wenn wir die Fälle betrachten, in welchen die Menschen die Gesetze der Gerechtigkeit und Ehre übertreten, so finden wir immer, daß sie aus Begierde und Leidenschaft etwas thun, was sie unterlassen sollten. Es ist immer ein Verbot, das sie übertreten, wenn sie ungerecht und unehrlich handeln. Der Uebermüthige unterdrückt den Schwächeren, der Habsüchtige greift nach fremdem Gute, und beide werden dadurch ungerecht; unterließen sie es, so verletzten sie die Pflicht der Gerechtigkeit nicht. Eben so der Unehrliche, der aus Begierde nach einem Genusse sich zu dem Reichen hindrängt, und sich von ihm verhöhnen läßt; so der Feige, der aus Furcht die Flucht

ergreift, und seinen Platz verläßt. Alle thun etwas, was sie unterlassen sollten.

So ursprünglich die Scheu vor der sittlichen Würde des Menschen und das daraus fließende Verbot, sie nicht zu verletzen, ist; so würde es doch an einer festen Bestimmung fehlen, wenn nicht durch die Sitte und Gesetzgebung die persönlichen und andern Rechte der Menschen wären festgesetzt worden. Ausser dem Staate ist gar keine sittliche Gemeinschaft denkbar, und dessen Rechtsbestimmungen geben dem sittlichen Gefühl eine feste Regel. Jenes Verbot der Pflicht lautet demnach bestimmter: du sollst das anerkannte Recht der Menschen nicht antasten, und auf dein eigenes Recht halten. Was der Staat mit Gewalt erzwingt, soll der sittliche Mensch freywillig um des Gewissens willen thun, und, noch ehe der Richter ihn dazu anhält, schon gethan haben. Allein jede bürgerliche Gesetzgebung ist nicht nur unvollkommen und unvollständig, sondern auch noch zum Theil ungerecht, und es stünde übel um unsere Gerechtigkeit und Ehre, wenn wir nicht mehr thäten, als die Gesetze gebieten. Ueber die bürgerliche Gesetzgebung geht die öffentliche Meinung, welche die Besseren und Edleren der Nation bilden, hinaus; und sie zwingt uns mit einer unsichtbaren Gewalt, das zu thun, was für recht und billig und ehrlich gilt. Aber selbst über diese soll noch das feine, zarte Gefühl der Billigkeit hinaus gehen, welches jeder Gutgesinnte in seinem Herzen nährt, und welches sich zwar an das öffentliche Urtheil als seine Stütze anlehnt, aber doch in sich selbst frey steht.

Diese Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre gebieten schlechthin und mit unerlaßlicher Strenge: das, was

wir für gerecht und ehrlich halten, sollen wir immer und unter allen Umständen thun; und da ihre Foderungen nur darin bestehen, daß wir etwas unterlassen, daß wir das Recht und die Ehre unverletzt lassen sollen, da sie nichts als den guten Willen, keine besondere Naturgabe und Geisteskraft, in Anspruch nehmen; da man sie erfüllen, tugendhaft, gerecht und ehrlich bleiben kann, ohne dazu äusserer Mittel zu bedürfen: so gibt es auch für ihre Nichterfüllung keine Entschuldigung. Wenn wir Jemandes Recht mit frevelnder Hand antasten, so unternehmen wir etwas, was wir leichter unterließen; und die Pflicht verlangt nichts, als eben diese Unterlassung, welche in Jedermanns Gewalt steht. Wenn der Dieb, der Räuber das Eigenthum des Andern angreift, so verletzt er die Pflicht dadurch, daß er etwas, vielleicht mit Mühe und Gefahr, thut, mit dessen Unterlassung er gerecht bliebe. Es gibt allerdings Fälle, wo auch Muth und Tapferkeit dazu gehört, die Gerechtigkeit und Ehre zu behaupten, wenn uns nämlich die Pflicht gebietet, uns der Ungerechtigkeit Anderer zu widersetzen, welche uns mit Gewalt dazu zwingen wollen, ihrem ungerechten Beginnen nachzugeben oder es gar zu befördern, oder wenn wir uns durch die Beobachtung der Pflicht einer Gefahr aussetzen und einer Aufopferung unterziehen. Aber dieser Muth und diese Tapferkeit dürfen von jedem Menschen gefodert werden, und sie werden ihm nicht fehlen, wenn er sich nicht von irgend einem falschen Antriebe der Begierde oder Furcht zu einer ungerechten oder unehrlichen Handlung verleiten läßt, wenn er z. B. sein Leben und seine Güter nicht mehr liebt, als seine Ehre, und jene nicht für diese

hingibt. Auch der thätige Widerstand gegen fremde Ungerechtigkeit, die muthige Begegnung der Gefahr, fodert eigentlich weiter nichts, als ein Unterlassen dessen, was gegen die Pflicht ist.

Das Gebot der Pflicht lautet nun hiernach so: Du sollst nichts thun, was du nach deinem Gewissen für ungerecht und unehrlich hältst; und das Gesetz der Erlaubniß sagt: Du darfst alles das thun, was nicht wider Recht und Ehre ist.

Die Beobachtung der strengen Pflicht ist die Grundlage des ganzen sittlichen Lebens, welches nicht bestehen kann, wenn diese Grundlage wankt. Der Charakter des Menschen ist ohne Werth, wenn ihm die Gerechtigkeit und Ehre fehlt, und wäre er auch sonst mit manchen andern Vorzügen geziert. Ein öffentliches Leben ist ohne Kraft und Halt, wenn der Geist der Gerechtigkeit nicht darin waltet, mag es auch noch so sehr in Wohlstand und Bildung blühen. Dennoch würde dem Leben der Menschen alle Bewegung, Wärme und Fülle fehlen, wenn Alles nur auf die Erfüllung dieser strengen Pflichten beschränkt wäre. Die Menschen würden sich zwar nicht bekämpfen und beleidigen, und einander in Ruhe lassen; aber sie würden sich auch nicht freundlich und brüderlich gegenseitig unterstützen, und in nähere Gemeinschaft mit einander treten. Sie würden gleichsam einander von ferne beobachten, und sich hüten, einander zu nahe zu kommen, um sich nicht zu verletzen. Es muß noch etwas Anderes ins Leben treten, was die Menschen an einander zieht und knüpft. Betrachten wir den Einzelnen in seinem Betragen in Beziehung auf sich

selbst: so würde die Beobachtung der Pflicht der Ehre ihn zwar vor Erniedrigung bewahren; aber hütete er sich nur davor, und thäte sonst nichts um seine menschliche Würde geltend zu machen: so würde er in Unthätigkeit und Gleichgültigkeit gerathen, und seinem Leben der wahre Werth abgehen.

Wir kennen jene Kraft, welche in das menschliche Leben den bewegenden, erwärmenden, gestaltenden Hauch des Lebens trägt, welche die Menschen mit einander befreundet und zu gemeinschaftlichen Thaten verbindet, und einen jeden Einzelnen antreibt, sein Leben in reicher Vollendung zu entwickeln: es ist die Liebe, die Liebe alles dessen, was das menschliche Leben erhöht, erweitert ziert und verherrlicht, oder der Trieb der Vollkommenheit. Die Liebe fließt mit der Achtung aus einer Quelle, und hat mit ihr denselben Gegenstand, die Würde des Menschen; aber sie will diese Würde nicht bloß unverletzt erhalten, sondern in die Erscheinung der Dinge, ins irdische Leben, siegreich einführen, und alle Kräfte des Menschen in seinem Leben entfaltet sehen. Sie ist eine hervorbringende, schaffende und bildende Kraft; sie will nicht bloß wehren und schützen, sondern erhöhen und vervollkommnen.

Die erste Anregung, welche der Mensch zur schaffenden, bildenden Thätigkeit erhält, ist die Foderung des sinnlichen Triebes, die Bedürfnisse des Leibes zu befriedigen. Diese Foderung wird auch von der Liebe zur Vollkommenheit anerkannt, weil ohne deren Erfüllung das Leben nicht besteht; sie wird aber durch sie von der Selbstsucht gereinigt, indem sie den Menschen den Kampf mit der Natur als einen gemeinschaftlichen, als ein

Werk der Liebe, zu betrachten und betreiben lehrt. Sind die Bedürfnisse befriedigt, dann lehrt uns die Liebe nach den höhern Gütern des Geistes, nach Erkenntniß und jeder Zierde der Bildung, streben, und das eigene und fremde Leben damit ausschmücken. Dieses Bestreben ist seiner Natur nach ohne Selbstsucht, und wer die wahre Liebe hat, bemüht sich nicht bloß für die eigene Vollkommenheit, sondern auch für die fremde. An die strenge Ehrliebe schließen sich demnach die edlen Bestrebungen der reinen Selbstliebe für alles, was unserer Person im Leben Geltung, Werthschätzung, Ansehn, Wirksamkeit und unserem Innern Gehalt, Adel, Anmuth, Schönheit und Vollendung verleiht; und an die Gerechtigkeit gegen Andere schließt sich die Menschenliebe und was sie mit sich bringt, Theilnahme, Wohlwollen, Wohlthätigkeit, Freundschaft, Familienliebe, Gemeingeist und Vaterlandsliebe, alles das, womit wir thätig, eifrig, bestrebsam ins Leben eingreifen, und für fremde und gemeine Wohlfahrt und Vollkommenheit wirksam werden.

Diese Anfoderungen der Liebe sind von unermeßlicher Wichtigkeit für das Leben der Menschen, welches ohne deren Erfüllung gar nicht gedeihen kann; aber sie sind nicht mit solcher strengen Nothwendigkeit auszusprechen, wie die Pflichten der Gerechtigkeit und Ehre, weil sie nicht die gleiche unbedingte Allgemeingültigkeit, wie diese, haben, sondern eine gewisse Abstufung und Verschiedenheit zulassen. Wir sollen zwar alle Menschen als unsere Brüder lieben, aber den Einen mehr als den Andern; Angehörige, Verwandte, Freunde sollen wir mehr lieben, als die

Fremden; die Volks- und Glaubensgenossen und Mitbürger mehr, als die Auswärtigen. Mit denen, welche mit uns übereinstimmen, verbinden wir uns zu gemeinschaftlicher Thätigkeit, die Andern aber lassen wir ihren eigenen Weg gehen. Wohlthätig soll der Mensch seyn, aber es läßt sich nicht ein bestimmtes Maß dafür angeben, und wenn der Mensch nicht seiner Noth erliegt, so gebietet die Pflicht nicht unbedingt, ihm Hülfe zu leisten; auch kommt hier das Vermögen eines Jeden, hülfreich zu seyn, in Betracht, und wer nicht mitzutheilen hat, der soll auch nichts mittheilen. Für unsere Vollkommenheit sollen wir sorgen; aber es gibt dafür kein bestimmtes Maß, weil die äussern Verhältnisse darauf Einfluß haben. Der Arme kann sich nicht ausbilden, weil er nicht die dazu nöthigen Mittel hat, und darum ist auch an ihn nicht die Foderung gestellt, welche für Andere gilt. Aber auch wo die gleichen Mittel vorhanden sind, bleiben noch nach Maßgabe der Lust und Anlage verschiedene Wege der Bildung übrig, welche frey zu wählen sind. Alles ist in diesem Gebiete dem frommen, liebevollen Herzen und dessen reinen Trieben zu überlassen; hier bewegt sich alles in den freyen Wellenlinien der Schönheit, und keine allgemeine Richtschnur und kein Maßstab ist anzulegen.

Viel kommt bey dem Streben nach Vollkommenheit auf den Rath der Klugheit an, welche die Mittel und Gelegenheiten für dessen Gelingen aufzusuchen und zu benutzen hat. Besonders gebührt ihr eine Stimme bey der Wahl desjenigen Antheils an der gemeinschaftlichen Arbeit für die Mittel, Erleichterungen und Verschönerungen des Lebens, welchen ein jeder nach

Lust, Anlage und Gelegenheit zu übernehmen hat, oder bey der Wahl des Berufes. Die Weisheit empfiehlt, den edleren Beruf zu wählen; die Klugheit räth denjenigen zu wählen, wozu man wirklich von der Natur und vom Schicksal berufen ist; und schon der Drang der Umstände wird den Menschen nöthigen, diesen Rath zu befolgen.

Das Gebot der Pflicht hat sich nun erweitert, indem es auch die Liebe zur Vollkommenheit mit aufgenommen hat; aber es gebietet in dieser Beziehung nicht mit der Strenge des Gesetzgebers, sondern ermahnt mit der sanften Stimme der Liebe: Strebe so viel, als dir möglich ist und es deine Kräfte erlauben, die eigene und fremde Vollkommenheit zu erhöhen; und das Gesetz der Erlaubniß sagt: Du darfst alles thun, was nicht der eigenen und fremden Vollkommenheit zuwider ist.

Die Foderung des sinnlichen Triebes ist, insofern sie zum Leben wesentlich und förderlich ist, schon mit in der Foderung des sittlichen und Vollkommenheits-Triebes enthalten, weil die Würde des Menschen nicht ohne die Befriedigung der wesentlichen Bedürfnisse besteht, und die Vollkommenheit ohne sinnliche Kraft und Blüthe wenigstens nicht im Ganzen gedeiht. In sofern aber der sinnliche Trieb über dasjenige, was die Gerechtigkeit, Ehre und Vollkommenheit fodert, hinausgeht, gilt nur das warnende Gebote der Pflicht: Du sollst dir keinen Genuß erlauben, der wider die Gerechtigkeit, Ehre und Vollkommenheit streitet; dagegen ist alles erlaubt, was nicht damit streitet. Uebrigens wird der Fromme

und Weise in der sinnlichen Freude immer das geistige Bewußtseyn behaupten, und wenn er isset oder trinket, oder was er thut, Alles zur Ehre Gottes thun.

Endlich müssen wir auch noch den Rath der Klugheit hören, welche, von der Weisheit unterstützt, die Foderung an uns richtet: Wenn ihr den Zweck wollt, so müßt ihr auch die Mittel wollen. Hierdurch ist uns Manches geboten, was an sich keinen unabhängigen Werth hat, oder doch um sein selbst willen entbehrt werden könnte; wir müssen durch Fleiß und Betriebsamkeit nach Hülfsmitteln und Werkzeugen der Wirksamkeit streben, uns Besitz, Kenntnisse und Geschicklichkeit erwerben, und manchen Nebenweg einschlagen, um den Hauptweg zum Ziele betreten zu können. Da die Klugheit das Leben im Großen mittelst der Gewohnheit ordnet, und die Festsetzungen derselben in Sitten und Gebräuchen, wenn auch nicht immer in sich selbst nothwendig, doch zur Erhaltung und Sicherung des Ganzen unentbehrlich sind; da wir durch willkürliche Störung derselben uns in einen unnützen und gefährlichen Kampf mit unsern Mitbürgern einlassen würden: so macht die Klugheit auch noch diese Anfoderung, daß wir uns dem Herkommen und der Sitte, so weit als die Pflicht und die Liebe zur Vollkommenheit nicht damit in Widerstreit stehen, fügen, und die bestehende Ordnung um der Ruhe willen schonen sollen. Dadurch wird uns Manches, wo nicht zur Pflicht, doch zum Gegenstande vorsichtiger Schonung, was an sich nicht von der Weisheit geboten ist. Und so wird denn auch dadurch noch der Kreis des Erlaubten eingeschränkt.

Das ist die kurze Uebersicht der sittlichen Gesetzgebung. Wie sich um das innerste Wesen, die unsterbliche Seele des Menschen, das sinnlich erregbare Leben des Geistes, Einbildungskraft, Gefühl, Verstand, Trieb, Wille, Sinnlichkeit, und dann der Leib, der mit der äussern Materie zusammenhängt, als eine immer mehr verdichtete und vergröberte Verhüllung legt: so machen die Pflichten der Ehre und Gerechtigkeit, welche sich auf unser innerstes Wesen beziehen, gleichsam das innerste Mark und den Stamm des sittlichen Lebensbaumes aus, aus welchem die Anfoderungen der Vollkommenheit, des sinnlichen Triebes und der Klugheit als Aeste, Zweige, Blätter und Blüthen hervorschießen und Kraft nnd Nahrung ziehen. Verletzt ihr das Mark und den Stamm, so kränkelt der Baum; nehmet ihr ihm Aeste und Zweige mit Blättern und Blüthen, so kann sich seine Kraft nicht entwickeln und seine Schönheit ist dahin. Das Leben ist ein Ganzes, das Ganze ist nicht ohne seine Theile, und die Theile nicht ohne das Ganze.

Zwanzigste Vorlesung.

Von der Bildungsfähigkeit, Freyheit und Abhängigkeit des Menschen.

Die ganze Aufgabe der sittlichen Bildung des Menschen liegt nun vor uns: sie besteht, in eins zusammengefaßt, darin, daß der Mensch sich von der Herrschaft der Natur losmachen soll, von der Herrschaft seiner eigenen sinnlichen Natur, damit er weise werde, und von der Herrschaft der äussern Natur, damit er klug werde. Unabhängigkeit von der Gewalt der Natur ist Freyheit: mithin können wir noch kürzer sagen, daß jene Aufgabe darin besteht, frey zu werden. Ja, Freyheit, Unabhängigkeit, Selbstständigkeit des Geistes ist die erhabene Bestimmung des Menschen; die Freyheit ist es, wornach wir streben, wenn wir nach Tugend und Vollkommenheit, nach Erkenntniß und Geschicklichkeit streben; die Freyheit ist dasjenige, was wir in allem Menschlichen, als das menschliche Eigenthum, als den schönsten Vorzug des Menschen, achten und lieben; Wahrheit, Gerechtigkeit und Schönheit besteht nur durch die Kraft der Freyheit; alles, was den Menschen erhebt und verherrlicht, ist ihr Werk, alles hingegen, was den Menschen entadelt und verderbt, entspringt aus dem Mangel an Freyheit.

Die Befreyung des Menschen von der Gewalt der Natur und die Geltendmachung der Freyheit in seinem Leben nennen wir Bildung; denn die Freyheit ist eine bildende, schöpferische Kraft, die Kraft des Lebens; und wo sie waltet, da ist Gestalt, Einheit in der Mannichfaltigkeit, Einklang in Bewegung und Spiel, da hingegen der todte Stoff unförmlich und ohne Gestalt und Bewegung ist. Nichts in der Schöpfung ist ganz ohne Gestalt, weil nichts ohne ein, wenn auch geringes Maß von Leben ist; aber das gestaltvollste ist die lebendige oder organische Natur, und je lebendiger sie ist, desto reicher an Gestaltung. Der menschliche Körper ist in der Beweglichkeit seiner Glieder, in dem mannichfaltigsten Ausdruck seines Auges, seiner Gesichtszüge, seiner Stimme, das Gestaltreichste; und indem der Mensch seine Natur willkürlich verändern kann, erweitert sich das mannichfaltige Spiel seines Lebens ins Unendliche. Diese willkürliche Veränderung und Gestaltung unseres Lebens gehört eben zur Bildung. Bildung oder Cultur nennen wir alle die Veränderungen, welche die Klugheit in unserm Leben zu Stande bringt, und deren Umkreis wir im Vorigen gezogen haben; und diejenigen Völker gelten uns als die gebildeten, welche es in der Klugheit am weitesten gebracht haben. Aber im höheren Sinne nennen wir Bildung die innere Gestaltung des Menschen durch die Kraft der Freyheit, die Stärke des guten Willens, die Herrschaft der geistigen Triebe und Kräfte, der Besitz alles dessen, was zur Tugend und Vollkommenheit gehört. Die Bildung des Menschen also ist eins mit der Erlangung

der Freyheit, und sie ist der Gegenstand jener doppelten Aufgabe der Weisheit und Klugheit.

Nun aber ist die Frage, wie die Lösung der großen Aufgabe gelingen kann, und wenn sie uns schon in einem hohen Grade gelungen ist, wie sie uns hat gelingen können?

Daß die Menschheit es in ihrer Selbstbefreyung sehr weit gebracht hat, davon zeugt die Erfahrung. Fassen wir zunächst das Verhältniß des Menschen zur äussern Natur ins Auge, so beweisen wir uns alle Tage als die Beherrscher derselben. Wir genießen nichts, ohne daß wir uns der Unabhängigkeit unsers Lebens von den Zufällen und Einflüssen der Natur zu erfreuen hätten; das nährende Brod und Fleisch, die erquickende Frucht des Baumes, den erfreuenden Saft der Reben, verdanken wir dem menschlichen Fleiße, der menschlichen Herrschaft über die Erde. Wir treiben kein Geschäft, ohne daß wir Bequemlichkeiten und Vorrichtungen benutzen, welche der menschliche Geist der Natur abgezwungen hat. Der rollende Wagen, das segelnde Schiff sind Zeugen des Gehorsams, welche die todten Kräfte der Natur dem menschlichen Geiste leisten müssen. Unsere Wohnungen und Städte mit allen Bequemlichkeiten und Hülfsmitteln, welche sie einschließen, bringen uns in jedem Augenblicke die stummen Huldigungen der widerstrebenden Natur dar. Wir nehmen kein Buch in die Hand, ohne den Triumph des menschlichen Geistes über die Körperwelt und ihre Kräfte zu feyern. Wir betrachten kein Kunstwerk, ohne den schöpferischen, gestaltenden Geist des Menschen in den Stoffen der Natur zu bewundern.

Der Sieg, den wir über die äussere Natur errungen haben, tritt dann erst recht ins Licht, wenn wir unser Leben mit dem der wilden Völker oder unserer rohen Vorfahren in Vergleich stellen; denn Vieles erscheint uns durch den gewohnten, angeerbten Besitz als Gabe der Natur, was doch nur des Menschen eigenes Werk ist. Wir wollen nicht die Völker mit uns vergleichen, welche, wie die Esquimo's, Buschmänner und ähnliche, durch eine besonders ungünstige Naturlage und durch unglückliche geschichtliche Verhältnisse in einen Zustand herabgedrückt worden sind, in welchem sich die Vorfahren der edlen, gebildeten Völker, zu denen wir uns zählen, wahrscheinlich niemals befunden haben. Vergleichen wir uns nur mit den alten Germanen, ob diese gleich schon eine gewisse Stufe der Bildung erstiegen hatten, und sich keinesweges noch im uranfänglichen Naturleben befanden. Wie viele Bequemlichkeiten des Lebens, welche bey uns allgemein verbreitet sind, entbehrten unsere Vorfahren! Das raube Klima der germanischen Wälder ist schon durch die Urbarmachung des Bodens gemildert worden; aber dringt auch der Winter mit seiner rauhesten Gewalt bey uns ein, so schützen uns nicht nur vor derselben warme Wohnungen, in denen wir uns bequem bewegen, sondern wir wissen sogar der kalten Jahreszeit die Erzeugnisse des Frühlings abzutrotzen, und neben den Eisblumen des Fensters blüht die duftende Hyacinthe. Versetzen wir uns im Geiste in die ärmliche, enge Hütte eines alten Germanen, in die rauhen, von Schnee starrenden Wälder, welche sie umgaben: so erkennen wir die Macht der menschlichen Freyheit, welche die Natur zu

beherrschen gewußt hat. Kehrte einer unserer Vorfahren jetzt zurück, und sähe die blühenden Fluren Deutschlands und der Schweiz, die wohlgebauten, reichen Städte, den friedlichen Verkehr ihrer Bewohner: er würde eine neue Schöpfung zu sehen glauben; und in der That ist es eine, welche der menschliche Geist zu Stande gebracht hat. Wie jene alten Völker in einem beständigen Kampfe mit der Natur befangen waren, so führten sie auch fast beständig mit ihren Nachbarn Krieg, wozu ihr unstätes Leben und der Mangel einer festen bürgerlichen Ordnung die Veranlassung gab. Da es ihnen zu Hause in ihren Wäldern nicht wohl wurde, so trieb sie die dunkle Begierde hinaus, Eroberung und Beute zu machen. Sie kannten die Segnungen des Friedens nicht, nicht die ruhige, heilsame Wirksamkeit, welche bey uns den Landmann, den Bürger an den heimischen Boden fesselt. Wenn auch uns bisweilen noch die Geissel des Kriegs heim sucht, so haben wir doch die roheste Wuth desselben bezähmen gelernt, und nie wird der Friede ganz bey uns gestört; mitten unter den verwüstenden Stürmen behauptet er noch seine unverletzten Freystätten. Soll ich nun noch an die Vorzüge der bürgerlichen Gesetzgebung, der Ausbildung der Wissenschaften und Künste erinnern, deren wir uns freuen? Hier verlieren sich fast die Vergleichungspunkte, indem wir dort kaum die Keime, bey uns ein reiches, blühendes, fruchttragendes Feld erblicken. Wir haben uns nicht dieses alles selbst gegeben, sondern Vieles als Erbschaft empfangen; aber was wir nicht selbst erfunden und geschaffen, das ist das Werk denkender, thätiger, bildender Menschen vor uns gewesen, und Alles ist die Schöpfung des freyen menschlichen Geistes.

Nicht anders ist es mit der sittlichen Bildung: auch darin haben die Menschen offenbare Fortschritte gemacht. Da hier die Eigenthümlichkeit der Menschen in der Gemüthsart die größte Mannichfaltigkeit hervorbringt, und neben den ausserordentlichsten Fortschritten auffallende Rückschritte herbeyführt: so ist die Vergleichung nicht im Einzelnen anzustellen, sondern nur im Ganzen. Bösewichter, Lasterhafte finden sich zu allen Zeiten, und werden sich immer finden. Indessen wird die Bösartigkeit der Einzelnen durch die Herrschaft der guten Sitten im ganzen Leben gewissermaßen im Zaume gehalten, und daher können wir uns rühmen, daß bey uns nicht mehr solche einzelne Erscheinungen von Lasterhaftigkeit und Bosheit vorkommen, wie in den alten Zeiten. Die viehischen Wollüste und Grausamkeiten, von welchen die Geschichte orientalischer und römischer Despoten zum Entsetzen des menschlich fühlenden Herzens Zeugniß gibt, kommen bey uns nicht mehr vor, weil die Sitten im Ganzen besser geworden sind. Die französische Revolution ist sehr blutgierig gewesen, weil sie die heftigsten Leidenschaften entfesselte; aber sie zeigt doch verhältnißmäßig wenig Beyspiele von Grausamkeit. Der menschliche Tieger, das blutdürstigste aller Raubthiere, ist in Ketten gelegt und gezähmt durch die Kraft der menschlichen Bildung; und reißt er sich noch manchmal los, so ist es nur unter den Barbaren oder in Zeiten der Zerrüttung. Die Achtung vor dem Menschenleben und dem Rechte der Menschheit ist unter den europäischen Völkern zu einem Grade der Anerkennung gediehen, worüber der Menschenfreund sich nicht genug freuen kann. Die Bande der Sklaverey

sind gelöst, und selbst die Schwarzen haben endlich ihre Anerkennung als Menschen gefunden. Menschliche Freyheit und Ehre ist nicht mehr das Spielwerk der Zwingherrn, und selbst die unterste Volksklasse erfreut sich des Schutzes der Gesetze. Der Krieg ist menschlich geworden, und die Rechte und das Eigenthum der Einzelnen werden meistens selbst von den Feinden in Schutz genommen. Im Familien-Leben übertrifft unsere Zeit an feiner, keuscher Sitte alle früheren, und die zarte Ausbildung der Gatten-, Eltern- und Kindes-Liebe nebst der liebevollen Sorge für die Erziehung der Jugend ist unser Stolz. Die sittliche Erkenntniß ist nie so hoch gestiegen, als bey uns, wenigstens nie so allgemein verbreitet gewesen, und die Gewalt einer öffentlichen sittlichen Meinung macht sich immer mehr geltend. Wie hoch stehen wir im religiösen Leben in Vergleich mit den Heiden, ja selbst mit den finstern Zeiten der christlichen Kirche! Wir sind von dem Gottes und der Menschen unwürdigen Opferdienst befreyt, und haben allgemein erkannt, daß Gott nur durch ein reines, frommes Herz würdig verehrt wird. Der Aberglaube der finstern Zeiten ist dem Lichte der Wissenschaft gewichen, und viele Irrthümer, welche sonst allgemein herrschten, finden jetzt nicht einmal mehr in den untern Volksklassen Eingang. Wir tragen nicht mehr das schimpfliche Joch der Priesterherrschaft, und wissen, daß bey Gott kein Ansehen der Person ist, und daß er allen, seinen Geist verleiht, denen er ihn verleihen will. Wie mächtig aber diese reinere Gottes-Erkenntniß auf das sittliche Leben wirke, ist für jeden klar, der den innigen Zusammenhang zwischen Frömmigkeit und Sittlichkeit erkennt.

Wodurch sind nun diese unsere unleugbaren Fortschritte gelungen? Was hat uns auf der Bahn der Bildung so weit gebracht? Und da wir die Hoffnung und das Vertrauen haben, noch weiter zu kommen: was wird uns noch weiter führen?

Offenbar kann der Mensch nur frey werden durch die Kraft der Freyheit; durch sie kann er allein die äussere Natur bezwingen; nur durch seinen denkenden, erfindenden Geist, welcher die schwache Kraft seines Leibes, an sich unvermögend, die stärkeren Thiere und die gewaltigen Elemente zu bezwingen, künstlich erhöht, wird er der Herr der Erde; der Geist aber wirkt dieses mittelst seiner Freyheit. Für die äussere Befreyung thut Gewohnheit und Zufall viel, und fremde Hülfe kann den Sklaven, der sich selbst nicht befreyen kann, aus den Fesseln lösen. Aber die wahre sittliche Bildung verlangt die eigene, innere Kraft der Freyheit; und wer sich nicht selbst befreyt, wird niemals frey. Ist denn nun der Mensch wirklich frey, unabhängig von der Gewalt der äusseren Natur und von seiner eigenen Sinnlichkeit?

Viele Weltweisen behaupten, daß der Mensch das Vermögen der Freyheit und zwar einer unbeschränkten Freyheit habe; und man sollte wohl dieser Behauptung Glauben beymessen, da der Mensch einen Geist besitzt, der seiner Natur nach frey ist. Alles Körperliche ist abhängig, der Geist aber ist frey, d. h. nur durch sich selbst, nicht durch äussere Gewalt bestimmbar. Der Mensch, sagen jene Weltweisen, kann was er will, und die Geschichte seiner Bildung ist sein Werk. Er hat die Natur um sich her bezwungen, die Thierwelt

sich unterthan gemacht, diese ganze reiche Welt künstlicher Einrichtungen und Hülfsmittel geschaffen; er hat sich aus der Rohheit der Barbarey emporgearbeitet, seinen Verstand ausgebildet, und ein sittliches Leben, Staat und Kirche, gegründet. Es ist der Menschengeist, der in der Geschichte unseres Geschlechtes waltet, der durch tausend Umwege und scheinbare Rückschritte festen Ganges seinem Ziele entgegen strebt.

Wir wollen diese Behauptung unbefangen prüfen, und zwar zunächst in Beziehung auf unser Verhältniß zur äusseren Natur.

Der Mensch betritt die Erde als ein hülfloses Kind, wächst heran zum Manne, als welcher er seine volle Kraft entwickelt, und geht von hinnen als ein schwacher Greis. Können wir sagen, daß das Kind frey sey? Was wäre es ohne die Arme der Mutter, die es aufnehmen, ohne ihre liebevolle Pflege? Können wir sagen, daß der Greis, das Kind des Grabes, frey sey? Ohne die Hülfe der Seinigen wäre er eine Beute der feindseligen Natur. Also könnte jene Behauptung, daß der Mensch frey sey, nur vom Manne gelten. Aber der kräftige Mann entwickelt sich nur durch Pflege und Erziehung aus dem Kinde, und was er ist, ist er nicht durch eigene Kraft. Die Freyheit, mit der er sich in der Natur bewegt, hat er seinen Eltern und Erziehern zu verdanken; und selbst wenn er diese durch neue Unternehmungen und Erfindungen übertrifft, kann er sich nicht anmaßen, von ihnen unabhängig zu seyn; denn sie waren es, welche die freye Kraft seines Geistes entwickelten, oder doch anregten. Keiner hat sich ganz durch sich selbst gebildet; und hatte er nicht diesen oder

jenen Erzieher und Lehrmeister, so verdankt er seine Bildung der Zeit und dem Volke, in welchem er lebt. So schlingt sich um alle Menschen eine Kette, durch welche Einer von dem Andern abhängig ist; der Sohn ist es vom Vater, das heutige Geschlecht vom vorigen, und so ins Unendliche rückwärts. Nur in der Gemeinschaft bildet sich der Mensch, in der Gemeinschaft der Familie, des Verkehrs, des Staates, und aller der Verbindungen, durch welche Kraft an Kraft und Einsicht an Einsicht sich anschließt.

Aber wenn der Einzelne abhängig von der Natur und den Umständen ist, so ist doch wohl die Gesammtheit im Besitze der vollkommenen Freyheit? In ihr wenigstens übt der Menschengeist, eine Kraft in die andere fügend, und jede nach seinen Zwecken lenkend, seine volle Gewalt, und bahnt sich selbst die Wege zu seinem Ziele?

Auch dagegen müssen wir Einwendungen machen. Zuvörderst ist der Mensch seiner Natur nach nicht vollkommen unabhängig von der Aussenwelt. Groß ist die Macht einer vereinigten, einträchtigen Menschenmenge, und durch ihre Wirksamkeit können Wunder geschehen in der Bezwingung und Bearbeitung der Natur. Aber wie viel die Menschen auch an der Oberfläche der Erde bilden und schaffen; an diese sind sie doch immer gebunden, an ihren Lauf um die Sonne, an ihren Wechsel der Jahreszeiten; und wie geduldig sie sich bearbeiten läßt, und sich dem Willen der Menschen fügt, so heftig zürnt sie zuweilen in gewaltigen Erschütterungen, Ueberschwemmungen und andern Zerstörungen, so eigensinnig zeigt sie sich zuweilen in unfruchtbarer Witterung,

wogegen alles der Mensch nichts thun kann. Dieser hat sich vom Klima in einem hohen Grade unabhängig gemacht, aber doch nicht ganz; und die Völkerstämme, welche unter dem Eise des Nordpols und unter der brennenden Sonne des Südens wohnen, bezeugen durch ihre beschränkte, geistesarme Natur die Abhängigkeit des Menschen vom Klima und Boden. Aus den Eisfeldern Grönlands, aus den Sandsteppen Afrikas hätten die beweglichen, bildsamen Stämme nicht hervorgehen können, welche das Schauspiel der menschlichen Geschichte aufführen. Es sind überhaupt nur wenige Stämme, welche von der Natur dazu berufen scheinen, an der menschlichen Bildung thätig Theil zu nehmen. Auch bey denjenigen Völkern, welche wir noch auf der untersten Stufe des Lebens gefunden haben, und welche sich kaum mit Hülfe der Europäer etwas empor zu heben anfangen, gab es die Vereine der Familie, der Stammesgenossenschaft, auch wohl schon des Staates; und doch haben sie so geringe Fortschritte in der Bildung gemacht: wovon der Grund theils in den natürlichen, theils in den geschichtlichen Verhältnissen liegt.

Wir Europäer sind offenbar nur dadurch so weit gekommen, daß wir die Erbschaft der vorderasiatischen Völker, der Chaldäer, Phönicier, Perser, und der Aegypter, Griechen und Römer empfangen und mit freyem Geiste benutzt haben. Die Kette der Ueberlieferung reicht von Noah, Abraham, Kadmus, Orpheus, Numa bis auf unsere Zeiten, und der Gewinn, den wir derselben verdanken, ist nicht zu berechnen. Was haben wir nur allein dem Kunstfleiße, der Schifffahrt und den Ansiedelungen der Phönicier zu verdanken! Ohne sie

hätte es schwerlich Griechen gegeben; was wären wir aber ohne die Bildung der Griechen? Wie hätte sollen die Finsterniß des Mittelalters verscheucht werden, wenn nicht durch das Licht der griechischen Weisheit?

Aber diese Fügungen der Geschichte können wir der menschlichen Kraft nicht beymessen. Sie war allerdings darin thätig, und was geschehen ist, geschah mittelst ihrer Wirksamkeit; aber die Zusammenstimmung aller menschlichen Bestrebungen zu gewissen Zwecken ist eben so wenig von einem Menschen oder einem Volke beabsichtigt, als zu Stande gebracht worden: hierin müssen wir das Werk der Vorsehung verehren, welche in das oft widerstrebende und mißhellige Getriebe der menschlichen Thätigkeit Zweck und Einheit brachte; und danken müssen wir es ihr, daß wir dazu bestimmt waren, die Früchte der Bemühungen früherer Geschlechter zu genießen.

Aber wie kommt es, daß nur wir Europäer und unsere Brüder in Amerika in den lebendigen Fortgang der Bildung eingetreten sind, und das Ererbte erweitern und verbessern? Die asiatischen Völker waren die nächsten Erben der alten Bildung, und die Araber waren auch einmal die fleißigsten und glücklichsten Pfleger derselben; aber jetzt liegt dort Alles im Todtenschlafe, und nur bey uns ist waches, reges Leben. Wir können wohl einen Grund davon angeben: es ist der freye Geist des Christenthums, der uns wach erhält, während der Islam den Despotismus und die Knechtschaft begünstigt. Aber darin müssen wir doch wieder ein Geschenk der göttlichen Gnade anerkennen, daß uns vergönnt ist, im erweckenden Lichte des Christenthums

zu wandeln, während andere Völker im Finstern sind. Und wie kommt es denn, daß manche christliche Völker vorzugsweise mit dem freyen Geiste begabt sind, während andere müßig zusehen, und höchstens die Früchte fremder Ernten genießen? Die germanischen und römisch-germanischen Völker sind die einzigen Inhaber und Pfleger der Bildung, die slavischen hingegen empfangen nur, was wir hervorbringen. Sucht man den Grund in ihrer Regierungsform, so fragt sich wieder, woher diese komme, und man wird zugeben müssen, daß der freye Geist, wo er herrscht, sich die ihm entsprechenden Verfassungen und Sitten bildet. Woher haben wir aber nun den freyen Geist, der uns auszeichnet? Haben wir ihn uns selbst gegeben? Vermessener Gedanke! Haben wir uns den Athem des Lebens gegeben? Haben wir uns die Anlagen und Kräfte gegeben, deren wir uns erfreuen?

Wer behauptet, daß der Mensch frey sey, müßte auch dieses behaupten; er müßte so vermessen seyn, den Geist, mit welchem er denkt und wirkt, als sein Werk zu betrachten, und sich mithin als seinen eigenen Schöpfer anzusehen. Nein! beugen wir uns mit demüthigem Herzen vor der göttlichen Allmacht, von welcher wir alles empfangen haben, was wir haben und sind, und der wir auch den Geist verdanken, der in uns und unserm Volke wirkt und strebt.

Das Ergebniß dieser Betrachtung ist aber nicht etwa, daß der Mensch im Verhältniß zur äussern Natur gar nicht frey, sondern daß seine Kraft, mit der er dieselbe bezwingt und sein Leben ordnet und bildet, verhältnißmäßig sehr groß, aber doch beschränkt, und von äussern

Umständen, zuerst von den Verhältnissen der Gemeinschaft und der Beschaffenheit des Klimas, zuletzt aber von der Allesschaffenden und Alleslenkenden Allmacht abhängig ist.

Wie steht es nun mit der sittlichen Freyheit oder mit der Unabhängigkeit von der eigenen Natur?

Das Kind ist anfangs noch ganz Thier, und äussert keinen Trieb, als den der Selbsterhaltung; in ihm schlummert der Geist als ein Keim, der erst das Licht der sittlichen Welt erwartet, um sich zu entwickeln. Reißt das Kind aus den Armen der Mutter, und übergebt es der Pflege und Gesellschaft der Thiere, so wird es, aus dem sich vielleicht ein Sokrates, ein Alexander, zur Freude und zum Stolze der Menschheit entfaltet hätte, ein Thier werden, ohne Sprache und ohne alles, was den Menschen auszeichnet, selbst ohne das Vermögen, aufrecht zu wandeln. Laßt es in die Hände der Räuber fallen, die es in ihre Höhle schleppen, und zu ihrem blutigen Handwerk erziehen: der Sprößling eines edlen Geschlechts, begabt mit den schönsten Kräften, bestimmt, als Held für Gerechtigkeit und Freyheit zu kämpfen, wird eine Geißel der Menschheit werden. Oder laßt ein Kind, in welchem der Keim der frommen Beschaulichkeit und Begeisterung schlummert, welches dazu bestimmt wäre, ein Fenelon, ein Herder, zu werden, von einem Mönche des Mittelalters oder einem Jesuiten erziehen: so wird es ein finsterer Schwärmer werden, und das religiöse Leben seiner Zeitgenossen verkehren und verwirren helfen. Der Dominikaner, welcher im Verfolgen der Ketzer seinen Ruhm suchte, und Gott einen Dienst damit zu leisten meinte,

daß er Väter aus dem Kreise ihrer Familien riß, um sie auf den Scheiterhaufen zu liefern, daß er ganze Dörfer, Städte und Länder zum rauchenden Aschenhaufen machte, wäre vielleicht, in einer andern Zeit und unter andern Menschen, ein erleuchteter Diener des göttlichen Wortes geworden, und hätte das Kirchenleben durch seinen Eifer gehoben und veredelt. — Der Mensch kann sich nur in einer sittlichen Gemeinschaft, durch Lehre, Beyspiel, Anleitung, zum sittlichen Wesen bilden; Keiner vermag es allein durch sich selbst, und die eigene Kraft beweist sich nur durch die eigenthümliche Benutzung dessen, was Unterricht, Erziehung und übrige Gemeinschaft darbietet.

Aber wer erzieht nun die Erzieher? wer bildet und leitet die Gemeinschaft, durch welche der Einzelne soll gebildet und geleitet werden? Die Menschenfressenden Karaiben haben auch Gemeinschaft unter sich, stehen unter Oberhäuptern und leben in der Familie: warum sind sie doch so grausam geblieben? Und wie kommt es, daß die Neger fühllos ihre Kinder zu Sklaven verkaufen, daß ihnen die zarten Bande, welche die Natur geknüpft, nichts gelten? Worin liegt die Quelle aller der Rohheiten, Verirrungen und Verkehrtheiten, welche die Geschichte der Sittenbildung zeigt? Warum mußten so viele Geschlechter der Menschen, und müssen noch so viele unter dem schimpflichen Joche des Aberglaubens und des Despotismus seufzen? Woher kamen die Verderbnisse, welche die spätere Geschichte der Römer beflecken? Warum gelang es dem falschen Propheten Muhammed, so viele Völker für seine Geist entnervende Religion zu gewinnen? — Ist die Gemein-

schaft das Mittel, das Gute fortzupflanzen, so dient sie auch dazu, durch Beyspiel und Nachahmung das Böse zu verbreiten. In der Gemeinschaft an sich liegt keine Gewähr für die Herrschaft des Guten! Völker und Gemeinheiten, ja, ganze Geschlechter und Zeitalter, irren und fehlen, wie Einzelne. Müssen wir nicht jene Zeiten, in welchen die Kreuzzüge unternommen wurden, einer Art von Raserey zeihen? Welcher unlautere, Irdisches und Himmlisches in einander wirrende Geist trieb die Völker, mit dem Schwerte in der Hand, auf einem mit den Spuren lasterhafter Ausschweifungen bezeichneten Wege das Reich Gottes im sogenannten heil. Land zu suchen? Welch ein empörender Mißbrauch, der mit jener Schwärmerey zusammenhing, war der Handel, der mit dem Ablasse getrieben wurde! Einzelne sahen wohl das Irrige und Schändliche davon ein; aber das Ganze, die Kirche, war von der Gewalt des Aberglaubens und der priesterlichen Herrschsucht dahin gerissen, und wurde erst mit Mühe wieder auf den rechten Weg gelenkt.

Das Leben der Menschen ist im Ganzen, wie im Einzelnen, dem Irrthum und der Sünde unterworfen, und kein Mensch ist von diesem Loose ausgenommen. Es ist eine der Grundlehren der christlichen Religion, daß wir alle von Natur Sünder sind, und des Ruhmes ermangeln, den wir vor Gott haben sollten: und dieses in seinem tiefsten Grunde zu erkennen, ist hier der Ort. Wir alle fühlen das Verderben in unserm Busen, und haben beständig mit dem innern Feinde zu kämpfen; wir erfahren es, daß die Schlange der sinnlichen Lust stets die Stimme und die Gestalt wechselt, um uns

bald auf diese, bald auf jene Weise zu berücken; aber ein deutlicher Blick in unser Inneres wird uns lehren, welches eigentlich die Quelle unserer sittlichen Schwachheit sey, und wie wir uns vor ihr zu hüten haben.

Das Gesetz der Tugend fodert, daß wir der Pflicht darum gehorchen, weil sie gebietet, rein um ihrer Nothwendigkeit willen: nicht darum weil uns ihre Erfüllung irgend einen äussern Vortheil bringt, oder deren Nichterfüllung einen Nachtheil mit sich führt, auch nicht darum, weil uns die Gewohnheit oder das Ansehen eines Menschen dazu bestimmt, sondern weil wir uns durch das Gesetz und die Achtung vor demselben innerlich selbst bestimmt fühlen. Das ist ein freyer Entschluß, der nur aus geistigem, sittlichem Antriebe durch Selbstbestimmung erfolgt; unfrey ist aber jeder Entschluß, der aus sinnlichem Antriebe entsteht. Nun aber zeigt sich bey einer genauen Selbstbetrachtung, daß wir dieser reinen Entschließungsfreyheit unfähig sind, und uns derselben nur gradweise nähern, sie aber nie vollkommen erreichen können. Wir wollen hier gar nicht das Betragen solcher Menschen in Betracht ziehen, welche dem Gesetze der Ehre und Gerechtigkeit nur aus Liebe zu den mit der Beobachtung desselben verbundenen bürgerlichen Vortheilen und den daraus fließenden Rückwirkungen auf die Ruhe und Zufriedenheit nachleben; noch weniger wollen wir hier auf die Heuchler, welche den bloßen äussern Schein der Tugend nachahmen, Rücksicht nehmen. Beyde Arten von Menschen leben nicht sittlich, sondern bloß gesetzlich. Wir wollen uns Menschen denken, denen wir eine wirklich sittliche Gesinnung nicht absprechen

können, welche das Gute aus Achtung und Liebe gegen dasselbe thun, und in deren reinem Herzen keine falschen Nebenabsichten Staat finden. Zuvörderst fragen wir: wie sind solche Menschen zu diesem Grade von sittlicher Güte gelangt? Wie Alle, betraten sie die Welt als Kinder, in welchen der sinnliche Trieb vorherrschte, und welche erst zum Guten mußten erzogen werden. Die Erziehung aber beginnt bey der sinnlichen Einwirkung auf das jugendliche Gemüth. Durch die natürlichen sinnlichen Bande des Bedürfnisses ist das Kind an die Eltern, zunächst an die Mutter geknüpft: von ihr, von welcher es Nahrung und Pflege empfängt, erhält es auch die ersten sittlichen Eindrücke. Indem das Auge des Säuglings dankbar lächelnd in das Auge der Mutter blickt, nimmt es aus demselben den zündenden Strahl des Geistes der Liebe auf, welcher das schlummernde Herz zum gleichen Gefühle weckt. Die Mutter lehrt das Kind sprechen, und weckt dadurch den Geist zum Denken. Durch die sinnlich geistige Gewalt der Liebe, welche sie auf dasselbe ausübt, zuweilen auch durch Zwang und Drohung, weiß sie von ihm Gehorsam zu erhalten; und oft muß die Strenge des Vaters eintreten. Vorzüglich aber bedient sich die Erziehung des Mittels der Gewohnheit, welche nicht nur von sinnlichen Eindrücken ausgeht, sondern auch an sich schon von der Freyheit noch sehr verschieden ist. Die gute Erziehung wird zwar auch so bald, als möglich, die Anregung der freyen sittlichen Kraft durch Beyspiel und liebevolle Zusprache bezwecken; allein bis in die spätern Jahre der Kindheit wird die Gewohnheit immer eines der vorzüglichsten Erziehungsmittel bleiben. Durch

sie werden die wichtigen Tugenden der Mäßigkeit, Keuschheit, Ordnungsliebe und Arbeitsamkeit vorzüglich begründet. Dadurch, daß man gewisse Laster gar nicht kennt, daß die jugendliche Seele nie von ihrem Gifthauch getrübt worden, bleibt man am besten vor ihnen gesichert; ist die Einbildungskraft einmal von ihnen angesteckt, so wird zwar ein guter, starker Wille den Kampf mit ihren Versuchungen bestehen können, aber die Reinheit der Seele ist dahin, und kann kaum wieder gewonnen werden. Und doch, wie wünschenswerth ein solcher sittlicher Zustand ist, so sehr entbehrt er des Charakters der Freyheit, indem er durch Natur und Gewohnheit gewonnen worden ist.

Wenn nun so sehr viel von den ersten sinnlichen Eindrücken und vom Einflusse der Gewohnheit abhängt: was wird das Schicksal des Menschen seyn, welcher einer unsittlichen Erziehung überlassen wird? Seine Unschuld geht verloren, er nimmt eine falsche Richtung an, die Sinnlichkeit gewinnt in ihm die Oberhand, und vielleicht fällt er in die verderblichen Schlingen des Lasters. Die Sittlichkeit des Menschen ist eine himmlische Blüthe, welche aber aus irdischem Boden entsproßt, irdischer Nahrung bedarf, mit zarter, kluger Hand gepflegt und vor rauher Witterung und kalten Stürmen bewahrt werden muß. Vor allen Dingen aber bedarf sie des himmlischen Sonnenlichts und des erquickenden Himmelsthaues; und wenn Gott nicht sein Gedeihen gibt, so hilft alles Pflanzen und Begießen nichts.

Darf sich wohl der Mensch der so zur Sittlichkeit heranwächst, einer unbedingten, unbeschränkten Freyheit

rühmen? Sein schwacher Wille hält sich an fremde Stützen: darf er sich rühmen selbstständig zu seyn?

Aber auch der reife, sein selbst mächtige Mensch, in welchem das Gute die Herrschaft gewonnen, kann sich nicht rühmen, sich stets und vollkommen mit Freyheit zu entschließen. Die Gewohnheit, durch die das Gute in ihm das feste Uebergewicht gewonnen, dient ihm fortwährend zur Stütze; er hat sich gewöhnt, mit Besonnenheit das Bewußtseyn auf das sittliche Gesetz zu richten, und dieses zur Richtschnur seines Handelns zu machen; und diese Gewohnheit leiht der Vorstellung des Gesetzes diejenige Stärke, welche nöthig ist, um die entgegengesetzten Antriebe und Begierden zu überwinden. Aber diese von der Gewohnheit entlehnte Stärke der Vorstellung von der Nothwendigkeit des Gesetzes, so heilsam sie auch ist, entspricht doch eigentlich nicht der Foderung, welche die Tugend macht; wir sollen die Nothwendigkeit der Pflicht frey erkennen mit dem vernünftigen Verstande, und diesem mit freyer Kraft des Willens die Herrschaft im Gemüth verschaffen. Ein Entschluß, an welchem die Gewohnheit einigen Theil hat, ist noch nicht der rein tugendhafte Entschluß.

Aber noch mehr! Der Tugendhafte wird auch in seinem Entschlusse nie ganz frey von Sinnlichkeit seyn. Was ist es, was den Menschen zur sittlichen Handlung antreibt? Es sind die Erregungen des Gefühls, die Gemüthsbewegungen der Achtung, der Liebe, des Mitleides, der Theilnahme, der Dankbarkeit. Aber diese Gefühle mögen noch so rein von Selbstsucht und sinnlichen Begierden seyn, so nehmen sie doch eine gewisse

sinnliche Gewalt an, mit welcher sie auf das Gemüth wirken, und ohne welche schwerlich ein Entschluß zu Stande käme. Der Tugendhafte unterscheidet sich nur dadurch vom Lasterhaften, welcher sich von thierischer Sinnlichkeit beherrschen läßt, daß seine Sinnlichkeit mit den edlen Trieben in Einklang und von reinen Gefühlen durchdrungen ist, und daß er die sinnlichen Anregungen zu beherrschen weiß; aber in Sinnlichkeit lebt und handelt er ebenfalls. Beobachten wir uns, wenn wir mit dem Entwerfen und Ausführen eines wohlthätigen Planes, mit der Arbeit an einem guten Werke beschäftigt sind: wie davon unser ganzes Wesen erfüllt und durchdrungen ist, wie lebhaft unser Herz schlägt, wie die Einbildungskraft mit der Aussicht auf den gewünschten Erfolg beschäftigt ist, wie lebhaft wir uns darüber gegen unsere Freunde mittheilen, wie gern wir manche Mühe und Beschwerde ertragen, wie gern wir manche Erholungen und Genüsse entbehren, um zu unserm Zwecke zu gelangen! So soll es seyn, anders kann es nicht seyn, wenn ein gutes Werk gelingen soll, und doch ist eine solche Stimmung nicht frey von sinnlicher Beymischung. Wenn der Märtyrer des Glaubens in den Flammen des Scheiterhaufens, in der Qual eines martervollen Todes, standhaft bleibt, und unter den Zuckungen des gemarterten Körpers die Heiterkeit des Geistes behauptet: so ist es allerdings der Glaube des gottgeweihten Herzens, die Kraft des freyen Geistes, wodurch er dieses vermag. Aber dieser Glaube muß sich mit der Lebhaftigkeit der Vorstellung der Pflicht, diese Kraft mit der sinnlichen Stärke des Willens waffnen, um den Kampf gegen die

aufgeregte sinnliche Natur zu bestehen; die Begeisterung muß in ihm stärker seyn, als das Gefühl des Schmerzes, die Liebe zu Gott stärker, als die Selbstliebe, oder er erliegt unter der Last der Leiden. Aber diese nothwendige Verbindung des Geistes mit der Sinnlichkeit, die nicht zu vermeidende sinnliche Beymischung in der Stimmung und Gemüthsverfassung des Tugendhaften führt mancherley Gefahren mit sich. Der Eifer für ein gutes Werk kann leidenschaftlich ungestüm, und dadurch verunreinigt werden; die Begeisterung kann durch ein Uebergewicht der Sinnlichkeit in Schwärmerey ausarten, so daß dann das Werk der Tugend mißlingt, oder gar in das Entgegengesetzte umschlägt. Durch übertriebenen Eifer kann man des guten Zweckes ganz verfehlen, indem man in der Ausführung gewaltsam und ungerecht wird, und zu schlechten Mitteln greift. Ein Märtyrertod aus Leidenschaft und Trotz ist kein wahrer Märtyrertod; die Standhaftigkeit, welche ihre Nahrung aus einem unreinen, mit Haß erfüllten Herzen zieht, ist nicht die ächte Standhaftigkeit. Wie oft haben die Menschen aus gerechtem, aber leidenschaftlichem Unwillen gefehlt, wie oft haben sie aus zu weit getriebenem Eifer für das Wohl ihrer Freunde Unheil gestiftet! Es ist kein gutes, edles Gefühl, das sich nicht in giftige Leidenschaft verkehren könnte, und wirklich schon verkehrt hat. Selbst die Frömmigkeit hat sich mit Schwert und Dolch bewaffnet, und ist die Geißel der Menschheit geworden. O arme, schwache Menschen, die wir sind! In Sinnlichkeit erwachsen, mit tausend Banden an diese Erde und ihre Lüste gekettet, selbst in unserer höchsten Geisteserhebung der

irdischen Kraft und Nahrung bedürftig und der Lockung der Leidenschaft empfänglich, wie können wir uns anmaßen, frey zu seyn und uns die Herren unsers Willens zu nennen! Demüthigen wir uns im Gefühl unserer Schwachheit, erkennen wir, was wir sind, und täuschen uns nicht mit eiteln Vorspiegelungen!

Nehmen wir auch an, daß die gute Willenskraft in einem Menschen das bleibende Uebergewicht erlangt hat, und daß das Gefühl seines Herzens eben so rein, als stark ist: so wird er selbst am wenigsten in Abrede seyn, daß ausserordentliche Fälle eintreten können, welche ihn ganz ausser Fassung bringen, daß ihm Versuchungen kommen können, denen er erliegt. Irgend eine Beleidigung, die ihm selbst oder seinen Geliebten widerfährt, kann ihn zur Rachgier reizen, der Anblick einer ungerechten, empörenden That, welche ein Uebermächtiger an einem Schwachen begeht, kann ihn mit Zorn entflammen, so daß er in der ersten Aufwallung etwas begeht, was er nachher bereut; in einer schwachen Stunde kann er der Lockstimme der Sirene Gehör geben, und in das Netz der Verführung fallen. Wer wird sich anmaßen, nie und unter keinen Umständen von der Bahn der Tugend abgelockt werden zu können? wer wird sich die Kraft zutrauen, jeder Versuchung zu widerstehen? Wie stark die Kraft des guten Willens sey, sie ist doch eine endliche, beschränkte Kraft; und was endlich und beschränkt ist, findet irgend wann seinen überlegenen Feind, dem es den Sieg lassen muß. Kein Mensch ging je über diese Erde, ohne daß er gefehlt oder geirrt; kein Herz sank in die Gruft, das ganz rein von irdischer Befleckung geblieben wäre. Kein Mensch

sah je dem Tode ins Auge, ohne daß ihm der Blick auf das zurückgelegte Leben eine Menge Fehler und Vergehungen gezeigt, um die er Gott um Vergebung zu bitten hatte. Vor das Sterbebette des reuigen Sünders trete der Stolze, der sich und der menschlichen Natur die Freyheit des Willens beymißt, und lerne sich beugen!

Aber wie? werden wir die menschliche Freyheit leugnen? wollen wir den Menschen zum Thiere herabwürdigen, welches blind und willenlos dem dunkeln Triebe folgt? Keinesweges! Der Mensch hat das Vermögen der Freyheit; es ist schwach und beschränkt, aber nicht ohnmächtig und nichtig; und es ist nur in der Art beschränkt, daß es immerfort gestärkt und erweitert werden kann, und daß dem Wachsthum desselben keine bestimmbare Grenze gesetzt ist. Wie gering das uns zugetheilte Maß von Willenskraft sey, wir können es durch fortgesetztes Streben immer fort vermehren, und aus dem kleinen Keime kann sich ein großer Baum entwickeln. Der ist träg und faul, der da sagt, er könne sich nicht weiter bessern: der Weg zum Ziele steht immer offen, und es hängt nur von uns ab, auf demselben weiter fort zu gehen. Es sind uns nicht solche Schranken gesetzt, wie den Thieren, welche nie aus einem gewissen Kreise herausgehen können; wir können alles, was wir wollen, wenn auch nicht mit einem Male, aber doch durch fortgesetztes, anhaltendes Bestreben. Nur Muth und Vertrauen gehört dazu, das Vertrauen zu unserer ungemessenen Bildungs- und Besserungsfähigkeit; und dieses Vertrauen, in Verbindung mit Demuth und Selbsterkenntniß, ist die Grundbedingung

aller Sittlichkeit. Dieß Vertrauen, welches allerdings der Schöpfer in das gesunde Herz gepflanzt hat, haben diejenigen mißverstanden, welche dem Menschen ein unbedingtes Vermögen der Willensfreyheit zuschreiben, oder sie haben es nur falsch ausgesprochen. Vermöge dieses Vertrauens, die endliche, beschränkte Kraft der Freyheit ins Unbestimmte erweitern, und sich immer mehr bilden zu können, fühlt sich der Mensch ermuthigt, sich immer mehr über die Natur zu erheben, und sich selbst zu beherrschen und zu bilden; und dieses Vertrauen wird auch nicht getäuscht. Aber da wir dem Irrthum und der Sünde unterworfen sind, so können wir uns nicht allein, durch eigene Kraft, bilden, ohne auf Irrwege zu gerathen; selbst ganze Geschlechter und Völker können nicht, ohne die Gefahr des Irrens, den Weg der Bildung betreten. Die Menschheit bedarf der höhern Hülfe; nur Gott ist ihr unfehlbarer Führer und Erzieher, nur sein Geist gibt dem menschlichen Geiste Licht und Kraft, und er hat es auch nie an seiner Hülfe fehlen lassen.

Gott hat von Zeit zu Zeit Männer mit Geist und Kraft ausgerüstet, welche durch Einsicht und Tugend über ihre Zeitgenossen hervorragten, und diesen Lehrer und Führer wurden, indem sie Gesetze gaben, Staaten stifteten, Gottesdienste einführten, Lehren der Weisheit gaben, Beyspiele der Frömmigkeit und Tugend aufstellten, die Zerstreuten und Uneinigen sammelten und vereinigten, die Rohen zügelten, die Ungerechten bestraften, die Besseren um sich als einen Mittelpunkt sammelten, und dem Guten die Herrschaft im Gesammtleben verschafften. Mit weiser Haushaltung und im Einklang

mit der Natur rüstete Gott diese seine Gesandten jedes Mal mit demjenigen Maße von Geisteskraft aus, welches dem Bedürfniß und der Fassungskraft der Zeit entsprach; sie ragten über ihre Zeit so weit hinaus, daß sie noch zu verstehen waren, und ihre Wirksamkeit eingreifen konnte. Viele wurden zwar von der Menge nicht verstanden und deßwegen verworfen und verfolgt, und bluteten als Märtyrer; aber die blutige Saat keimte bald fröhlich auf, und trug Früchte, welche das folgende Geschlecht genoß. So hat jedes Volk der Erde seine Lehrer, Weisen, Helden, Stifter gehabt, und ist durch sie zu dem Grade von Bildung gelangt, den es behauptet.

Diejenigen, welche das Auftreten solcher überlegener Geister als eine natürliche Erscheinung, die sich aus der menschlichen Natur erklären lasse, betrachten, machen den Zufall zum Erzieher des Menschengeschlechts; denn es ist zufällig, daß gerade hier oder dort ein solcher Mann auftritt, welcher für seine Zeit oder seinen Kreis erziehend wirkt, und daß es an einem andern Orte an solchen Führern und Stiftern fehlt. Der Zufall aber ist nichts; es ist nur die höhere Nothwendigkeit, abgerissen und vereinzelt betrachtet, welche als Zufall erscheint; der Zufall verschwindet, wenn man sich zur Ansicht des Ganzen erhebt. Es ist eine wohlthuende, erhebende Ansicht, welche auch die Frommen aller Zeiten gefaßt haben, alle die Stifter, Helden und Weisen, welchen die Völker ihre Bildung verdanken, als Gesandte Gottes, als Gottbegeisterte, zu betrachten. Erheben wir den Blick frey über die Menschengeschichte, so erscheinen uns nicht bloß Mose und die Propheten in

diesem Lichte, sondern auch Zoroaster, Budda und Confucius, dann Orpheus und die übrigen Weisen des jungen Griechenlands, Sokrates, Plato und die großen Geister, welche ihre Zeit erleuchtet haben, und noch uns erleuchten. Gott hat auf mancherley Weise zu den Völkern geredet, so wie sie es fassen konnten; durch die Finsterniß der Barbarey bricht bald da, bald dort das Licht der Wahrheit, und der milde Strahl der Liebe erwärmt die rohen, kalten Herzen.

Aber Alles war nur Vorbereitung auf jene große, einzige und letzte Offenbarung; es waren die schwachen Strahlen der Morgenröthe, welche den herrlichen Tag der Wahrheit verkündigten. Was auch jene Lehrer und Gesetzgeber Gutes und Heilsames verkündigt und gestiftet hatten; es war Menschenwerk, unvollkommen und von Irrthum und Sünde verunreinigt. Endlich als die Zeit erfüllet war, sandte Gott seinen Sohn Jesum Christum in die Welt, welcher, als der vollkommene Mensch, die vollkommene Wahrheit und Gerechtigkeit ans Licht brachte, und, als der Inhaber aller Freyheit und Kraft des Geistes, als Gottes Sohn, das Menschengeschlecht von den Fesseln des Irrthums und der Sünde erlöste und frey machte. Er stiftete die reinste, heiligste Gemeinschaft, seine Kirche, in welche zwar die menschliche Fehlbarkeit und Sündhaftigkeit von Zeit zu Zeit das Verderben gebracht hat, deren Mittelpunkt aber, die heilige, göttliche Person des Erlösers, fest und unwandelbar, und die Quelle beständiger Läuterung und Verjüngung ist. Wer sich an ihn treu und gläubig schließt, der wird frey von der Macht des Bösen, der schöpft aus ihm eine unversiegbare,

unendliche Kraft, dessen Wille stärkt sich und wächst und reinigt sich immerfort, dessen Geist wird mit dem göttlichen Lichte immer mehr erfüllt, bis er emporwächst zu der Vollkommenheit Christi und in ihm die Menschheit verklärt wird, wie sie in ihm, dem Herrn der Herrlichkeit, verklärt war.

Das Ergebniß dieser ganzen Betrachtung über die menschliche Bildungsfähigkeit und Freyheit ist demnach die demüthige Anerkennung, daß der Mensch, obschon mit einer bildsamen Kraft des Geistes ausgestattet und zu dem muthigen Vertrauen berechtigt, daß er zu dem ihm gesteckten Ziele der Bildung immer weiter fortschreiten könne, doch nichts durch sich allein vermag, daß dem Einzelnen nichts ohne den Beystand und die Leitung der Besseren und Weiseren, und dem Ganzen nichts ohne die göttliche Hülfe und Leitung gelingen kann. Wir sollen in dem Gange unserer Bildung dankbar ein Schicksal verehren, das wohlthätig über uns waltet, und uns das heilsame Licht der Wahrheit geschenkt hat, während andere Völker noch in Finsterniß und Todesschatten sitzen. Auf diese Weise sind wir dem anmaßlichen Wahne derer entgegengetreten, welche dem Menschen zu viel zutrauen, und Alles seiner Kraft zuschreiben, wodurch sie den Hochmuth und die Eitelkeit der Menschen nähren, und sie hindern, sich der Gemeinschaft anzuschließen, und den göttlichen Anordnungen zu unterwerfen. Aber hiermit wollten wir nicht dem entgegengesetzten Wahne derjenigen das Wort reden, welche dem Menschen alles Vermögen und alle Kraft absprechen, und ihn zum leidenden Werkzeuge der göttlichen Gnade machen. Die Demuth, welche dem

Menschen ziemt, soll nicht sein Vertrauen schwächen und unterdrücken. Die meisten Menschen sind einseitig, und werfen sich mit Härte und Ungestüm auf das Eine, und vergessen das Andere. Entweder sind sie demüthig ohne Vertrauen, und erniedrigen sich und die Menschheit, oder sie sind vertrauensvoll ohne Demuth, und mithin anmaßlich und vermessen. Wenige halten die wahre Mitte.

Die Sinnlosigkeit der Behauptung, daß der Mensch gar keinen freyen Willen habe, liegt auf der Hand. Was ist denn der Mensch, wenn er keinen Willen, keine Kraft der Selbstbestimmung hat? Der Wille ist ja der Mittelpunkt seines Wesens; nehmt ihr diesen weg, so nehmt ihr ihm Alles. Man sagt, er habe allerdings einen Willen, aber nur für äussere, weltliche Dinge, für die Geschäfte des Lebens, diese könne er mit Freyheit ordnen, darin habe er ein freyes Urtheil über das Bessere, aber nicht in sittlichen Dingen, worin er ganz blind sey, und nur dem bösen Triebe des verdorbenen Herzens folge. Das hieße eigentlich, der Mensch habe nur das Vermögen der Klugheit, aber nicht das der Weisheit; das widerspricht aber aller Menschenkenntniß und Seelenkunde. Der Verstand der Klugheit und Weisheit ist im Grunde eins, und nur die Richtung ist verschieden; kann der Mensch klug seyn, so kann er auch weise seyn. Wir haben gesehen, daß er auch in der Ausbildung der Klugheit der höheren Hülfe bedarf, so wie wir hingegen eine Anlage und einen Trieb zur Weisheit in ihm entdeckt haben, welche sich unter höherer Leitung entwickeln kann. So wahr der Mensch ein Geschöpf Gottes ist, und eine

Stelle in dem Reiche der geschaffenen Dinge einnimmt, so wahr kommt ihm auch eine Kraft des Willens und ein Vermögen der Freyheit zu; aber da er ein endliches Wesen ist, so ist auch diese Kraft und dieß Vermögen endlich und der göttlichen Allmacht unterworfen, welche nach ihrer unerforschlichen Weisheit darüber waltet. Was in der Hand der Allmacht steht, ist darum nicht ein Nichts; das, wodurch und worauf Gott wirkt, muß doch etwas seyn, wenn es auch noch so wenig ist; Gott schafft nicht Nichtiges und wirkt nicht durch Nichtiges. Wir haben allerdings gesehen, daß der Wille des Menschen an die Sinnlichkeit gebunden, und mithin schwach und zum Irrthum und zur Sünde geneigt ist. Dieß übertreiben aber jene, indem sie behaupten, derselbe sey nur frey zur Sünde, aber unfrey zum Guten. Der Wille der Kinder ist noch mehr an die Sinnlichkeit gebunden, als der der Erwachsenen: werden wir aber darum sagen, daß er nur zur Sünde geneigt sey? Sollen wir unser Herz Lügen strafen, das so oft von den unerwarteten Aeusserungen der Liebe, welche aus dem kindlichen Herzen der Kinder hervorgehen, gerührt ist? sollen wir sie darum für böse, für Kinder des Teufels, halten, weil sie schwach und verführbar und der Leitung bedürftig sind? Das Schwache und Fehlbare ist darum noch nicht rein böse, indem es immer noch zum Guten kann gelenkt werden.

Nein! mütterliche, väterliche Herzen, haltet den Glauben fest, daß in euren Kindern eine Kraft des Guten schlummert, welche durch sorgfältige Erziehung mit Gottes Hülfe kann entwickelt und gestärkt werden! Laßt euch nicht euer Vertrauen, eure Hoffnung rauben,

und euch nicht im schweren Werke der Erziehung muthlos machen! Seyd gewiß, das Gute ist in der menschlichen Natur mächtiger, als das Böse, und wird auch in euren Kindern siegen!

Demuth und Vertrauen: Demuth in der Anerkennung unserer Schwachheit und des Bedürfnisses höherer Hülfe, Vertrauen im Bewußtseyn der in uns von Gott gelegten Kraft: diese beyden Gefühle mögen uns als warnende und ermunternde Schutzengel durch das Leben begleiten, und uns im Werke der Bildung beystehen: dann wird uns eben so wenig der freudige Muth fehlen, wenn es gilt, unsere eigene Kraft zu gebrauchen, als die folgsame, dankbare Hingebung an die göttliche Gnade, durch welche wir allein das höhere Ziel erreichen können.

Einundzwanzigste Vorlesung.

Von der Gemeinschaft, als der Bedingung alles sittlichen Lebens.

Der wichtige Gegenstand, auf den wir in der vorigen Vorlesung gestossen sind, verdient, daß wir noch einmal die Betrachtung darauf lenken. Ich meine die Gemeinschaft, von welcher alle Bildung der Menschen abhängt: die Gemeinschaft in der Familie, im bürgerlichen Leben und in der Kirche, welche theils durch die Natur, theils durch die Fügungen der göttlichen Vorsehung gestiftet wird. Der Mensch vermag mit seiner schwachen, endlichen Kraft nichts ohne Hülfe und Beystand; nichts ohne den Beystand seiner Mitbrüder, nichts ohne die Leitung Gottes, welcher nach seiner Weisheit durch auserlesene Werkzeuge, durch ausserordentliche Geister, diejenigen Veranstaltungen trifft, durch welche das gemeinschaftliche Leben gefördert und gehoben wird. Es fließen aus dieser Wahrheit sehr wichtige, nicht genug zu beherzigende Lehren, welche wir in dieser Stunde ins Licht setzen, und uns zur fruchtbaren Anwendung bringen wollen.

Erste Lehre. Das sittliche Leben ist durchaus als ein Gemeinschaftliches anzusehen, das, weil es sich auf die Gemeinschaft gründet, auch seine Richtung auf die Gemeinschaft nehmen muß. Wir haben gesehen, daß alles, was der Mensch sinnt und strebt, nur durch die Reinheit von der Selbstsucht sittlich wird; daß das Höchste durch die eigensüchtige Beziehung in den Staub herabgezogen wird, hingegen auch selbst das Gemeinste durch die Beziehung auf das allgemeine Leben der Menschheit eine edle Bedeutung gewinnt. Wir haben gesehen, daß die Selbstsucht sich in Alles mischen kann, und unter sehr verschiedenen Gestalten erscheint; daß sie selbst die Maske der Frömmigkeit vorlegt, um mit dem heiligen Schein ihre häßliche, niedrige Gestalt zu bedecken. Sie ist so gewandt und schmiegsam, daß sie selbst da Eingang zu finden weiß, wo der ihr entgegengesetzte Geist herrschend seyn sollte, ich meine die Sittenlehre. Die bis jetzt gewöhnliche und am meisten anerkannte Behandlungsart derselben ist ganz selbstsüchtig, und geht vom Standpunkte der Selbstsucht aus. Es ist nicht bloß mit diesem Vorwurf gemeint, daß die Sittenlehrer dem Triebe des Menschen nach Glückseligkeit schmeicheln, wiewohl auch dieses dazu gehört; sondern selbst in ihren strengsten Lehren, wodurch das reine über Eigennutz erhabene Pflichtgebot geltend gemacht wird, lauert die Selbstsucht. Der durchgehende Fehler der bisher herrschende Sittenlehre ist, daß man den Menschen vereinzelt betrachtet, und einen jeden nur belehrt, wie er für sich nach seinem sittlichen Heile und seiner Vollkommenheit streben soll. Die Pflichten gegen den Nächsten kommen

wohl vor, auch wohl die gegen die Familie, den Staat und die Kirche; aber selbst diese werden nur aus dem Standpunkte der Vereinzelung gefaßt. Man soll gerecht, treu, redlich, menschenliebend, wohlthätig seyn, aber nur weil es die Pflicht gebietet, und weil dadurch sich das gute Gewissen bewahren läßt, nicht aber, weil man mit und in den Nebenmenschen leben, und sich selbst nur im Lebensganzen finden soll. Es fehlt die Anerkennung, daß die Gemeinschaft das Element ist, in welchem der Mensch geistig leben muß, so wie er mit seiner Brust die Luft athmet, wie sein Auge das Alles erhaltende und entzündende Licht trinkt. Selbst die christliche Sittenlehre entbehrt in ihrer bisherigen Behandlung der Idee der Gemeinschaft, obgleich das Christenthum nur durch die Gemeinschaft ist, was es ist, und der Glaube an Christum und die Erlösung durch ihn nichts als die Gemeinschaft mit ihm und seinen Gläubigen bezeichnet. Der Christ ist ein Glied an dem lebendigen Leibe Christi, von welchem er Kraft und Nahrung empfängt, und von welchem abgelöst er verschmachtet und abstirbt. Der Geist Christi, welcher in der Gemeine lebt und webt, ist der Lebensathem, den wir alle trinken, und ohne welchen unser geistiges Leben erlöschen würde. Aber diese große Wahrheit ist fast ganz verkannt, und anstatt die Christen an diese Quelle hinzuweisen, sucht man Alles durch Lehrvorschriften, durch Einschärfung der Pflichten, zu erreichen, und stellt mithin den Menschen auf sich selbst.

Die Quelle dieser falschen Lehre liegt in unserm Leben; denn die Wissenschaft hängt mehr, als wir glauben, von dem Leben ab. Es wird nichts erkannt und

gelehrt, ohne daß es vorher erlebt worden. Der Mensch spiegelt sich selbst, sein Herz, seine Gesinnung und sein Thun, in seinen Ansichten und Erkenntnissen ab. Unser Leben ist aber in der That zu sehr vereinzelt und zerstückelt, und die Selbstsucht und die Besonderheit haben darin ihren Thron aufgeschlagen. So sehr das Christenthum auf die Gemeinschaft dringt, so viel hat es doch unschuldiger Weise zu dieser Vereinzelung beyzutragen, indem es die Selbstständigkeit und das Gefühl jedes Einzelnen geltend gemacht hat. Vor Gott und in Christo sind Alle gleich, haben Alle dieselben Rechte; ein Jeder darf sich seinem himmlischen Vater nahen. Der Mißbrauch dieser Selbstständigkeit führt aber zur Vereinzelung. Eben so dient derselben der Geist der Freyheit in seinem Mißbrauche. Die Freyheit bringt die Mannichfaltigkeit mit sich, und diese zerfällt, wenn der Geist der Gemeinschaft fehlt, in Vereinzelung. Diese an sich heilsame Richtung hat sich erstens in der Erkenntniß gezeigt, welche sich nie so eigenthümlich und mannichfaltig ausgebildet hat, als in der christlichen Welt. Dann im Berufsleben, welches, durch eine schärfere und bestimmtere Theilung der Arbeit, ein freyes, mannichfaltiges Spiel der Thätigkeit und Betriebsamkeit entwickelt hat, wodurch die Gewerbe, Wissenschaften und Künste sehr gewonnen, das gemeinschaftliche Leben aber sehr verloren hat. Im Alterthum waren die Wissenschaften nicht so, wie bey uns, Sache des Berufs, sondern der Neigung und Muße überlassen. Wir haben einen eigenen gelehrten Stand, der im Dienste und Solde des Staates steht. Bey uns hat sich, wenigstens in den meisten Staaten, ein eigenes Kriegshandwerk und ein

Kriegerstand gebildet. Die Staatsgeschäfte sind ebenfalls fast überall zum ausschließlichen Eigenthum eines Beamtenstandes geworden, der sich dazu durch lange Vorbereitungen ausbildet und dafür besoldet wird. Nichts ist, was nicht bey uns bezahlt würde, indem der durchgeführten Theilung der Arbeit ein vollkommenes System des Austausches und der Vergeltung an der Seite steht. So ist unser Leben eine nur durch den Eigennutz zusammengehaltene, einer lebendigen, innern Einheit entbehrende Zusammensetzung von Einzelnheiten, und der Staat wird fast nur als eine Anstalt betrachtet, welche dazu dient, Ordnung zu erhalten und Reibung zu verhüten. Ein Jeder sucht ihn so gut, als es geht, für sich zu benutzen, und die Lasten, welche er auflegt, betrachtet man als ein nothwendiges Uebel. Kein lebendiger Geist verbindet Alle zu einem organischen Ganzen, in welchem jeder Einzelne sein Leben erhöht und erweitert fühlt.

Glücklicher Freystaat, der diese Krankheit nicht kennt, dessen Staatsmänner Bürger sind, die ihre glückliche Muße der öffentlichen Wohlfahrt widmen und dem Vaterlande aus reiner Liebe, aus uneigennützigem Gemeingeist, dienen! Hier scheiden sich nicht Regierende und Regierte schroff von einander, kein Beamtenstand drückt lastend auf das Leben, dem er selbst fremd geworden und das er nur aus abgezogenen Begriffen kennt; hier umschlingt Alle, Kinder derselben Mutter, der alten geliebten Stadt, das Familienband des Gemeingeistes; hier ruht das Ganze auf dem Einzelnen, und das Einzelne findet nur sein Heil im Ganzen. Aber die allgemeine Krankheit der Zeit übt doch vielleicht auch hier ihren Einfluß, wenigstens dadurch, daß sie dem Leben

in der Gemeinschaft das freye Bewußtseyn raubt, oder dem Gemeingeiste zu enge Grenzen steckt. Viele erkennen nicht genug den Zusammenhang des Lebens im Staate mit dem ganzen übrigen sittlichen Leben, und betrachten jenes zu sehr als etwas Aeusserliches und Weltliches. Solchen mag es nützlich seyn, auf die Wichtigkeit der politischen Gemeinschaft für das ganze Leben aufmerksam gemacht zu werden.

Eine Quelle der Vereinzelung unseres Lebens liegt auch im Zustande der Kirche, welche zwar durch die Reformation von der Herrschaft der geistlichen Zwingherrn befreyt, aber dafür einem geistlichen Stande überliefert worden ist, dessen Einflusse das Volk leidend hingegeben ist. Es fehlt uns an einem lebendigen Gemeinwesen in der Kirche, wie es in der ersten Zeit des Christenthums bestand, wo jeder Christ durch Wort und That an dem Gesammtleben Theil nahm. Einen Predigerstand werden wir immer bedürfen, und es kann nie die Rede davon seyn, denselben entbehrlich zu machen; aber die kirchliche Gemeinschaft könnte vielleicht auf andere Weise mehr belebt werden; und immer ist die Klage gerecht, daß sie zu wenig in das Leben des ganzen Volkes eingreift.

In der Familie, der unwandelbaren Grundveste alles sittlichen, bürgerlichen und kirchlichen Lebens, in welcher, wenn alle übrigen Verhältnisse erschüttert und gelockert sind, der heilige Altar der Liebe feststeht, ist in unserer Zeit der Geist der Gemeinschaft am lebendigsten; hier, in der heiligen Mitte der Seinigen, fühlt ein Jeder, daß er nicht allein steht, noch stehen kann, daß er aus den geliebten Herzen die schönste Kraft, den

süßesten Trost empfängt, und daß nur durch gemeinschaftliche Theilnahme und Unterstützung das Werk des Lebens gelingen kann. Je mehr wir uns aber durch diese schönen Verhältnisse gestärkt und erfreut fühlen, desto mehr sollten wir wünschen, die Bande der Gemeinschaft erweitert zu sehen. Treten wir aus dem glücklichen Kreise der Familie, wo der warme Hauch der Liebe weht, heraus in das große Leben des Staates und der Kirche, und finden da die Kälte und Gleichgültigkeit herrschend: ist es uns da nicht, als wenn wir aus der Heimath in die Fremde verschlagen wären, ist es uns nicht zu Muthe, wie dem unerfahrnen Jüngling, der, aus den Armen liebender Eltern gerissen, unter fremden Menschen hülf- und rathlos lebt? Wohl dem, welcher ausser seiner Familie edle, wohldenkende Freunde findet, welche ihn ermuntern, unterstützen und gemeinschaftliche Sache mit ihm machen! Sein Muth, sein Vertrauen, seine Kraft wächst durch die Theilnahme an ihrem Leben, und er wächst nicht allein, indem er empfängt, sondern auch indem er gibt; denn die Wirksamkeit einer Kraft erhöhet sie. O unschätzbares Glück der Freundschaft! Unter ihrem milden Lichte entfaltet sich jede gute Kraft der Seele, und heilt sich jedes Gebrechen derselben. Die Eigensucht, der Eigensinn, die Einseitigkeit verliert sich in der Berührung mit fremden Gesinnungen und Bestrebungen; die Engherzigkeit erweitert sich, wenn Herz an Herz lebendig schlägt; die furchtsame, schwache Kraft erstarkt an der Stütze der fremden. Alle edlen Bestrebungen gelingen nur durch die Freundschaft; das Edle bedarf der Gemeinschaft eben so sehr, als es sie selbst begünstigt;

denn es ist nie Sache des Einzelnen, sondern des Ganzen. Die Wahrheit ist Gemeingut, die Gerechtigkeit, die Schönheit. Die Sonne der geistigen Welt zieht Alle, welche das Licht lieben, in ihre Kreise, in denen sie sich, gleich den Gestirnen, einträchtig, obschon in verschiedenen Bahnen, bewegen. Nur das Schlechte und Unedle sucht die Absonderung, und scheut das helle, freye Licht der Gemeinschaft. Heil dem Jüngling, welchen früh ein günstiges Geschick mit edlen Freunden verband, und der mit ihnen vereint den Weg zum Ziele wandelt! Er wird nicht irre gehen, er wird nicht in die Schlupfwinkel des Lasters gerathen, sich nicht auf die Schleichwege der Selbstsucht verlieren.

Die Freundschaft soll sich, wie ein Strom, der in viele Bäche zertheilt durch fruchtbare Gefilde belebend und erquickend fließt, in mehrfachen Verzweigungen durch das Leben schlingen. Ausser der persönlichen Freundschaft soll uns zunächst die Berufsfreundschaft oder die Gemeinschaft mit den Genossen unseres Berufes, dann der bürgerliche Gemeingeist und endlich das Band des Kirchenlebens mit den Gleichgesinnten verbinden. Je edler der Beruf, desto mehr bedürfen wir zu dessen glücklicher Führung der freundschaftlichen Anregung und Unterstützung. Schon das Verhältniß zu unsern Lehrern ist, wenn es das Rechte ist, nichts anders als Freundschaft, ein Verhältniß des Vertrauens und der Liebe. Sind wir selbstständig geworden, so können wir doch nicht ganz allein stehen. Welch ein schöner Bund ist die Freundschaft wahrheitliebender Gelehrten, welche das Werk, das sie treiben, als ein gemeinschaftliches betrachten, sich über ihre Leistungen und Erfindungen

gegenseitig freuen, sich einander freymüthig zurechtweisen und berathen! Wie segensreich ist die Freundschaft gleichgesinnter, für die Wohlfahrt ihres Vaterlandes gleich begeisterter Staatsmänner! wie viel können sie vereint wirken, wie siegreich ist ihr gemeinsamer Kampf gegen die Ungerechten! Aus dem Kreise des Berufs soll dann die Freundschaft sich in das bürgerliche Leben erheben, und, als Vaterlandsliebe, alle Söhne des Vaterlandes als Brüder verbinden. Wie Kinder von verschiedener Sinnesart und Lebensrichtung sich in der Liebe zu der Mutter verbinden, der sie alle ihr Leben und ihre Erziehung verdanken: so sollen alle Bürger, wenn schon sich selbst persönlich fremd und nicht durch eigentliche Freundschaft verbunden, sich doch in dem gleichen starken, tiefen Gefühle für die gemeinschaftliche Mutter und Pflegerin vereinigen, und das Wohl derselben im Herzen tragen. Gibt es eine öffentliche Angelegenheit, droht dem Vaterlande Gefahr, dann sollen Alle ihre besondern Angelegenheiten vergessen, und ihre Kräfte zu dem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen. Der Feind des Vaterlandes, des öffentlichen Wohles, sey der gemeinschaftliche Feind, gegen welchen Alle auf den Kampfplatz treten: wer hingegen ein gemeinnütziges Werk beginnt, der finde in Allen Mitarbeiter und unterstützende Freunde. Einer für Alle, und Alle für Einen, und Einer und Alle für das Vaterland. Wo diese Gesinnung nicht herrscht, da kann sich kein kräftiges, großartiges Leben gestalten, da ermatten und verkümmern die schönsten Kräfte, da gedeihen höchstens die Tugenden des häuslichen Lebens, und auch diese leiden an weichlicher Schwächlichkeit. Eine Mutter

liebt ihren Sohn vielleicht recht zärtlich, aber wenn sie in ihm nicht den künftigen Bürger des Vaterlandes liebt, so fehlt ihrer Liebe die rechte Weihe. Das ist die rechte Mutter, welche dem wehrhaften Sohne, den das Vaterland in den Kampf ruft, das Schwert umhängt, zwar mit Thränen in dem Auge, aber mit einem von Siegeshoffnungen gehobenen Herzen, das nicht vor dem Gedanken an den Tod des Lieblings zurückschaudert. Das ist die wahrhaft liebende Braut, welche den Jüngling ihres Herzens, der den gleichen Weg geht, nicht durch feige Thränen erweicht, sondern ihn um seines Muthes und seines künftigen Ruhmes willen mit erhöheter, verklärter und zugleich stärkerer Liebe liebt, und das zarte Herz an dem geliebten Heldenherzen stählt. Jede Liebe, jede Tugend und Vollkommenheit, wird durch die höhere Liebe zum Vaterlande, durch die öffentliche Tugend, geadelt und verherrlicht; aus dem öffentlichen Leben, in welches alle Kräfte zusammenströmen, fließt auf jeden Einzelnen eine höhere Kraft zurück, und schwellt sein Herz mit großen Gefühlen, stärkt seinen Willen und gibt seinen Bestrebungen eine höhere Richtung.

Die höchste Weihe aber empfängt der Mensch in dem religiösen Leben. Ohne den Glauben an das Ewige, ohne die himmlische Liebe, ist jede andere Liebe leer und eitel. In der religiösen Gemeinschaft thut sich der Brunnen der himmlischen Nahrung auf; in ihr schließen wir uns an den geistigen Leib Christi, als seine lebendigen Glieder, an. Einzeln würden wir ein Jeder seinen Weg in der Irre gehen, wie Schafe ohne Hirten, und die Erde würde uns an den Banden der

Selbstsucht ganz zu sich herniederziehen; nur indem sich Bruder an Bruder schließt, und wir Alle Christo, dem Hirten und Heiland der Seelen, folgen, finden wir den Weg nach oben; der Stärkere zieht den Schwachen, und Alle sind von Ihm gehoben und getragen. Wie herzerhebend ist der Anblick einer andächtigen Versammlung, welche das gleiche heilige Gefühl, von welchem jede Brust erfüllt ist, in den einstimmigen Chorgesang aushaucht, in welcher jedes Auge und jedes Herz empor zu Gott gerichtet ist! Sie ist das größte, schönste Bild der Gemeinschaft und der lebendigste Thatbeweis derselben. So aber sollten Christen stets mit einander im Geiste verbunden seyn, ein solches Band sollte sie auch im thätigen Leben verbinden.

Kraft der Gemeinschaft ist alles Große und Herrliche geschehen, wovon die Geschichte rühmend Meldung thut. Die Griechen, die Römer haben alles, was sie gethan, aus Gemeingeist und Vaterlandsliebe gethan. In diesem Geiste starben die dreyhundert Spartaner unter Leonidas den Heldentod bey Thermopylä, und siegten die Athenienser bey Salamis. Wie hätte das kleine Rom den Erdkreis überwinden können, wenn es nicht durch Gemeingeist stark, seine Feinde aber durch Uneinigkeit schwach gewesen wären? Ein jeder Römer trug ein römisches Herz, von Liebe des Ruhms und Siegesdurst erfüllt, in seiner Brust; und im ganzen Volke schlug nur Ein Herz. Wenn die Feinde sich erhoben, so ruheten die häuslichen Zwiste, und die widerspenstigen Plebejer ließen sich willig zum Kriegsdienste einschreiben: das Vaterland war Allen gleich theuer. Durch Gemeingeist hielt das Häuflein der ersten Christen zusammen,

und dadurch wuchs es, und erfüllte in wenigen Jahrhunderten die bewohnte Welt. In der Begeisterung und der Standhaftigkeit des Glaubens litten die Märtyrer den Tod für die Wahrheit, und befestigten mit ihrem Blute die junge Kirche. Es stärkte sie die Kraft des in seiner Gemeine lebendig wirkenden Christus und die Liebe zu ihren Glaubensgenossen, deren Heil sie im Kampf und Leiden behaupteten. Durch die gemeinsame Begeisterung gelang den Schweizern der Kampf der Freyheit gegen eine überwiegende Macht, und der Bund der Eidgenossenschaft ruht seit fünfhundert Jahren auf dem festen Grunde der gemeinsamen Treue. Schweizer wissen, was die Gemeinschaft ist: ihr verdanken sie alles, was ihr Glück und ihre Sicherheit macht. Wie sehr auch der Stadt- und Ortsgeist dem Bundesgemeingeist entgegenwirken mag; die gemeinschaftliche Gefahr muß sie immer wieder zusammen rufen. O haltet fest bey einander, Eidgenossen! seyd treu eurem Eide, so wird euch das Glück und die Ruhe treu bleiben! die Tugend wird unter euch wohnen, und euch, wie eine ehrene Mauer, schützen!

Zweyte Lehre. Die Gemeinschaft wird durch die That gestiftet. Nicht durch ohnmächtige Wünsche für das Gute kommen neue heilsame Ordnungen und Stiftungen zu Stande; wie lebhaft das Herz schlagen mag, wenn nicht der Wille schafft, und der Arm kräftig zugreift, so bleibt Alles, wie es ist. Die Helden, die Stifter, welche wir als unsere Wohlthäter verehren, haben gerungen, gelitten, geblutet, und ihr persönliches Wohl und ihr Leben zum Opfer dargebracht; nur dadurch haben sie unser Heil gegründet. Auch nicht die

bloße bessere Erkenntniß hat die Menschen in ihrer Bildung gefördert. Hätte Christus nicht gelebt, wie er lehrte, und nicht den Willen seines himmlischen Vaters durch seinen Opfertod erfüllt, so wäre er nicht unser Erlöser geworden. Seine Kirche hätte sich nicht so siegreich verbreitet, wenn nicht die Lehrer derselben ihren Glauben im Leiden und Sterben bewährt und besiegelt hätten. Luther und Zwingli hätten nicht der Lehre des Evangeliums den Sieg verschafft, wenn sie nicht muthig allen Gefahren getrotzt, und ihr Leben preisgegeben hätten. Es ist nichts Großes und Heilsames im Gesammtleben der Menschen emporgekommen, was nicht Kampf, Arbeit und Opfer gekostet hätte. Die Altäre der ersten christlichen Kirchen wurden auf den Gebeinen der Märtyrer erbaut. So ruht dein Altar, Eidgenossenschaft, auf den Gebeinen der Helden, die für dich in den Tod gegangen sind! O ehret, Enkel, das Andenken der großen Ahnen, seht dankbar hin auf ihren Opfertod! Und könnte der Schweizer je die großen Tage vergessen, an welchen der Todesbund der Eidgenossenschaft mit dem Opferblute großer, liebequellender Herzen neu besiegelt wurde? Den Basler Bürgern steht täglich der Opferheerd von St. Jakob vor Augen: er ist die Grundveste, auf welcher die Freyheit der Vaterstadt ruht. Was wäre aus ihr geworden, wenn jene Heldenschaar nicht dem Heere des Dauphins gewiesen hätte, was schweizerische Tapferkeit vermochte? Ein Denkmal soll das Andenken an die Gefallenen bezeichnen: das ist schön, das ist löblich! Aber im Herzen jedes Vaterlandsfreundes stehe das schönere, lebendige Denkmal, die dankbare Erinnerung und die gleiche Gesinnung,

für das Vaterland, wenn es die Noth fodert, jedes, auch das schwerste Opfer zu bringen. Nur dadurch ehrt man Helden, daß man ihrem Beyspiele folgt; eine müssige Bewunderung verschmähen sie; denn sie starben ja nicht des eitlen Ruhmes wegen, sondern um das zu retten, was ihnen theurer, als das Leben, war. Folgt uns, rufen sie uns zu, behauptet, was wir erwarben! — Es können aber die letzten, schwersten Opfer wohl erspart werden, wenn man nicht versäumt, die leichteren zu bringen, wenn man bey jeder Gelegenheit durch Verleugnung der Selbstsucht, durch muthige, feste Gesinnung, das Band des Gemeingeistes befestigt. Wo der Bund geschlossen ist, da bedarf es nur der Eintracht, um ihn zu erhalten; steht er fest und stark, in drohender Stellung, da, so fliehen die Gefahren vor ihm; denn furchtbar ist eine Gemeinschaft, durch feste, mannhafte Einigkeit zusammenhaltend für das Gute, und vor ihr zittern die Mächte der Hölle.

Im kirchlichen Leben ist der Glaube und die Erkenntniß der Wahrheit allerdings ein wesentliches Stück; aber ohne daß der gute, starke Wille sich damit vereinigt, ist alles nur leerer Schall; eine Rebe, welche keine Frucht bringt, wird abgehauen und ins Feuer geworfen. Unsere Frömmigkeit bestehe nicht in müssigen Gefühlen oder leeren Uebungen, sondern erweise sich in einer thatkräftigen Begeisterung, welche sich schöpferisch in alle Verhältnisse des Lebens ergießt. Das ganze Leben sey ein Tempel Gottes und Christi, in welchem der heilige Geist der Gerechtigkeit wohnt und waltet; all unser Thun sey ein Lobgesang zur Ehre Gottes auf Erden! Man hat es in alter und neuer Zeit nur zu oft

verkannt, daß die Frömmigkeit nicht bloß in Erkenntniß und Gefühl, sondern vorzüglich auch in der That besteht. Die Einen schwelgen in schwärmerischen Gefühlen, die Andern suchen alles Heil in der Ausbildung der Erkenntniß, und die letztere Richtung schien im protestantischen Deutschland vor einiger Zeit in der sogenannten Aufklärungs-Periode das Uebergewicht gewinnen zu wollen. Aber die Kirche wird nur durch dasjenige erhalten, wodurch sie gestiftet worden ist, durch die thätige Begeisterung: sie sey der Mittelpunkt, in welchem sich alle Christen vereinigen; und stehen sie darin fest, so wird die Kirche tief ihre Wurzeln in das Leben schlagen, und überallhin Kraft und Segen verbreiten.

Dritte Lehre. Gemeinschaft wird gestiftet durch Thatkraft, verbunden mit Liebe. Liebe trieb diejenigen, welche sich an die Spitze einer Gemeinschaft stellten, daß sie Alles für das Wohl ihrer Brüder wagten. Liebe trieb die Helden Griechenlands und Roms in die Kämpfe für die Freyheit und den Ruhm ihres Volkes. Liebe beseelte die Eidgenossen, Alles für die Freyheit der Bewohner ihrer heimischen Thäler zu wagen. Liebe lehrte den Arnold von Winkelried, die feindlichen Speere sich in die Brust zu drücken; kühner Liebesmuth trieb die Helden von St. Jakob in das Feuer des feindlichen Geschützes. Liebe, unendliche, heilige Liebe zum Menschengeschlecht ließ Jesum den Tod am Kreuze leiden, und der Liebesquell seines Herzens ergoß sich in seinem Blute als Lebensborn der Menschheit. Liebe flößte den Märtyrern den heiligen Muth ein, mit welchem sie in den qualvollen Tod gingen. Aber was die Liebe gab, empfing auch die Liebe; die da liebten, wurden auch

geliebt. Jede Heldenthat und jeder Heldentod war nur der hervorbrechende Strahl eines lange vom Liebesfeuer erwärmten Herzens; die Söhne des Vaterlandes und der Kirche trugen der liebenden Mutter ihre Liebes-Schuld ab. Nur Christi Liebe war nicht die Frucht menschlicher Liebe, sondern quoll frey aus seinem göttlichen Herzen; wie er liebte, hatte ihn niemand lieben können; und wollte man die menschliche Liebe aller Zeiten in die Wagschale legen, sie stiege hoch empor von dem unendlichen Gewichte seiner Liebe aufgezogen. Die in Heldenthaten und Aufopferungen bewiesene Liebe erweckte nun auch wieder Liebe, anerkennende, dankbare Liebe, und dadurch trugen erst ihre Werke die rechten Früchte. Zündend schlug ihr Strahl in das Leben, und erweckte die Nacheiferung. Liebe schloß den Bund der Eidgenossen, und Liebe fügte ein Thal, eine Stadt nach der andern in die heilige Kette. Wie die Quelle aus dem hohen Gebirg hervor ins Thal rinnt, und in ihrem Lauf aus den Nebenthälern andere Quellen aufnimmt, bis sie zum mächtigen Strom anwächst: so wuchs und breitete sich der Bund der Liebe aus, bis er das ganze glückliche Land der Alpen umfaßte. Aus dem unendlichen Liebesquell des Herzens Christi ergoß sich der Strom der Liebe über die ganze Menschheit, und der Verkannte, Verfolgte, Gekreuzigte ward nun erkannt und mit anbetender Liebe verherrlicht: in der Liebe zu ihm schlossen sich liebend die Seinigen zusammen. Durch die Liebe wuchs und erweiterte sich die Kirche, und durch Liebe besteht sie noch. — Liebe ist die verknüpfende und zusammenhaltende Kraft im ganzen Leben. Liebe knüpft das Band der Ehe, Liebe schließt das Kind an das Herz

der Mutter, Liebe kettet Geschwister, Verwandte, Freunde an einander; Liebe erhält die Völker und Staaten, Liebe läßt jedes gemeinschaftliche Werk unternehmen, sie ist die Seele jeder geselligen Vereinigung. Sie schafft das Bedürfniß der Gemeinschaft, und knüpft dadurch das Band derselben; sie ist das Gefühl, welches das Gleiche und Gemeinsame in Allen sucht, durch welches wir uns selbst in Andern und Andere in uns selbst suchen. Es gibt nur Eine wahre Liebe, das ist die Liebe der Menschheit. Die Menschheit aber ist nicht bloß in uns selbst, und Keiner stellt allein die Menschheit dar, sondern sie erscheint nur in der Verbindung unsers Lebens mit dem fremden und in der Gesammtheit des Lebens. Die Mutter liebt das Kind, weil sie in ihm den schönen Theil ihres Lebens findet; das Kind liebt die Mutter, weil es nur an ihrer Brust zum Leben erwachsen kann. Wir lieben denjenigen am meisten, in welchem uns das reinste, volleste Bild des Lebens aufgeht, in dessen Bewußtseyn sich das unsrige am meisten erweitert. Die Liebe erstickt die Selbstsucht, und zieht den Menschen aus den engen Schranken seines Seyns empor in das freye Gebiet des rein menschlichen Strebens und Wirkens.

Lasset uns daher in der Liebe immer mehr wachsen und zunehmen! Lasset uns dankbar seyn gegen die, so uns geliebt und uns wohlgethan haben, und ihnen in der Liebe nachahmen, um auch die Liebe Anderer zu verdienen! Lasset uns die Liebe, die uns Vater und Mutter eingeflößt, die wir mit unsern Geschwistern theilen, ausdehnen auf alle menschlichen Verhältnisse, besonders aber auf das Vaterland! Lasset uns die Liebe,

mit der uns die Stifter desselben, noch ehe wir waren, wohlgethan und uns das unschätzbare Gut der Freyheit erworben, dankbar erwiedern, und da sie unsern Dank nicht mehr selbst empfangen können, unsere Liebe den Söhnen des Vaterlandes, unsern Brüdern, zuwenden, und für sie wirken, kämpfen und bluten! Dem aber, der uns bis in den Tod geliebt, von dessen Liebe wir Gnade um Gnade empfangen haben, gehöre die ganze Fülle unserer Liebe, ihre reinste, heiligste Kraft; und diese sollen wir dadurch erweisen, daß wir unsere Brüder lieben, wie er uns und das ganze Menschengeschlecht geliebt hat, daß wir mit aller Inbrunst unserer Seele, mit allem Eifer und aller Begeisterung, mit aller Hingebung, mit Aufopferung aller zeitlichen Güter, für die Wahrheit und Gerechtigkeit leben. Das ist mein Gebot, daß ihr euch einander liebt, so wie ich euch geliebt habe: das waren die Worte des scheidenden Erlösers, deren sanfter Wiederhall in jedem christlichen Gemüth ertönen soll, das ist sein Vermächtniß, das wir heilig halten sollen. — Man erzählt, daß der Apostel Johannes, dem wir auch die Ueberlieferung jener unschätzbaren Worte verdanken, zu Ephesus, wo er seine letzten Lebenstage zubrachte, als er nur noch in die Versammlungen der Christen getragen werden konnte, und nicht mehr vermögend war, zusammenhangend zu reden, jedes Mal in der Versammlung noch diese Worte ausgesprochen habe: Kinder, liebt euch unter einander! Am Ende sey man der beständigen Wiederholung überdrüßig geworden, und habe ihn gefragt: warum er nur immer dieses sage? Da habe er geantwortet: Es ist des Herrn Gebot, und es ist genug,

wenn nur dieses erfüllt wird. — Ja wohl ist es genug, wenn nur dieses erfüllt wird, und man sollte nicht müde werden, es zu wiederholen. Kinder, liebt euch! Liebe lehrt uns die Natur, Liebe lehrt uns das Vaterland, Liebe lehrt uns die Kirche Christi; Liebe begegnet uns auf allen Wegen, und mahnt uns zur Gegenliebe.

Vierte Lehre. Unser Unvermögen, allein zu stehen, die Schwachheit unserer Kräfte, unsere Hinneigung zum Irrthum und zur Sünde soll in Demuth von uns anerkannt werden; die Demuth aber macht uns das Bedürfniß der Hülfe unserer Nebenmenschen und der göttlichen Leitung in der Gemeinschaft fühlbar, und führt uns in dieselbe ein. Demuth ist die Bedingung der Gemeinschaft. Wenn Gott einen Einzelnen mit besondern Kräften ausgerüstet hat, daß er als Führer und Haupt an die Spitze treten kann, oder daß er Stifter einer neuen Lebensordnung wird: so sollen die Andern demüthig ihm folgen und gehorchen. Wer Alles nur in sich selbst findet, nur sich und seiner Einsicht und Kraft vertraut, und hochmüthig seinen eigenen Weg geht, wird sich nicht an Andere anschließen, und die Gemeinschaft nicht nur von sich selbst abweisen, sondern auch die Feststellung und Verbreitung derselben stören. Hat man das Selbstvertrauen, es besser zu machen, als Andere, und es bieten sich Mittel und Gelegenheit dar, selbst an die Spitze zu treten: so ist es nicht zu tadeln, sondern vielmehr zu loben, wenn man es thut. Aber wenn man nur eigensinnig und rechthaberisch mißbilligt, was Andere thun, und ihnen das Zutrauen raubt, ohne daß man selber etwas Besseres an die Stelle setzt: so ist es nichts als liebloſe, hoffär-

tige Eigensucht. Ein selbstdenkender Mensch wird kein menschliches Werk vollkommen finden, und immer hie und da Fehler entdecken; aber wenn das Ganze gut und heilsam ist, so soll er wegen einzelner Gebrechen demselben nicht seinen Beytritt versagen. An dieser hoffärtigen Rechthaberey leidet vorzüglich unsere Zeit. Der bessere Theil der Völker stimmt in der Hauptsache in dem Verlangen nach gewissen Verbesserungen des öffentlichen Lebens überein, aber in Nebenpunkten herrscht die größte Verschiedenheit der Meinung, und Wenige können ihren Eigensinn so weit bezwingen, daß sie dem Ganzen zu Liebe ihre Meinungen einander zum Opfer brächten, und sich mit der Hauptsache begnügten. Gerade so durch eigensinniges Festhalten an besondern Meinungen über Nebensachen wurde das Werk der Kirchenreformation gestört. Deutsche und Schweizer stimmten in der Hauptsache des evangelischen Glaubens überein, und hätten sich daher nicht über Nebensachen streiten sollen. Aus Mangel an Demuth fließt auch die stolze Gleichgültigkeit derer, welche sich über die Partheyen erhaben behaupten, und sich zu keiner halten wollen. Partheygeist ist ein krankhafter Gemeingeist, aber doch ein Gemeingeist, und man kann sich ja zu einer Parthey halten, ohne gerade ihre Fehler und Einseitigkeiten zu theilen. Nicht-Theilnahme hingegen und müßiges Zuschauen fördert weder das eine noch das andere, und entzieht den öffentlichen Angelegenheiten Kräfte, deren sie bedürfen. Das war das tadelnswerthe Betragen des Erasmus, welcher sich von der Partheysache Luthers frey hielt, und dadurch zum Verräther an der Wahrheit wurde. — Demuth ist die Quelle jedes Wachsthums, jeder Aufhülfe, jeder Besserung und Vervollkommnung.

Demuth, Gefühl des Bedürfnisses und des Beystandes, kettet das Kind an die Eltern, den Schüler an den Lehrer, den Bürger an den Staat, den Gläubigen an die Kirche. An die Demüthigen von Herzen richtete Christus sein Wort des Heils; sie nahmen es auf mit empfänglichem Herzen, und thaten Buße und glaubten. Die Weisen dieser Welt hingegen, die sich in ihrem stolzen Wahne für unverbesserlich hielten, verwarfen das Heil, und blieben in ihren Sünden. Der größte Theil der Juden, stolz auf ihre Abkunft von Abraham und auf die Gerechtigkeit aus Gesetzes-Werken, blieb in demselben Unglauben, und diesen Dünkel behaupten die Ueberreste der unglücklichen Nation noch heute mitten in ihrem Elend. Die Hoffarth verschließt ihnen die Augen für das Licht, in dessen Mitte sie wandeln, und wehrt den Einfluß des christlichen Geistes ab, der von allen Seiten auf sie einwirkt.

Demüthig sollen wir seyn, so daß wir uns nicht für unverbesserlich oder zu gut halten, um von Andern zu lernen, demüthig sollen wir aber vorzüglich gegen Gott seyn, so daß wir uns seinen Schickungen und Leitungen in der Geschichte der Menschen unterwerfen, und alles, was er uns sendet, mit Ergebung annehmen, und so viel als möglich zu unserm Besten benutzen. Die Umwandlungen in der politischen Welt seit dreißig Jahren haben Manches zerstört, was dem Einen und dem Andern, ja, was uns Allen lieb seyn konnte. Darüber murren Viele, und setzen sich eigensinnig gegen die neue Ordnung der Dinge. Aber ihre Unzufriedenheit klagt Gott an, der diese Veränderungen hat eintreten lassen, welche nunmehr mit aller menschlichen Macht und Klug-

heit nicht mehr rückgängig gemacht werden können, so daß es Vermessenheit wäre, daran rütteln zu wollen. Aber wenn viel Gutes zerstört ist, so ist auch dafür viel Gutes neu entstanden und dieses sollen wir eben vermöge der Demuth gegen die Vorsehung erkennen und benutzen. Wenn wir nur nicht unsere sehnsüchtigen Blicke nach dem Alten, welches unwiederbringlich verloren ist, richten, sondern das Neue unbefangen betrachten: so werden wir das Gute darin nicht verkennen und dankbar benutzen. Selbst die Kirchen-Reformation hat Manches zerstört, was zum Vortheil der öffentlichen und häuslichen Andacht hätte beybehalten werden können; aber der Drang der Umstände, die Leidenschaft der Menschen hat es damals, wie immer mit sich gebracht, daß Gutes mit Schlechtem zerstört, und der Waizen mit dem Unkraut ausgerissen wurde. Die Wiederherstellung des Zerstörten ist nicht möglich, und so sollen wir uns in den ohnehin erträglichen Verlust fügen, und nicht wegen gewisser Mängel das im Ganzen heilsame Werk der göttlichen Vorsehung tadeln und verwerfen. Was sind wir, daß wir den Gang, den das Menschengeschlecht in seiner Bildung geführt wird, lenken, daß wir Gottes Fügungen meistern wollen?

Vorzüglich aber sollen wir diese Ergebung üben, wenn uns das Schicksal Opfer auflegt zum Besten der menschlichen Fortbildung. Opfer werden immer verlangt; im Zusammenstoß der streitenden Kräfte wird immer das Glück von Einigen zerstört, welche zum Heil der Uebrigen leiden müssen. So wie wir aber vermöge der Liebe gern freywillige Opfer bringen, so sollen wir mit Ergebung auch die unfreywilligen gern tragen, und uns

geduldig in das Unvermeidliche fügen. Schon unsere Ohnmacht muß uns diese Ergebung lehren. Was hilft es dem Gefangenen, wenn er trotzig in die Kette beißt? er kann sie darum doch nicht brechen. Leichter trägt er sein Schicksal, wenn er sich demselben unterwirft und seinen Willen mit dem Willen Gottes in Einklang bringt. Durch Unzufriedenheit reibt sich der Mensch selbst auf, und wendet die Kraft, die er nach aussen kehren sollte, zerstörend in sein Inneres. Zufriedenheit hingegen macht jede noch so schwere Last leicht, und versüßt das herbeste Leiden. Zur Ergebung aber soll sich die Liebe gesellen, um sie zu vollenden. Welches auch der Gang seyn mag, den das Menschengeschlecht geführt wird; es ist der Gang seiner Bildung, und leiden wir dadurch, so leiden wir immer für das Wohl unserer Brüder, welche wir lieben sollen. Und die Liebe zur Menschheit verbindet sich mit der Liebe und dem Vertrauen zu Gott. Was Gott thut, das ist wohlgethan; seine Werke sind weise und gerecht. Indem er uns Leiden auflegt, braucht er uns zu Werkzeugen seiner wohlthätigen Absichten, die wir liebend anerkennen sollen, selbst ohne sie noch zu kennen.

Die Demuth und Ergebung soll nicht das Selbstvertrauen und die Selbstthätigkeit unterdrücken. Anschließen sollen wir uns an das gemeinschaftliche Werk, folgen sollen wir den Führern, welche ihre überlegene Kraft oder die Gewalt der Umstände an die Spitze stellt; aber im Einklang mit ihnen können wir in dem uns angewiesenen Kreise mit aller Eigenthümlichkeit unsers Geistes wirken. Ja, es ist die schönere Erscheinung, wenn in der Einheit die Mannichfaltigkeit

hervortritt. Wie eigenthümlich sind die Sitten und Verfassungen der schweizerischen Orte! Jedes Thal, jede Stadt, auch in der deutschen Schweiz, hat beynahe seine eigene Mundart, überall begegnet man einer andern Kleidertracht, und diese Verschiedenheit geht fast durch alle Verhältnisse. Dabey kann aber die Bundeseintracht wohl bestehen, wenn nur die Liebe und der Gemeingeist die Absonderung in dem, was zum gemeinsamen Wohl dient, verhütet. Immerhin mögen die einzelnen evangelischen Kirchen sich in Lehre und Gebräuchen durch manche Eigenthümlichkeit auszeichnen, wenn sie sich nur als Eine Kirche in dem, was das Wesen des Glaubens angeht, betrachten. Gemeinschaft besteht nicht in Gleich- und Einförmigkeit: denn sie soll lebendig seyn; die Einförmigkeit aber unterdrückt die Regsamkeit des Lebens. Wahre Freundschaft verträgt sich nicht mit der Herrschsucht, dem Freunde die Form des eigenen Lebens aufdrücken zu wollen; je reiner die Liebe, desto leichter erträgt sie fremde Eigenthümlichkeit, und sollte sie auch in einer Schwachheit ihren Grund haben.

Und so soll auch die Ergebung in das Schicksal keine träge Thatlosigkeit seyn, so daß wir geduldig erwarten, was über uns hereinbrechen wird. Schicksal ist erst das Unvermeidliche und Unabwendbare; so lange noch Kampf und Gegenwirkung möglich ist, sollen wir ganz nach unserer Ueberzeugung handeln, und dasjenige herbeyzuführen suchen, was uns das Beste scheint. Der Bürger kämpfe für die Erhaltung seiner alten Gesetze und Verfassungen, wenn er sie nicht mit träger Selbstsucht, sondern aus Liebe zur Gerechtigkeit liebt. Aber hat eine übermächtige Gewalt sie zerstört, und hindert, sie wieder aufzu-

bauen, so füge er sich in das Unvermeidliche, und versöhne sich mit dem Neuen, was die Zeit gebracht hat. Muthiges Streben und demüthige Ergebung sollen mit einander verbunden seyn, wie Thätigkeit und Ruhe, Wechsel und Einklang, Kampf und Friede.

Fünfte Lehre. Die Bedingung, unter welcher wir uns die Wohlthaten der Gemeinschaft und der Führungen des Schicksals zu eigen machen können, ist Glaube und Hoffnung: Glaube an das Gute und dessen siegendes Uebergewicht im Menschenleben, vermöge dessen wir es überall erwarten, und die Hoffnung, daß sich Alles, auch selbst das Böse und Verderbliche, zum Besten lenken wird. Der Glaube ist mit der Liebe, welcher er entspricht und entgegenkommt, die erhaltende Kraft in der ganzen Natur und im ganzen Menschenleben. Die Liebe bietet das Gute, der Glaube empfängt es mit vertrauensvoller Hingebung. Liebend reicht die Mutter dem Kinde die Brust, vertrauend schmiegt sich dieses an sie an als an die Quelle des Lebens. Der Vater gibt dem Sohne liebevollen Rath, gläubig empfängt ihn der Sohn. Vertrauensvoll horcht der Schüler auf den Lehrer, und glaubt seinem Munde als der Quelle der Wahrheit. Liebend neigt der Jüngling sein Herz zur Jungfrau, und bietet ihr die Hand, um sie durch das Leben zu führen; und sie vertraut ihm ihr ganzes Schicksal an, auf seine starken Schultern legt sie die Sorge für ihr Glück. Liebe und Vertrauen knüpft das Band der Freundschaft. Vertrauen vereinigt die Menschen zur bürgerlichen Gesellschaft, indem ein jeder im Verein Ruhe und Sicherheit zu finden hofft. In all diesen Verhältnissen lehrt uns der Glaube das Beste von unsern

Nebenmenschen erwarten, wir hoffen in ihnen Freunde, Theilnehmer, Beförderer zu finden. Das Mißtrauen ist erst eine Frucht der Untreue, durch welche das Vertrauen getäuscht worden, und ist den Menschen nicht natürlich; das Vertrauen ist angeboren, das Mißtrauen erlernt. Aber so wie dieses das Erzeugniß der Sünde ist, so ist es auch hinwiederum der Same vieler Sünden. Es ist vor allen Dingen das Hinderniß der Gemeinschaft, indem es den Menschen in seinen Brüdern Feinde finden, und sich vor ihnen durch lieblose Vorsicht sichern lehrt. Wo aber Jeder in dem Andern böse, eigennützige Absichten vermuthet, da kann keine herzliche Freundschaft bestehen; nur wenn sich das Herz dem Herzen hingibt, da wachsen sie in Liebe zusammen. Vertrauen hat alle Gemeinschaft gestiftet. Vertrauend schlossen sich an die Weisesten und Tapfersten die rohen Völker der Vorzeit, und folgten ihnen in den Kampf; Vertrauen hob die Herzoge der alten Deutschen auf dem Schild empor. Glaube, Vertrauen ließ die Israeliten in Aegypten Mose als ihrem Heerführer folgen, und das Mißtrauen, das sie ihm bisweilen bewiesen, mußten sie immer hart büßen. Glaube, Vertrauen versammelte die Jünger um unsern Herrn, und bildete in ihnen die erste Grundlage der Kirche, welche dann wuchs und sich verbreitete, indem die Völker ihrer Predigt ein gläubiges Herz entgegen brachten. Mißtrauen dagegen entfernte den größten Theil der Juden von ihrem Heiland, und machte, daß sie in Verstockung verharrten. Glaube, Vertrauen gründete die protestantische Kirche; die redlichen, offenen Herzen, die aufrichtigen Freunde der Wahrheit, empfingen Luther und Zwingli als die treuen Boten des

Evangeliums, während die Uebrigen durch Mißtrauen, Eigendünkel und Selbstsucht an den alten Irrthümern hangen blieben. Das Vertrauen macht für alle wohlthätigen, heilsamen Neuerungen und neuen Erscheinungen im menschlichen Leben empfänglich. Der Gläubige und Vertrauende sieht darin unbefangen das Gute, und erwartet davon Gutes, während der Mißtrauische die fehlerhaften Seiten scharfsichtig entdeckt, und nichts, als böse Folgen, erwartet.

Das Vertrauen und der Glaube bestehen in der Ueberzeugung von der überwiegenden Herrschaft des Guten im Menschengeschlecht, und diese Ueberzeugung ruht zuletzt auf dem Vertrauen zu Gottes allmächtiger Leitung und Mitwirkung. Die menschliche Natur ist schwach und sündhaft, aber Gott läßt das Gute in ihr zuletzt immer die Oberhand gewinnen, und bringt selbst aus dem Bösen Gutes hervor. Es gibt Menschen, welche das was seit dreißig Jahren in Staat und Kirche vorgegangen ist, für nichts, als eine Ausgeburt des Bösen, ansehen, und darin nichts, als Verirrung und Verderbniß, erblicken wollen. Glaubt ihr denn, ihr Ungläubigen und Mißtrauischen, daß Gott ein ganzes Geschlecht der Herrschaft des Bösen Preis geben, und daß ganze Völker während eines Menschenalters nichts als Böses hervorbringen können? Das Gute ist in dem, was ihr so verkennt, unstreitig mit dem Bösen gemischt, aber das Gute ist unbezweifelt darin, oder Gott müßte die Zügel der Weltherrschaft aus seiner allmächtigen Hand haben fallen lassen. Nein! nichts soll uns den Glauben nehmen, daß die Menschheit unter Gottes Leitung und Mitwirkung stets vor-

wärts zum Bessern schreitet! Und dem Glauben stehe die Hoffnung mit ihrem heitern, in die Zukunft gerichteten Auge zur Seite! Wie schwarz umwölkt der Gesichtskreis sey, wie unlösbar die Verwirrung erscheine, in welcher die menschlichen Verhältnisse liegen: mit Gottes Hülfe wird die Sonne durchbrechen, und Ordnung und Einklang in das Verworrene kommen.

Endlich ist die Bedingung der Erhaltung aller Gemeinschaft die Treue, welche das entgegengebrachte Vertrauen nicht täuscht, der bewiesenen Liebe die gleiche Liebe erwiedert, und an dem geschlossenen Bunde festhält. Treue, unwandelbare Treue, Treue bis in den Tod, ist das heilige Siegel, welches auf die Gemeinschaft gedrückt werden muß, damit sie Festigkeit und Bestand erhalte. Treue ist die Pflicht, welche von uns von allen Seiten gefordert wird: Treue gegen Eltern, Geschwister, Gatten, Kinder; Treue gegen Freunde, Treue gegen den Staat, gegen Mitbürger und Eidgenossen; Treue gegen die Glaubensgenossen, und Treue gegen Christum und Gott. Wie in einem Gebäude Stein an Stein, Balken an Balken, Säule an Gesims fest und unwandelbar hält, so daß eines auf dem andern ruht: so trägt und hält die Treue das ganze menschliche Leben, und ein Verhältniß stützt sich auf das andere; wer in dem einen treu ist, der ist es auch in dem andern. Nehmt nur einen Balken, eine Säule hinweg, so stürzt das ganze Gebäude nach und nach zusammen. So lockert und zerreißt der Untreue das ganze Leben, wenn er ein Verhältniß zerstört, und darin das Vertrauen verletzt. Treue, unwandelbare Treue, Treue bis in den Tod, sey unser Wahlspruch! Vor allen Dingen aber laßt uns dem Vater-

lande und der Kirche Treue beweisen; denn das sind die stärksten Grundvesten des Lebens. Treue Dienste dem Vaterlande, unverbrüchliche Bundestreue den Eidgenossen! Es wanke die Welt und drohe den Einsturz, aber unsere Treue soll unerschütterlich fest stehen. Es brause der Sturm der Gefahren heran, der Treue erwartet ihn festen Fußes. Es tobe der Vulkan, und drohe uns mit seinem Feuermeere zu begraben; begraben kann er uns, aber nicht treulos machen. An Ihm aber, unserm Haupte, wollen wir als seine engverbundenen, treuen Glieder am innigsten festhalten; nichts soll uns scheiden von der Liebe Christi, weder Tod, noch Leben, weder Gegenwärtiges, noch Zukünftiges; und wenn der Athem des Lebens uns treulos wird, und die sterblichen Glieder auseinander fallen: so schlingen wir uns nur inniger an ihn, die Scheidewand fällt, der unsterbliche Geist vermählt sich mit seinem Geiste, und die Treue empfängt ihren ewigen Lohn.

Zweyundzwanzigste Vorlesung.

Von der Zurechnung und Zufriedenheit: Zufriedenheit mit dem Schicksal, oder Glückseligkeit.

Nunmehr stehen wir am Ziele; ich meine nicht sowohl das Ziel unserer Betrachtungen, als das Ziel des menschlichen Handelns, das wir bisher nach allen seinen Bedingungen und Gesetzen kennen gelernt haben, und dessen Ergebniß nun zu betrachten ist. Wir haben den Menschen gleichsam wie einen Wettläufer von seinem Auslauf an auf seiner Bahn begleitet, haben ihn alle Hindernisse und Schwierigkeiten überwinden, Berge ersteigen, Schluchten überspringen, Flüsse und Seen durchschwimmen sehen; jetzt langt er am Ziele seines Strebens an: was ist nun sein Lohn?

Die Tugend ist keine Taglöhnerarbeit, und der Ausdruck Lohn ist nur bildlich zu verstehen. Aber etwas dem Lohne des Arbeiters ähnliches verlangt der Mensch für jede seiner Bestrebungen. Wenn der Lohnarbeiter des Tages Last und Hitze getragen hat, und nun mit dem erhaltenen Lohne zu Hause geht; so hat er das erreicht, was er wollte, er hat wenigstens für diesen Tag vollendet, und ist zufrieden. Es ist im menschlichen Leben ein Wechsel von Arbeit und Ruhe, Streben

und Vollendung, Kampf und Friede, Thätigkeit und Genuß und Betrachtung. Der Mensch hält gleichsam von Zeit zu Zeit inne in seinem Streben, und fragt sich: bin ich auch auf dem rechten Wege? Er blickt zurück auf die durchlaufene Bahn, und fragt: was habe ich nun bis jetzt vollbracht? Er beurtheilt sich selbst in seinem Thun und Streben; er handelt nicht bloß, sondern betrachtet auch sein Handeln.

Von dieser Selbstbeurtheilung und Betrachtung hängt die Zufriedenheit des Menschen ab, und nur davon, nicht von äussern Verhältnissen. Verschiedene sind bey ganz verschiedenem Ergebniß ihrer Arbeit zufrieden. Der Eine hat den Tag über nur so viel verdient, als er für die Stillung seines und des Hungers seiner Kinder bedarf, und ist eben so zufrieden, als ein Anderer, der mit seinem Tagwerke so viel erworben hat, daß er damit sechs Familien, wie jene, an einem Tage sättigen könnte. Dagegen sind auch solche, welche den gleichen Lohn empfangen, nicht gleich zufrieden damit. Jene Arbeiter, welche der Herr des Weinbergs zu verschiedenen Stunden des Tags gedungen hatte, und welche alle einen Denar erhielten, waren nicht alle zufrieden: diejenigen, welche den ganzen Tag gearbeitet, wollten mehr haben, als diejenigen, welche nur wenige Stunden gearbeitet hatten. Die Quelle dieser verschiedenen Zufriedenheit liegt in den verschiedenen Ansprüchen und Anfoderungen, welche die Menschen an sich und das Leben machen. Der arme Taglöhner, der nichts gelernt hat, als gemeine Handarbeit, ist zufrieden, wenn er durch seine Arbeit nur seinem dringenden Mangel abhelfen kann; er fühlt, daß er keine großen

Ansprüche an das Leben machen kann, und macht sie daher auch nicht. Der Geschicktere hingegen kann und darf mehr verlangen, und würde nicht mit dem dürftigen Lohne des Handarbeiters zufrieden seyn. Jene Arbeiter im Weinberge, welche den ganzen Tag über gearbeitet hatten, waren darum unzufrieden, weil sie am unrechten Orte den Maßstab gerechter, gleicher Vergeltung anwendeten, und den Herrn tadelten, daß er gegen die Andern zu freygebig gewesen war: ihre Unzufriedenheit entsprang also aus falschen Ansprüchen. Wären die andern, später gedungenen nicht hinzugekommen, so wären sie mit ihrem Denar zufrieden nach Hause gegangen, weil sie dann diese Ansprüche nicht gemacht, und nicht dadurch ihre Zufriedenheit gestört hätten.

Die Zufriedenheit also und die Unzufriedenheit ist das Ergebniß eines Urtheils, welches der Mensch über sich und sein Leben fället. Welche Bewandtniß es mit diesem Urtheil habe, ist nunmehr der Gegenstand unserer Betrachtung, welchem wir einige Stunden widmen wollen. Es ist ein hochwichtiger Gegenstand, und er verdient es, daß wir dabey verweilen. Zufriedenheit! o höchstes und einziges Glück des Menschen! o Quelle des Heils und der Seligkeit! o Himmel auf Erden! Wer zufrieden ist, der hat Alles, der ist reich, der ist glücklich, der ist König. Der Gefangene im finstern Kerker, der zufrieden ist und ein gutes Gewissen hat, vertauscht sein Loos nicht mit dem Reichen und Mächtigen, der in Genüssen schwelgt, dem aber Gewissensbisse die innere Ruhe stören. Dem Zufriedenen lächelt die Welt im heitern Sonnenlichte, auch wenn sich die Sonne

hinter schwarzen Wolken verbirgt: er trägt die Quelle des Lichtes in sich selbst. Wie auf gewissen Gemählden, welche die heilige Familie darstellen, alles Licht von dem Christkinde ausgeht, und die übrigen Figuren im Abglanze dieses Lichtes dasteben: so trägt auch jeder Mensch den Quell der Seligkeit in sich selbst, und die Welt um ihn her färbt sich mit den Farben seines Geistes. Jene Mahler wollten Christum durch diese schöne sinnbildliche Darstellung als den selbstständigen, sich selbst und Andern genügenden Quell des geistigen Heils bezeichnen; aber selbstständig ist jeder Mensch, oder soll es seyn, in sofern er ein geistiges Wesen ist, und so wie alle seine Handlungen aus innerer Quelle entspringen sollen, so kann auch seine Zufriedenheit nur in ihm selber liegen. Darum erschien eben Christus, der Lichtquell, auf Erden, um uns die Freyheit zu geben, und den Strahl der von der Aussenwelt unabhängigen Seligkeit uns in die Brust zu senken.

Zufriedenheit hat ihren Namen vom Frieden; man ist zufrieden, wenn man im Frieden, über Kampf und Streit hinweg ist. Friede — o bey diesem Worte regen sich die schönsten Gefühle des Herzens! Glückliches Vaterland, über welches der Friede sein goldenes Gefieder breitet, und sein Füllhorn des Segens ausschüttet! Es blühen die Fluren, nur von den Hufen der fleißigen Zugthiere, nicht der kriegerischen Rosse, getreten; ruhig stehen die Hütten des Landmanns und voll seine Speicher; in den Städten regt sich lebendig das Gewerbe, die Künste blühen, und jede wohlthätige, heilsame Thätigkeit gedeihet. Glückliches Vaterland, in welchem bey dem äussern Frieden auch der innere herrscht, das nicht von

Zwietracht und Partheyenwuth zerfleischt ist, in welchem kein Streit ist, als der edle Wettstreit der Guten, es einander zuvorzuthun in gemeinnützigen Werken, in Beförderung des gemeinen Wohls, in Aufopferung für das Glück des Vaterlandes! Glückliches Haus, in welchem der Friede und die Eintracht herrschet, wo die gleichgesinnten Herzen sich im Werke der Liebe und Tugend vereinigen, und nur der Wettstreit besteht, wer den Andern in Liebe übertreffen könne! Aber aller Friede liegt nur in des Menschen Brust, in seiner Genügsamkeit, in seinem auf keine falschen Güter gerichteten, und darum in sich selbst ruhigen Herzen. Was stört den Frieden der Völker? die Leidenschaft der Herrsch- und Eroberungssucht, die selbstsüchtige Anmaßung der Machthaber oder der Partheyen, die Ungerechtigkeit und der Uebermuth, die sich unterdrückend und zerstörend gegen das eigene Volk oder nach aussen wenden. Das Glück der Familien wird ebenfalls nur durch die Unzufriedenheit ihrer Glieder gestört. Der Gatte, der in seinem Geschäfte durch Unfleiß oder durch Unredlichkeit zurückgekommen, und das Vertrauen seiner Handelsfreunde oder Vorgesetzten verloren hat, trägt die Vorwürfe seines Gewissens in den friedlichen Schooß seiner Familie, und läßt, was er verschuldet, seiner Gattin und seinen Kindern entgelten. Die Gattin, unzufrieden mit den beschränkten Glücksgütern ihres Mannes, und ihren Aufwand nach dem, welchen Andere machen, messend, stört durch Ungenügsamkeit und Verschwendungssucht die Ruhe des Mannes, der ihr mehr zugesteht, als er sollte, und sich dadurch in Nahrungssorgen stürzt. Leidenschaften von mancherley Art, welche das

unruhige Gemüth beherrschen und treiben, Mangel an Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, stören zunächst den eigenen Frieden, und dann auch den Frieden der Lebensgenossen. Nur die Unzufriedenen stören den Frieden der Andern, der Zufriedene verbreitet Frieden um sich her: wie ihm die Welt im Sonnenglanze strahlt, so verbreitet er um sich her Licht und Wärme, jeder fühlt sich an seiner Seite wohl, und möchte mit ihm das Leben durchwandeln.

O laßt uns nach Zufriedenheit streben, damit wir den Frieden der Welt begründen helfen! Nach Zufriedenheit sehnt sich eines Jeden Herz; sie ist das gemeinschaftliche Ziel, nach welchem Alle ringen. Und doch sind so Wenige zufrieden, und Unzufriedenheit ist das fast allgemeine Loos der Sterblichen. Ist denn die Kunst, Zufriedenheit zu finden, so schwer? Ist es ein Geheimniß, das dem Sterblichen nicht zu enthüllen vergönnt ist? Ach! es ist eine ganz leichte, einfache Kunst, die sich der Mensch nur durch sein eigenes, unvernünftiges Beginnen erschwert; das Geheimniß liegt offen vor Aller Augen, aber der trübe Blick des unruhigen Geistes kann es nicht erkennen.

Die Zufriedenheit hängt von dem Urtheile des Menschen über sich selbst und die Welt ab. Laßt uns nun sehen, worauf es bey diesem Urtheil ankommt. Sind wir darüber im Klaren, so haben wir einen großen Schritt zur Sicherung unserer Zufriedenheit gethan; denn die Quelle der Unzufriedenheit ist die falsche Selbstbeurtheilung und der falsche Anspruch, den man an das Leben macht.

Ein Urtheil verlangt eine Regel, nach welcher es geschehe, einen Maßstab, den man an das zu Beurtheilende anlege. Ist diese Regel, dieser Maßstab falsch, so muß auch das Urtheil falsch ausfallen. Welches ist nun die Regel, welche wir bey unserer Selbstbeurtheilung und bey der Beurtheilung der Welt anwenden sollen? Es ist dieselbe Regel, nach welcher wir unsere Handlungen einzurichten, und uns selbst und unser Leben zu beurtheilen haben. Es sind drey Hauptstücke des Lebens: die Erkenntniß der Regeln und Gebote, das Handeln nach denselben und die Beurtheilung der letztern nach den erstern. Der Mensch soll und will, dann handelt er, und dann ist die Frage, ob er gethan, was er wollte und sollte, und ob er mit sich selbst zufrieden seyn kann. So schließen sich überall im Leben diese drey Stücke aneinander: Wunsch und Verlangen, Streben und Ringen, und dann Zufriedenheit oder Unzufriedenheit. Die Regeln aber, nach denen wir handeln und unsere Zufriedenheit messen, und welche in ihrer vollkommenen Richtigkeit nur die Weisheit aufstellt, gründen sich, wie wir wissen, auf die Triebe des Menschen; der Mensch ist zufrieden, wenn er seine Triebe befriedigt findet, in dem Maße, als es die Natur fodert, und die wahre Lebensweisheit billigt. Es wird daher das angemessenste Verfahren seyn, wenn wir die Zufriedenheit des Menschen in Beziehung auf jeden dieser Triebe ins Auge fassen, und für unsere Betrachtung in Gemäßheit dieser Triebe verschiedene Standpunkte nehmen. Heute wollen wir uns mit der Zufriedenheit des Menschen in Ansehung des sinnlichen Triebes beschäftigen.

Die Befriedigung des sinnlichen Triebes ist zum Theil des Menschen selbstthätiges Werk. Wie ihm die Natur die Bedürfnisse und die Begierden eingepflanzt, so hat sie ihm auch die Kräfte verliehen, dieselben zu befriedigen durch Arbeit und vorsorgende Klugheit. Und was die sinnliche Natur fodert, das fodert auch in gewisser Hinsicht der Trieb zur Vollkommenheit, das gebietet die Weisheit, ja, selbst der sittliche Trieb; denn die Achtung für die sittliche Würde des Menschen wird dadurch verletzt, wenn der Mensch seinen Bedürfnissen erliegt, und nicht auch in der sinnlichen Natur mit einer gewissen Freyheit und Unabhängigkeit auftritt. Wir können daher die Beurtheilung unseres sinnlichen, äusseren Lebenszustandes, insofern er unser eigenes Werk ist, füglich zu der Selbstbeurtheilung in Ansehung unseres sittlichen Verhaltens ziehen, indem wir uns vermöge derselben Unfleiß und Mangel an Sparsamkeit und Fürsorge als sittliche Fehler zurechnen. Wir wollen für jetzt bey der Ansicht unseres äusseren Lebenszustandes, insofern wir darin von der Natur und vom Schicksal abhängig sind, stehen bleiben.

Denjenigen äussern Lebenszustand, welcher den Foderungen des sinnlichen Triebes entspricht, und die Mittel zur Befriedigung desselben darbietet, nennen wir glücklich. Glück nennen wir überhaupt die Zusammenstimmung unserer Wünsche mit den Verhältnissen der Natur und den Zufällen des Lebens, und zunächst versteht man unter dem Glücke des Lebens den dem sinnlichen Triebe zusagenden äussern Zustand des Menschen. Unglücklich dagegen nennen wir denjenigen äussern

Lebenszustand, welcher unserm sinnlichen Triebe widerspricht. Der Gegenstand unserer Betrachtung ist also mit andern Worten die Zufriedenheit des Menschen in Ansehung seines Glückes.

Daß wir unseres äusseren Glückes nicht vollkommen Herr sind, ist eine Wahrheit, welche ein Jeder erfahren hat, und noch täglich erfährt. Wie Vieles kommt hierbey auf die Verhältnisse der Geburt an! Dem Einen hat ein freundliches Schicksal schon vor der Geburt alles in Bereitschaft gestellt, was sich der Mensch zu einem bequemen, angenehmen Leben wünschen kann. Der Neugeborne erhält die sorgfältigste Pflege, und in dem Maße als sich sein Bewußtseyn entwickelt, breitet sich vor ihm der Reichthum, die Fülle, der Glanz eines mit allen Mitteln des Lebensgenusses ausgestatteten Daseyns vor seinen Augen aus. Ein Solcher hat sein Glück nur zu erhalten und zu behaupten, er braucht die Mühe nicht, es erst zu gewinnen. Ein Anderer findet zwar den Ueberfluß nicht vor, aber doch die nöthigen Mittel, um sich auszubilden, und die Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erlangen, durch welche er selbst der Urheber glänzender Glücksumstände werden kann. Auch ihm hat die Natur, wenn auch nicht unmittelbar und nicht mit einem Male, ein glückliches Loos bereitet. Andere Kinder behandelt das Schicksal mit stiefmütterlicher Härte. Der Mangel, das Elend empfängt sie beym Eintritt ins Leben; alle rauhen Einflüsse dringen auf die zarten Menschenpflanzen ein, so daß sie sich nur kümmerlich entwickeln können. Am meisten aber sind die Kinder der Armen deßwegen zu beklagen, daß sie meistens verhindert sind, sich durch

eigene Kraft, durch Fleiß und Geschicklichkeit, einen bessern Lebenszustand zu bereiten, und daß sie in der kümmerlichen Lage verharren müssen, in welche sie die Geburt versetzt hat. Indeß haben oft auch diejenigen, welche mit Gaben und Hülfsmitteln ausgestattet sind, in ihren Unternehmungen mit einem widrigen Schicksal zu kämpfen, so daß sie nichts vor sich bringen, und nie zum ruhigen Genusse der Früchte ihrer Arbeit gelangen können. Keiner kann sagen, daß er ohne die Gunst der Umstände durch eigene Kraft allein seinen Zweck erreichen werde.

Hat aber auch Jemand durch Erbschaft oder durch eigene Betriebsamkeit alles dasjenige erhalten, was er zu seinem Glücke verlangen kann: so ist es eben ein Glück, etwas dem Zufalle unterworfenes, und im Nu kann es sich in Unglück verwandeln. Der Zufälle, welche uns unser Vermögen und unsere sorgenfreye Lage rauben können, sind unendlich viele: die entfesselte Gewalt der Elemente, politische Umwälzungen, die Verheerungen des Krieges, die Untreue und Unredlichkeit der Menschen können in kurzer Zeit den Reichen arm machen, und eine wohlhabende Familie an den Bettelstab bringen. Kein menschliches Glück ist so fest gegründet, daß es nicht erschüttert, und über den Haufen geworfen werden könnte.

Wie sollen wir uns nun bey dieser unserer Abhängigkeit vom Schicksal in Ansehung unserer Glücksumstände verhalten, damit wir die Zufriedenheit behaupten? Welche Ansicht und Stimmung ziemt dem wohlgesinnten, weisen Manne, damit ihm nicht die innere Ruhe gestört werde? Die Zufriedenheit und Gemüthsruhe, welche

der Mensch in Ansehung seiner äussern Umstände behauptet, macht seine Glückseligkeit aus. Was haben wir nun zu thun, damit uns nichts Aeusseres unsere Glückseligkeit raube?

Die Anerkennung unserer Abhängigkeit bringt schon von selbst das rechte Gefühl mit, durch welches unsere Zufriedenheit gesichert wird: es ist kein anderes, als das der Ergebung. Wer abhängig ist, kann nichts besseres thun, als sich ergeben in das, was die höhere Gewalt über ihn beschlossen hat. Ein ohnmächtiges Widerstreben ist eben so unnütz, als verderblich; denn es reibt die Kraft auf, und trübt die Freudigkeit des Gemüths: ein anmaßliches Selbstvertrauen und Verkennen der Abhängigkeit dagegen stürzt in eine gefährliche Sicherheit, in welcher uns die Schläge des Schicksals unvorbereitet treffen. Wer Ergebung hat, wird unter allen Umständen, im Glück und Unglück, glückselig seyn.

Es sind aber drey Verhältnisse und Beziehungen, unter welchen sich dieses Gefühl der Abhängigkeit, diese Ergebung, geltend machen soll: erstens in Beziehung auf unsere Bemühungen für die Gründung und Erhöhung unseres Glückes; zweytens in Beziehung auf den Genuß desselben, so lange es besteht; drittens in Beziehung auf die Verluste, die wir daran leiden.

Es ist des edlen Menschen würdig, nach einer sorgenfreyen, angenehmen äussern Lage, nach Mitteln zur Erleichterung und Verschönerung des Lebens, zur Beförderung seiner Bildung und Wirksamkeit, und überhaupt nach Glücksgütern zu streben. Aber er soll an diesen Gegenstand des Strebens nie sein Herz hängen,

so daß er denselben um sein selbst willen suchte, und die Freyheit des Geistes daran hingäbe; sondern er soll bedenken, daß äussere Güter nie einen Theil seiner Person und seines eigenen Lebens ausmachen sollen, sondern nur äussere Zufälligkeiten und Mittel sind, und daß er in dem Streben darnach von der Gunst des Schicksals abhängig ist. Behauptet er diese Gesinnung, dann wird er immer darauf gefaßt seyn, daß ihn Widerwärtigkeiten treffen können, und wird jede Vereitelung seiner Absichten ohne Murren ertragen. Er wird in demselben Augenblicke voll Eifer und Thätigkeit, und voll selbstverleugnender Hingebung seyn: nur der unbesonnene, ungestüme Eifer verträgt sich nicht mit einer solchen Fassung; je umsichtiger und überlegter aber das Streben ist, desto mehr findet das Bewußtseyn der menschlichen Abhängigkeit im Gemüthe Raum.

Derjenige, welcher durch Erbschaft oder eigenen Erwerb im Besitze und Genusse von Glücksgütern ist, hat sich besonders sehr zu hüten, daß er sich nicht davon abhängig mache. Die Gewohnheit zu genießen erzeugt das Bedürfniß zu genießen, und es ist das gewöhnliche Loos der Wohlhabenden, daß sie mehr Bedürfnisse, als die Andern, haben. Es ist daher dringend zu rathen, daß man sich so wenig, als möglich, von dem einfachen Leben entferne, und sich so auf einen möglichen Verlust seines Vermögens gefaßt halte. Besonders ist es die Pflicht wohlhabender Eltern, ihre Kinder einfach zu erziehen, und dadurch unabhängig zu machen. Je weniger man bedarf, desto unabhängiger ist man. Die Verhältnisse des Lebens sind bey uns so geordnet, daß ein Jeder, der gewisse Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitzt, sich so viel selbst

erwerben, oder einstweilen so viel durch freundschaftliche Unterstützung erhalten kann, als für die nothwendigsten Bedürfnisse des Lebens erforderlich ist. Wer mithin nicht mehr Ansprüche macht, kann dem möglichen Verluste seiner Güter und seines bisherigen Erwerbs ruhig entgegen sehen, während der Verwöhnte und Anspruchsvolle dadurch zu Boden geschmettert wird.

Trift uns nun ein solcher Unglücksfall, wodurch wir in Noth und Mangel gestürzt werden: so laßt uns mit Hiob denken: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobt! Betrachten wir unser Unglück so, als habe sich unser Verhältniß zur Aussenwelt geändert, wir selbst aber seyen dieselben geblieben, wie es auch in der That der Fall ist. Was wir von geistigem Werthe in uns tragen, bleibt uns in jeder Lage, und auch die Liebe der Unsrigen und der Freunde bleibt uns; ja, dann bewährt sie sich erst recht. Der Freund, der uns im Unglücke verläßt, ist nie unser Freund gewesen; und danken wir es dem Schicksal, daß wir diese heilsame, obschon schmerzliche Erfahrung gemacht haben, wofür uns die treue Liebe der Uebrigen reichlich entschädigt. Nie ist die Liebe und Freundschaft erfreulicher und tröstlicher, als im Unglück, und dieses verwandelt sich dadurch in ein wahres Glück. O die Glückseligkeit zweyer liebender Gatten, welche sich auf den Trümmern ihres irdischen Glückes fest umarmt halten, und einander schwören, treu zusammen auszuharren, Alles mit einander standhaft zu tragen, einander zu trösten uud zu erheitern! Sie sind glückseliger, als diejenigen, welche in der Fülle des Glückes schwelgen, und alle Freuden kennen, nur nicht die

himmlische der reinen, treuen Liebe. Wie beneidenswerth ist der Unglückliche, um welchen sich seine Freunde versammeln, und sich beeifern, ihm die erfahrene Mißgunst des Schicksals durch Beystand, Rath und Unterstützung zu vergüten! Ja, das Unglück bringt nicht allein den Segen mit sich, daß offenbar wird, was der Unglückliche Andern gilt; es entwickelt sich auch die in ihm ruhende Kraft, so daß er sich muthig über sein Schicksal erhebt, und sich neue Hülfsquellen eröffnet. Denn mit der Ergebung paart sich in einem gesunden Gemüth auch das Vetrauen, das Vertrauen zu sich selbst, das Vertrauen zu seinen Freunden, das Vertrauen zu Gott. Ein kräftiges, redliches Streben kann oft mißlingen, aber es mißlingt nicht immer; ist die eine Stütze gesunken, so ergreift man eine andere, welche vielleicht nicht täuscht. Das Leben ist so reich an Hülfsquellen, daß wenn man nur den Muth nicht verliert, und sich der Unterstützung der Freunde zu rühmen hat, sich gewiß am Ende ein Ersatz des verlorenen Glückes finden wird.

Eines der wichtigsten äusseren Güter ist die Gesundheit: aber gerade in Ansehung dessen sind wir am meisten von der Natur abhängig. Man kann seine Gesundheit eher zu Grunde richten, als wieder herstellen und erhalten. Tausend Zufälle bedrohen täglich dieses köstliche Gut, und der Feind lauert oft lange verborgen, bis er zerstörend hervorbricht. Es kommt so vieles auf die uns von der Natur verliehene Leibesbeschaffenheit an. Wie manches unschuldige Kind bringt die Anlage zu einem ewigen Siechthum, die Erbschaft der Eltern, mit auf die Welt, und lernt nie das frohe Gefühl der Gesundheit auf dieser Erde kennen! Es ist dieß ein

Werk des Schicksals, dem sich der Mensch fügen muß, wenn man gleich nicht läugnen kann, daß die meisten, auch die angebornen Krankheiten das Erzeugniß der unnatürlichen und lasterhaften Lebensart der Menschen sind. Aber auf der einen Seite verschuldet, treffen sie doch Unschuldige, welche gleich in der Zeugung und Geburt damit beladen werden. Auch hier gilt nur die Ergebung. Was wir zur Erhaltung und Stärkung der Gesundheit thun können durch Vorsicht und Mäßigkeit, das sollen wir mit aller Gewissenhaftigkeit thun; aber in das, was uns ein unvermeidliches Schicksal auflegt, sollen wir uns geduldig fügen, und bedenken, daß das körperliche Wohlseyn und Uebelbefinden, die Lust und der Schmerz, nichts als äussere Verhältnisse sind, unter welchen sich unser Geist auf die gleiche Weise entwickeln kann. Dem Schmerze wird sein Stachel benommen durch die Geduld, ja, er besteht eigentlich nur in der Einbildung. Wenn wir nicht auf denselben aufmerksam wären, ihn als fortdauernd betrachteten, und uns mit dieser Vorstellung beunruhigten und quälten: so würde er seine Kraft auf die Seele verlieren. Ein Schmerz, an den wir uns gewöhnt haben, ist keiner mehr, weil wir die Aufmerksamkeit nicht darauf richten.

So wie es nichts gibt, was nicht zum Besten gewendet werden könnte; wie durch die Kraft des Guten überwunden, selbst das Böse gute Früchte bringen muß: so kann auch der Mangel der Gesundheit seinen Segen mit sich führen. Die Geduld ist zur Ertragung körperlicher Leiden unentbehrlich; aber kränkliche Personen sind gewöhnlich an dieser schönen Tugend reich, weil sie dieselbe oft oder immer haben üben müssen. Auch die

Tugend der Genügsamkeit ist die schöne Frucht eines solchen leidenden Zustandes. Je sparsamer den Kränklichen die Lebensfreuden zugemessen sind, desto mehr wissen sie mit denen, die ihnen zufallen, Haus zu halten. Die sinnlichen Freuden sind ihnen meistens versagt: darum halten sie sich an die geistigen, an die Freuden der Geistesbeschäftigung und der Freundschaft. Besonders sind Frauen, denen das Loos eines leidenden Zustandes beschieden worden, im Besitze der Kunst, sich das Leben durch jene zarteren Freuden zu versüßen; sie sind gewöhnlich die zärtlichsten Freundinnen, und voll Empfänglichkeit und Theilnahme für menschliche Angelegenheiten; und so wie sie viel zu lieben wissen, so werden sie auch viel geliebt, und um so reiner geliebt, als sie nicht durch Reize des Körpers anziehen. Sollen wir euch, edle Dulderinnen, unglückselig nennen, weil ihr so vieles entbehrt, und so vieles leidet? O nein! ihr werdet euch selbst nicht für unglückselig halten, und darum seyd ihr es auch nicht. Euer frommes Herz ist nicht nur frey von murrender Unzufriedenheit, es wird auch das Schicksal segnen, das euch mit der Versagung sinnlicher Freuden desto reichlicher die edleren Freuden des Geistes zugetheilt hat! — Die Kränklichkeit hilft die größte Furcht besiegen, welche den Menschen beunruhigt, die Furcht des Todes. Der Gesunde, den das Leben stets angenehm berührt, liebt es mit befangener, ängstlicher Liebe, und zittert vor dem Tode; der Kränkliche hingegen hat stets Gelegenheit, sich mit dem Gedanken daran vertraut zu machen: und so lernt er sich über das Leben selbst erheben, und faßt es nicht in seinem vergänglichen, flüchtigen Wesen, sondern in dem, was über Krankheit und Tod erhaben liegt.

Der Uebel und Unglücksfälle außer dem Verluste der Güter und der Gesundheit, welche den Menschen treffen können, sind so viele, daß niemand weiß, ob ihm nicht davon in nächster Zukunft etwas beschieden ist. Der Mensch kann an seiner Ehre gekränkt werden, kann Haß und Verfolgung erfahren, seine Freyheit verlieren und durch ungerechte Gewalt selbst Martern und den Tod leiden. Wir zählen hieher auch solche Arten von Leiden, welche zugleich das sittliche Gefühl des Menschen mittreffen, wie Kränkung der Ehre, Haß und Verfolgung, weil dadurch doch auch seine äußere Ruhe gestört, und ungeachtet Menschen die Urheber sind, ihm dabey immer seine Abhängigkeit vom Schicksal fühlbar wird, indem ihm dasselbe in der überlegenen Gewalt menschlicher Kräfte zur Erscheinung kommt. Trifft uns ein solches als eine reine, äußere Nothwendigkeit: so gilt davon alles, was von andern Leiden gilt; wir müssen uns dagegen mit Geduld und Ergebung waffnen. Haben wir uns dasselbe durch unsere Fehler zugezogen: so gehört dieß nicht hieher, wo wir den Menschen nur in seiner Abhängigkeit vom Schicksal betrachten. Aber werden wir dadurch unglücklich, daß mir durch unsern muthigen Eifer für die Gerechtigkeit und Wahrheit die Bosheit der Menschen reizen; leiden wir nicht allein unschuldig, sondern auch um unserer Tugend willen: so soll uns nicht allein die Anerkennung trösten, daß der Mensch in der Gewalt einer höheren Hand ist, sondern auch daß es das gewöhnliche Schicksal derer, welche für die Gerechtigkeit und Wahrheit streiten, ist, gehaßt und verfolgt zu werden. Es darf Keinem, der den Kampf mit der Bosheit und dem Laster unternimmt, auffallen, wenn er sich Haß und Verfolgung

zuzieht: es ist die natürliche Gegenwirkung, die er hervorruft. Sie hat aber ihren Grund in der Abhängigkeit des Menschen. Lebten alle Menschen in der reinen Freyheit des Geistes, so würden sie schnell das ihnen dargebotene Gute ergreifen; aber theils verstehen sie es nicht gleich, von der Gewohnheit verblendet, theils hassen sie es, weil es ihrer Selbstsucht widerstrebt, und ihnen Entbehrungen und Aufopferungen auflegt. Wer für das Gute wirkt, vergesse es nicht, daß demselben nur durch Selbstverläugnung der Sieg verschafft werden kann. Die geistige Saat gedeiht nur, wenn sie mit Thränen und Blut gedüngt wird. Was mit Thränen gesäet wurde, das wir einst mit Freuden geerntet; aber oft ist das Auge, welches die Thränen vergossen, schon im Tode gebrochen, wenn die fröhliche Ernte eintritt, und Andere, Glücklichere, ernten die Früchte fremden Kampfes und Leidens. Wer das Leben in seiner innern Wesenheit auffaßt, wer in der Thätigkeit seines Geistes die wahre Lust des Lebens findet, und den Erfolg und Genuß als etwas Zufälliges und Aeusserliches betrachtet, dessen man auch entbehren, das man Andern überlassen kann: der wird über dieses Schicksal nicht murren, sondern freudig das Opfer bringen, welches der Herr der Ernte verlangt.

Es gibt aber noch eine Art von Leiden, welche das Herz auf das allerschmerzlichste berührt: das ist der Verlust unserer Geliebten durch den Tod. Hat einer alles, was sein Herz begehrt, eine sorgenfreye Lage, Gesundheit, Ansehn und Wirksamkeit in der Gesellschaft: so trifft ihn der harte Schlag, eine geliebte Gattin und treue Hausfrau oder ein hoffnungvolles Kind, vielleicht das

einzige, zu verlieren; und alle übrige Gunst des Schicksals dient nur dazu, seinen Schmerz zu erhöhen. Was er besaß, das hatte für ihr nur Werth, weil er es mit der geliebten Lebensgenossin theilte, oder weil er es zur Vervollkommnung des theuren Kindes anwenden konnte, und ihm dadurch einst ein sicheres, glückliches Loos zu bereiten hoffte. Nimm, sagt der Gebeugte in Thränen, nimm, o unerbittliches Schicksal, auch alles Uebrige hin, da du mir dieses schönste Gut genommen hast! Was soll mir aller Reiz und Schmuck des Lebens, da die Sonne der Liebe erloschen ist, welche demselben allein Licht und Farbe verlieh? Oder ein Anderer, der mit einem widrigen Schicksal zu kämpfen hat, findet seinen einzigen Trost, seine einzige Lebensfreude, im Herzen seiner Gattin, oder eines geliebten Kindes, aber auch diese reißt ihm das Schicksal gewaltsam von der Seite, und der Geplagte und Gebeugte verliert seine einzige Stütze. Der Tod würde ihm eine Wohlthat erzeigen, wenn er ihn auch abriefe; aber nein! er nimmt ihm die Last des Lebens nicht ab, unter welcher der Arme fast erliegt; ohne Trost, ohne Theilnahme muß er sie tragen, bis endlich der lange zögernde Befreyer erscheint.

Ach! daß das edelste Glück des Lebens, die Liebe gerade so verlierbar ist, wie die gemeinsten Güter! Ja, noch leichter ist es zu verlieren, als diese, welche durch Vorsicht und Sparsamkeit erhalten werden können; es ist oft wie die Rose, welche am Morgen aufblüht, und schon am Mittag von der Sonnengluth versengt wird; es ist wie das purpurne Morgengewölk, welches der Ostwind im Nu zerstreut. Gerade in diesem Besitze sind

wir recht abhängig, und der Verlust trifft uns um so schmerzlicher, weil das mit den süßesten Banden gefesselte Herz uns nicht erlaubt, an den möglichen Verlust zu denken. Darum laßt es uns nie vergessen, daß wir die Dauer keines Glückes, und so auch dieses schönsten nicht, sicher erwarten dürfen! laßt uns mit dem Gedanken an den möglichen Verlust vertraut werden, damit uns der vom Schicksal geführte Schlag nicht unvorbereitet treffe! Zugleich aber laßt uns die Liebe von der äussern Erscheinung auf das innere Wesen richten, und an unseren Geliebten nicht die schöne Gestalt, nicht den Reiz und die Anmuth, sondern die Eigenschaften des Geistes und Herzens lieben, welche unzerstörbar sind, und im treuen Herzen des Liebenden, dem Tode und der Verwesung unerreichbar, bewahrt bleiben! Laßt uns, wie in jeder Beziehung, so auch in der Liebe frey werden, und nicht an das, worin wir abhängig sind, unser Herz hängen, sondern die Selbstständigkeit unseres Geistes behaupten! Das ist die einzige Schutzwehr, mit welcher wir uns gegen die Schläge des Schicksals waffnen können, das ist der Panzer, der das verwundbare Herz vor den Pfeilen des Todes sichert. Was auch der Herr des Lebens und Todes beschlossen haben mag, es komme, und es soll uns gefaßt finden. Wir geben die sterbliche Hülle dessen, was wir lieben, hin, und sagen auch hier mit Hiob: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobt! Und nicht Alles ist uns genommen, wenn uns die flüchtige, wandelbare Erscheinung genommen ist: das Schönere, die Liebe, ist nicht genommen; und so lange uns das Gedächtniß bleibt, so bleibt uns auch

das geistige Bild der Hingeschiedenen, und lächelt uns Trost und Frieden zu. Und wie lange währt es, so folgen wir ihnen nach! Ein Augenblick nur steht zwischen uns und ihnen, eine kurze Spanne Zeit, die wir uns nur nicht durch den befangenen, kurzsichtigen Blick verlängern müssen. Was ist für ein großer Unterschied zwischen einer Minute und einer Stunde, zwischen einem Tag und tausend? Wenn nur im Wechsel der Zeit das Herz dasselbe bleibt und die treue Liebe bewahrt, so mögen die Stunden eilen oder zögernd dahinschleichen: das Ende kommt und bringt uns zur erwünschten Ruhe.

Zwey Betrachtungen sind vorzüglich dazu geeignet, uns über jedes Unglück zu trösten. Die eine ist die, daß uns das Unglück nur darum so schmerzhaft trifft, weil es unsern Erwartungen widerspricht, und daß wir uns mit schwerfälligem Eigensinn nicht sogleich in das fügen können, was uns das Schicksal wider unser Erwarten bringt. Warum tröstet uns die Zeit? weil sie uns lehrt uns an das Unabwendliche gewöhnen. Aber warum wollen wir uns nicht sogleich in das Unvermeidliche fügen? Wenn wir morgen schon weniger Thränen vergießen, als heute, wenn unser Auge nach etlichen Jahren getrocknet, wenn gleich noch trübe, ist: warum wollen wir uns nicht schon heute die unnützen Thränen ersparen? Doch nein! weint immer, ihr Trauernden! Thränen sind der heilende Balsam eurer Wunden; aber das Herz sträube sich nicht widerspenstig gegen das Unabänderliche, und füge sich mit Ergebung in den Willen des Herrn. Wenn wir nach Jahren auf den Verlust eines geliebten Kindes zurückblicken, so füllt sich unser Herz mit süßer Wehmuth; aber der Verlust erscheint

uns als etwas, das nicht mehr geändert werden kann, und wir murren nicht gegen das Schicksal. Vielmehr wenn uns die Wahl gestellt würde, ob wir das Kind auf kurze Zeit besessen und verloren, oder ob wir es nie besessen haben sollten: so würden wir das Glück, uns seines Daseyns auch nur auf kurze Zeit gefreut zu haben, um nichts hingeben, und wir danken dem Himmel, daß er uns den Engel auf einen kurzen Augenblick zur Freude unseres Herzens herabgesendet hat. So laßt uns denn lernen uns über die Zeit erheben, und den Trost, den sie uns langsam bringt, mit freyem Geiste vorwegnehmen! Laßt uns das stürmische Herz im Toben des Schmerzes bezwingen, und die Gewalt des Augenblicks besiegen!

Die zweyte Betrachtung ist die, daß das Unglück zwar eine harte, aber heilsame Arzney für unsere Seele ist, indem es den Geist vom Aeußern und Irdischen zum Innern und Ewigen zurückführt. Wie die Kränklichkeit eine heilsame Wirkung auf die Seele übt, so überhaupt jedes Unglück. Wenn wir immer glücklich sind, wenn uns Alles nach Wunsch geht, und die Erde uns mit allen ihren Freuden schmeichelt: so ist die Gefahr, daß wir unser Herz an die irdischen Güter hängen, gar zu groß; wir lernen uns nicht über das Zufällige erheben, der Geist wird nicht seiner innern Kraft bewußt, und der irdische Glanz verhüllt ihm das ewige Ziel, dem er entgegenstreben soll. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er; das ist eine große, tröstliche Wahrheit. Wer mit irdischen Gütern gesegnet ist, verliert gar zu leicht die Selbstständigkeit, welche ihn von allem Wechsel unabhängig macht; trifft ihn aber ein Unfall,

dann rafft er sich auf, und gebraucht seine ihm einwohnende Kraft. Wer nie den Verlust eines Geliebten betrauert hat, fühlt nicht so lebendig, wie derjenige, der am Grabe seiner Liebe weint, worin die wahre, reine, ewige Liebe besteht; er hat nicht das Innere vom Aeussern unterscheiden gelernt. Das Unglück erhebt, vergeistigt, verklärt den Menschen; und je weniger ihm Schätze auf dieser Erde bleiben, desto mehr sammelt er sich Schätze im Himmel; und wo unser Schatz ist, da ist auch unser Herz.

Es gibt auch eine Art von Unglück und Leiden, welche den Geist niederbeugt und ihn, statt ihn von der Erde zu erheben, nur desto mehr in den irdischen Staub hinabdrückt. Wenn der Mensch vielleicht von Jugend auf mit Noth und Sorgen zu kämpfen hat, und alle Mittel entbehrt, die Kraft des Geistes in sich zu nähren; wenn ihm nie gestattet ist, Athem zu holen, und den Blick zu erheben; wenn ihm kein Zeichen von Liebe und Vertrauen gegeben wird; wenn ihn Alles um ihn her mit Kälte und Haß berührt: wie soll es ihm da gelingen, sich frey aufzurichten? Laßt uns daher Gott bitten, daß er uns nicht über unser Vermögen versuchen, und uns mit der Versuchung auch den siegreichen Ausgang verleihen möge!

„Aber, werden vielleicht Viele fragen, sollen wir des schönsten Trostes vergessen, den uns die Hoffnung eines reichen Ersatzes, einer belohnenden Vergeltung für unser Leiden in der Ewigkeit gewährt? Diese Hoffnung hat schon Viele getröstet, und soll auch uns trösten: wenn sich das feuchte Auge zum Himmel richtet, dann trocknen sich die Thränen; dort gibt es keine Klage

und keinen Tod, dahin flüchte sich das leidende Herz, und empfange schon jetzt den Trost, den es einst im unendlichen Maß empfangen wird."

Ja, wohl soll unser schönster Trost diese Erhebung des Geistes von der Erde zum Himmel seyn, und nur vom Himmel kann uns das Licht kommen, welches unser trübes Herz erleuchtet. Aber es sey auch der wahre Himmelstrost, das wahre Himmelslicht, und nicht der Wahn eines unlautern, begehrlichen Herzens, das sich die Entsagung der irdischen Güter durch die Einbildung eines dereinstigen Ersatzes erspart!

Wir wollen diese Vorstellung eines Ersatzes für irdische Leiden im Himmel Schritt vor Schritt prüfen.

Bleiben wir zuförderst bey demjenigen Leiden stehen, welches rein nur unsern sinnlichen Trieb angeht, wie Mangel und Schmerz. Von diesem behaupte ich, daß es keinen eigentlichen Ersatz dafür geben kann, weder in dieser Zeit, noch in der Ewigkeit. Jedes sinnliche Leiden, wie jeder sinnliche Genuß, ist nur augenblicklich, und gilt nur für den Augenblick. Leide ich in diesem Augenblick einen Schmerz, und genieße ich in dem andern Augenblick eine Freude; so ist durch die Freude der Schmerz zwar aufgehoben, aber das Erleiden desselben ist nicht ungeschehen gemacht, mein Körper hat gelitten, was er gelitten, und der Schmerz ist zwar vorüber, ist aber doch gefühlt worden. Der sinnliche Trieb will Freyheit von Schmerz; er ist durch den erlittenen Schmerz verletzt worden, und bleibt verletzt, obgleich auf denselben Erholung und Genuß folgt. Wie ist nun hier ein Ersatz denkbar? Nehmen wir an, die folgende Freude sey viel stärker, als der vorige

Schmerz, so daß das Uebergewicht derselben diesen ersetzen solle, so wie man demjenigen Ersatz gibt, dem man das ihm heute Entzogene morgen doppelt erstattet: so kann doch der Ueberfluß an Freude nicht in den verflossenen schmerzhaften Augenblick zurückgetragen werden, und bleibt auf die Gegenwart, wo sie genossen wird, beschränkt: mithin erhält der verletzte sinnliche Trieb keinen Ersatz; was er verloren, bleibt ihm verloren. Nur in der Einbildung und im Verstande des Menschen, in seinem Urtheil über seinen sinnlichen Zustand, gibt es einen Ersatz für überstandenes Leiden; nämlich die folgende Freude löscht die Erinnerung an das vergangene Leiden aus, oder schwächt sie, und erheitert den getrübten Geist. Vorzüglich stärkt ihn die Aussicht auf die künftige Freude im Ertragen des Leidens, und jene ist das Ziel, dem er kämpfend entgegengeht. Erreicht er nun dieses Ziel, so fühlt er sich für das Ueberstandene belohnt und entschädigt. Aber so wie der Geist sich willkürlich diesen Lohn und Ersatz schafft, so kann er sich auch ganz darüber erheben, und soll sich wenigstens in gewisser Hinsicht darüber erheben. Jene Berechnung des Verlustes und Ersatzes gehört nur einer untergeordneten Ansicht und Richtung des Lebens an, nämlich der Sorge für unser irdisches Wohl. Wir arbeiten und mühen uns um unsern Unterhalt, um den Erwerb irdischer Güter, und ermuntern uns dabey durch die Aussicht auf den künftigen Genuß. Aber wenn wir im Kampfe für höhere Güter des Lebens, für die Wahrheit und Gerechtigkeit leiden: wollen wir auch dafür eine Bezahlung in irdischen Gütern fodern und erwarten? Hinweg mit dieser niedrigen Gesinnung, welche den Kampf der

Tugend als eine Taglöhner-Arbeit ansieht! Die geistigen Güter haben nichts mit den irdischen gemein, beide liegen in ganz verschiedenen Sphären. Dem Kämpfer für die Tugend kann nur mit der geistigen Freude des Sieges gelohnt werden.

Was nun nicht einmal für diese Erde ganz und in jeder Hinsicht gilt, das können und dürfen wir noch weniger in den Himmel tragen, wo wir von den Fesseln der Sinnlichkeit befreyt, des irdischen Genusses weder bedürftig noch fähig seyn werden. Soll uns die Himmelsspeise, die reine Seligkeit des Geistes, die wir dort genießen werden, Ersatz seyn für die Entbehrung irdischer Genüsse? Wer diesen Ersatz fodert und bedarf, ist dieser Himmelsspeise nicht empfänglich; und wer ihrer empfänglich ist, der verachtet denselben. Wer sein Herz nicht von der Liebe der irdischen Güter losmachen kann, und Ersatz hofft für das Eitele; wer hier den himmlischen Trost der Ergebung verschmäht: der wird auch dort keinen Trost empfangen. Der Fromme hingegen genießt schon hier die Seligkeit des Himmels, indem er schon hier auf Erden in der Ewigkeit lebt, und die Freuden dieser Welt, die ihm ein feindliches Schicksal versagt, mit froher Ergebung entbehrt; schon hier reicht ihm der Glaube den Becher des himmlischen Trostes. Die reine Seligkeit liegt allein in der Erhebung über alles Irdische, über alle irdischen Schmerzen und Freuden.

O schauen wir in das verklärte Angesicht der heiligen Märtyrer, welche mitten in den Qualen irdischer Schmerzen vom Lichte himmlischer Freude strahlen, und lernen wir an ihnen, wie wir hoffen sollen! Was ist es, was

diese ätherische Grazie über das schöne Antlitz der heiligen Katharina haucht? Ist es wohl die Hoffnung, für die unendlichen Qualen, die sie erduldet, im Himmel ein gleiches Maß sinnlicher Freuden zu ernten? Hofft sie dann, wenn das zerfleischende Rad ihren Leib zerschnitten und von der Seele getrennt hat, sich in die Fülle körperlicher Wollüste zu stürzen? Hofft sie sich in Rosendüften zu baden? Hofft sie, daß ihr ein Blumenbekränzter Bräutigam entgegen kommen, und sie mit verlangenden Armen empfangen werde, damit sie an seiner Brust die Wonne irdischer Liebe genieße? O nein! nicht die Rosenknospen irdischer Sehnsucht sind es, die auf ihren Wangen blühen; ihr Bräutigam ist Christus, der Gekreuzigte, dem ihre reine Seele entgegenfliegt, um sich in dem Lichte seiner göttlichen Herrlichkeit zu sonnen und sich an der Vollendung himmlischer Schönheit zu laben: es ist der Strahl der reinsten Hoffnung, der ihre Wangen röthet, und aus ihrem verklärten Auge leuchtet. Sie hat mit der Erde nichts mehr zu thun; hätte sie gewollt, so hätten ihr alle Freuden derselben zu Gebote gestanden; aber sie liebte den Himmel mehr, als die Erde, und empfing von der Verschmäheten nur Schmerzen, die sie aber verachtend in seliger Vergessenheit leidet, ohne dafür einen Lohn zu verlangen.

Für eine Art des Leidens und Verlustes sucht das verwundete Herz am liebsten den Trost jenseits im Lande der Unsterblichkeit und des ewigen Lebens, ich meine den Verlust geliebter Menschen. Dort werden wir die Theuren wieder sehen, um welche unsere Thränen fließen; wie werden sie unsterblich, verklärt, wieder sehen, unberührbar für die Leiden und Schwachheiten dieser Welt,

und unsern Bund mit ihnen wird dann nichts mehr trennen. Ja, trauernde Mutter, richte dein thränenvolles Auge nach oben, wo dir das geliebte Kind, mit den Lilien des Himmels bekränzt, entgegen lächelt! Trauernder Gatte, umfasse nicht so mit krampfhaftem Schmerze die Urne, welche die Asche der Geliebten einschließt, erhebe den umdüsterten Geist empor dahin, wo sich die schöne Seele, von der irdischen Hülle entkleidet, im Lichte ewiger Wonne badet, und öffne dein Herz dem beseligenden Strahle dieses Lichtes, das auch dich einst aufnehmen soll! Die Hoffnung der Unsterblichkeit ist der einzige Trost, den ein leidendes Herz findet; aber diese Hoffnung tröstet nur, wenn sie rein geistig ist, und uns nicht den Ersatz des irdischen Verlustes, den wir leiden, vorgaukelt. Das ist ein zweydeutiger, wandelbarer Trost, den uns die Hoffnung gibt, die irdischen Freuden dort wieder anzuknüpfen, welche hier der Tod unterbrochen hat, den Gegenstand irdischer Lust, an den wir unser Herz gehängt hatten, dort wieder zu finden. Diese Hoffnung ist nichtig; denn das Irdische geht nicht in den Himmel ein, und was gestorben ist, kann nicht unsterblich seyn. Diese Hoffnung ist aber auch schwankend; denn sie beruht auf der Kraft der gaukelnden Einbildung, welche das begehrliche Herz mit den Bildern künftiger Freuden für den Verlust der gegenwärtigen tröstet; dieses Spiel der Einbildungskraft aber ermattet von Zeit zu Zeit, und das am Irdischen hangende Herz fühlt immer von neuem die schmerzliche Lücke. Die wahrhaft tröstende Hoffnung ist die, welche mit der Verzichtleistung auf alles Irdische verbunden und nur auf das Unsterbliche in dem, was wir liebten,

gerichtet ist, vermöge deren wir nicht die verlorene, ins Grab gesunkene irdische Erscheinung, sondern den unsterblichen Geist wieder zu finden, und die geistigen Arme um die geistige Gestalt zu schlingen uns sehnen. Dadurch sind wir über allen Schmerz hinweggehoben, weil wir gar keinen Ersatz dafür zu hoffen brauchen, weil wir ihn durch entsagende Ergebung überwunden haben. Diese Hoffnung ist mehr als Hoffnung, sie ist schon Erfüllung. Der unsterbliche Geist der geliebten Todten ist uns schon jetzt nahe; denn für den Geist gibt es kein Hier und kein Jenseits, er übersliegt auf den Fittichen der Liebe und Sehnsucht die Kluft zwischen Himmel und Erde, und gibt sich in himmlischen Ahnungen dem verwandten Geiste kund.

Also auch hier findet die Berechnung von Verlust und Ersatz nicht Statt; der Verlust ist selbst Gewinn für das reine Gemüth, für den geläuterten Geist, für das anspruchlose, demüthig ergebene Herz. Was auch das Schicksal dem Menschen bringen oder nehmen mag; wenn er sich selbst und den reinen Gehalt seines Lebens erkennt, keine falschen Ansprüche an dasselbe macht, und in seine Abhängigkeit sich mit Demuth fügt: so kann ihm nichts die Zufriedenheit, die Ruhe des Gemüths stören; im Unglücke selbst ist er glückselig, und im Schmerze behauptet er die ungetrübte innere Heiterkeit.

Dreyundzwanzigste Vorlesung.

Von der Zurechnung der Handlungen oder dem Gewissen: Selbstzufriedenheit und Seligkeit.

Die richtige Beurtheilung unseres Verhältnisses zur Aussenwelt in Ansehung der Befriedigung des sinnlichen Triebes hat die Zufriedenheit mit dem Schicksal oder die Glückseligkeit zur Folge, da hingegen die Unzufriedenheit mit unserer Lage oder die Unglückseligkeit aus falschen, anmaßlichen Ansprüchen an das Leben entspringt. Wie wir jene zu behaupten, diese zu vermeiden haben, war der Gegenstand unserer vorigen Betrachtung. Wir kommen nun zu der Beurtheilung unser selbst und unserer Handlungen, von welcher die Selbstzufriedenheit oder die Unzufriedenheit mit uns selbst, das gute oder böse Gewissen, die Seligkeit oder Unseligkeit abhängt. Die Zufriedenheit mit dem Schicksal ist sehr wichtig für die Ruhe unseres Gemüthes; aber Selbstzufriedenheit, ein gutes Gewissen, ist unendlich wichtiger, indem davon selbst die äussere Zufriedenheit zum Theil mit abhängt. Wer kein gutes Gewissen

hat, kann in den glücklichsten Verhältnissen nicht glückselig seyn, dagegen derjenige, der ein gutes Gewissen hat, selbst unter den härtesten Schlägen eines feindlichen Schicksals einer ungestörten Glückseligkeit genießt.

Die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit uns selbst beruht nicht auf der Beurtheilung dessen, was wir besitzen und genießen, sondern dessen, was wir sind und was wir thun, unserer Handlungen und unseres sittlichen Werthes. Die Regel aber, nach welcher wir uns beurtheilen, liegt in den Trieben der Vollkommenheit und Sittlichkeit, aus welchen unsere Handlungen und Bestrebungen hervorgehen. Zur Befriedigung dieser Triebe sind wir thätig; es ist hier nicht, wie beym sinnlichen Triebe, vom leidenden Genusse die Rede, nicht von unserm Verhältnisse zur Aussenwelt in Ansehung unserer Wünsche, sondern von unserm selbstthätigen Lebenswerke. Das, was wir arbeiten und thun zur Befriedigung des sinnlichen Bedürfnisses, zählen wir ebenfalls mit zum Streben nach Vollkommenheit, weil der vollkommene Mensch auch sein sinnliches Leben entwickelt und vollendet sehen will. Der sinnliche Trieb gibt zu den Bestrebungen für unser äusseres Glück die Anregung, aber der selbstthätige geistige Trieb gibt diesen Bestrebungen die Kraft und Richtung.

Wie haben wir uns nun in Ansehung unserer Handlungen zu beurtheilen? Nach welchen Grundsätzen muß unsere Selbstbeurtheilung geschehen? Diese Frage wollen wir erst im Allgemeinen, und dann in Beziehung auf die beyden Triebe der Vollkommenheit und Sittlichkeit beantworten.

Zur Beurtheilung irgend einer Sache gehört eine Regel, nach welcher wir sie prüfen. Um zu beurtheilen, welchen Werth oder Unwerth etwas habe, müssen wir wissen, was der Wahrheit nach davon gefodert werde. Ein Geräth und Werkzeug nennen wir gut, und geben ihm einen gewissen Werth, wenn es den Zweck erfüllt, zu welchem es dienen soll. Ein Kunstwerk nennen wir schön, wenn es der Idee der Schönheit entspricht, welche wir im Gemüthe tragen. Hingegen verwerfen wir dasjenige, was unsere gerechten Anfoderungen und Erwartungen nicht befriedigt. Die Regeln nun, welche wir bey Beurtheilung unserer Handlungen unterlegen, enthält die sittliche Ueberzeugung oder das Gewissen. Das Gewissen nennen wir theils das Bewußtseyn der sittlichen Gesetze, theils den innern Richter selbst, welcher das Urtheil über uns ausspricht, theils das Bewußtseyn der ausgesprochenen Urtheile. Gewissen ist so viel als sittliches Selbstbewußtseyn, und bezeichnet in der Sprache alles dasjenige, was in diesem Selbstbewußtseyn vorgeht. Hier bleiben wir zuerst bey derjenigen Bedeutung stehen, nach welcher es der Inbegriff der sittlichen Regeln ist, welche der Mensch für sich selbst erkannt und anerkannt hat. Nur nach diesen Regeln kann sich der Mensch beurtheilen. Die vollkommene Erkenntniß der sittlichen Lebensregeln, wie sie der Weise besitzt und die Lehre der Weisheit aufstellt, das umfassende, geläuterte Bewußtseyn aller Lebenszwecke, kann nicht an sich die Regel für unsere Selbstbeurtheilung abgeben; sondern nur insofern die Erkenntniß unsere eigene ist, kann sie zur Regel derselben dienen. Für den Unweisen ist die Weisheit nicht vorhanden:

erkennte er sie, so würde er selbst weise seyn: er ist aber unweise, weil er sie nicht erkennt: mithin kann er sich nicht nach der Regel derselben beurtheilen. Der Richter bestraft das Vergehen nicht, welches aus Unkenntniß des Gesetzes geschehen ist, falls diese Unkenntniß nicht selbst eine Schuld begründet. Ein Verbot ist für denjenigen, der es nicht kennt, so gut als nicht vorhanden; und wenn der Andere, der es wissentlich übertrat, Strafe verdient, so darf der Nichtwissende mehr oder weniger Entschuldigung erwarten, wenn er es übertreten hat.

Dieß ist eine äusserst wichtige Wahrheit, von deren Anerkennung sehr viel abhängt. Wie wir nur aus eigener, freyer Ueberzeugung handeln sollen, so sollen wir uns auch nur nach unserer Ueberzeugung beurtheilen. Wir sollen eben so wenig sklavisch nach fremder Vorschrift handeln, als uns durch fremdes Urtheil über das, was wir gethan, irre machen lassen, es sey denn, daß wir selbstständig einsehen, daß wir gefehlt haben. Aber zu dieser Selbstständigkeit des Urtheils ist vor allen Dingen erforderlich, daß wir eine selbstständige, feste Ueberzeugung haben, und mit Klarheit wissen, was wir wollen. Eine wankende Ueberzeugung, welche unsere Handlungen und unsere Selbstbeurtheilung unsicher macht, nennen wir ein schwaches oder zweifelhaftes Gewissen, und ein solcher Gemüthszustand ist sehr beklagenswerth. Wer ein schwaches Gewissen hat, entbehrt zuvörderst beym Handeln selbst jenes festen, freudigen Muthes, durch welchen allein unsere Werke das Gepräge sittlicher Handlungen erhalten, und uns der Kampf mit den Hindernissen

gelingt. Der mit sich selbst Uneinige zerstört im nächsten Augenblicke wieder, was er geschaffen; er ist wie Einer, der einen Schritt vorwärts, dann wieder einen zur Seite oder rückwärts thut, und daher nur langsam oder gar nicht zum Ziele kommt. Sich selbst mißtrauend, horcht er auf die Rede Anderer, oder sieht auf ihr Beyspiel, ohne jene und dieses recht zu verstehen, mit Einsicht zu benutzen und mit Freyheit zu befolgen; er verkauft seine Selbstständigkeit an fremdes Ansehen, und macht seine Ruhe von dem fremden Urtheil abhängig. Und hat er gethan, was er für recht und gut hielt, und sollte sich nun des gelungenen Werkes freuen: so raubt ihm das tadelnde Wort eines Andern den ganzen Gewinn, und mißmüthig blickt er auf seine That zurück.

Ein schwaches Gewissen wird, wenn nicht Leichtsinn damit verbunden ist, auch ein ängstliches seyn, und dadurch die Quelle der Unseligkeit und Gemüthsunruhe werden. Mit einem ängstlichen Gewissen wird der Mensch keinen Schritt wagen, ohne zu fürchten, daß er die Pflicht übertrete. Er wird auch das Gleichgültige als Sache der Pflicht, auch das Erlaubte als verboten betrachten, und sich über jede geringfügige Handlung Bedenken machen. Er wird stets fürchten, nicht recht gehandelt zu haben, und nie mit Zufriedenheit auf seine Handlungen zurückschauen; er kennt nicht das beseligende Gefühl, welches aus dem Bewußtseyn, seine Pflicht gethan zu haben, fließt. Und hat er geirrt und durch Irrthum gefehlt, so wird er sich seine Schuld ins Schwärzeste malen, und sich mit bittern Vorwürfen quälen. Gewissensangst ist die größte Pein, welche das menschliche Gemüth treffen kann; es ist der

Vorschmack der Höllenqual; und doch ist sie oft nur eingebildet, oder durch Einbildung zur marternden Stärke erhoben. Da, wo herrschsüchtige, eigennützige Priester eine Art von Zwingherrschaft über die Gewissen ausüben, und die Menschen absichtlich in der geistlichen Unmündigkeit erhalten, wo es an einer selbstständigen Ausbildung der sittlichen Ueberzeugung fehlt, und der Buchstabe, nicht der Geist, den Menschen Gesetze gibt, wo man nur die äussern Thaten, nicht die Gesinnung beurtheilt: da sind die Gemüther den Zweifeln und Aengsten des Gewissens preis gegeben. Bey uns, die wir uns von jenen Fesseln losgemacht haben, kommen diese traurigen Erscheinungen selten mehr vor; und wenn sie vorkommen, so sind sie weniger die Folge knechtischer Abhängigkeit von fremder Meinung, als einer allzu großen, krankhaften Verfeinerung des Gefühls. O strebe doch ein Jeder sich eine feste, selbstständige Ueberzeugung zu bilden, und die Lehren der Offenbarung und der menschlichen Weisheit mit dem Gefühle seines Herzens in Einklang zu bringen, damit er nicht die Gebote der Pflicht, wie ein von aussen aufgelegtes Joch, trage, sondern mit Freuden thue, was ihm das Herz gebietet! Ein Jeder suche sein sittliches Gefühl wach zu erhalten, und stets zu läutern und zu bilden, hüte sich aber, es zur überspannten Reizbarkeit zu steigern! Ihr Eltern und Lehrer, hütet euch, eure Kinder und Zöglinge mit zu vielen sittlichen Vorschriften zu beladen, und ihnen mit allzu großer Strenge ihre Pflichten einzureden! Sind sie von Natur stark, so werden sie späterhin, wie ein unbändiges, muthiges Roß Sattel und Zaum, alle diese Belästigungen und Beschränkungen von sich werfen, aber

auch in die Gefahr gerathen, gewissenlos zu werden, und alle sittliche Regeln verachten. Sind sie schwach von Natur, so werdet ihr sie durch das viele Sittenpredigen ängstlich machen, und mit sich selbst in Zwiespalt bringen. Das Ziel eures Bestrebens sey, das sittliche Gefühl der Kinder zwar zu wecken, aber nicht zu überspannen und allzu sehr zu verfeinern, sondern zur gesunden Kraft auszubilden. Ihr sollt sie nicht so erziehen, daß sie alle äusseren Gebote verachten, sondern so, daß sie dieselben mit Freyheit anerkennen, und zwar Gehorsam üben, aber dabey nicht ihre Freyheit aufgeben.

Das Gewissen ist auch oft ein irrendes d. h. die sittliche Ueberzeugung ist falsch, und entspricht nicht den Gesetzen der Vernunft und Offenbarung; und, genau genommen, ist jedes menschliche Gewissen mehr oder weniger irrend, weil Irren menschlich ist. Machen wir diese Entdeckung an uns selbst, wird uns durch eine vollbrachte That klar, daß die Regel, nach welcher wir gehandelt, falsch ist: so ist es an uns, den Irrthum zu bereuen, weil wir dabey doch irgend eine Schuld tragen werden, und unsere Ueberzeugung nach den Lehren der Vernunft und Offenbarung zu berichtigen; aber diese Erfahrung soll uns doch nicht an uns selbst irre und in uns schwankend machen; wir sollen fortfahren, nach unserer jedesmaligen besten Ueberzeugung zu handeln, und unsere Handlungen darnach zu beurtheilen.

Denjenigen nennen wir gewissenhaft, welcher eine selbstständige, lebendige sittliche Ueberzeugung in sich trägt, und seine Handlungen darnach abmißt und beurtheilt. Gewissenlos ist derjenige, in welchem die Stimme des Gewissens unterdrückt ist, der weder vor

der zu vollbringenden Handlung darnach fragt, noch die vollbrachte darnach beurtheilt. Es gibt aber eine doppelte Gewissenlosigkeit; diejenige des Rohen, welcher ohne sittliche Ausbildung aufgewachsen ist, und die Stimme des Gewissens nie deutlich vernommen hat; und diejenige des Ruchlosen und Verstockten, welcher ein Gewissen hat, aber nicht darauf achtet und sich standhaft gegen dessen Regungen verhärtet.

Wer aber so glücklich ist, durch eine gute Erziehung und fortgesetzte Selbstausbildung ein festes, selbstständiges Gewissen und ein gesundes, lebendiges sittliches Gefühl gewonnen zu haben: was soll nun ein solcher dem Urtheile des Gewissens unterwerfen? Was soll er nach den Regeln seiner sittlichen Ueberzeugung beurtheilen? Seine Handlungen soll er beurtheilen; das ist klar. Aber es entsteht die Frage: welches sind seine Handlungen? welche Handlungen kann er sich beylegen, als sein eigen, und was ist an jeder Handlung sein eigenes Werk? Wir kommen hier auf die wichtige Untersuchung über die Zurechnung der Handlungen.

Eine Handlung Jemanden zurechnen, heißt ihn als den freyen Urheber derselben betrachten. Was ein Mensch leidet, ohne eigene Schuld, was mit ihm vorgeht, ohne eigenes Zuthun, kann ihm nicht zugerechnet werden: das sind keine Handlungen. Wenn Jemanden der Blitz vom Himmel trifft, so ist das ein Schicksal, keine Handlung, und es findet keine Zurechnung Statt; wenn sich Jemand hingegen aller Warnung ungeachtet bey einem nahen Gewitter unter einen hohen Baum stellt, und dann vom Blitze erschlagen oder an einem Gliede gelähmt wird: so ist er an seinem Schicksal selber Schuld. Zwingt

man Jemanden etwas zu thun, so hat er es nicht selbst gethan; führt man ihm die Hand, etwas zu unterschreiben, so hat er es nicht selbst unterschrieben, und weder diese Handlung, noch auch, was daraus entsteht, kann ihm zugerechnet werden. Wenn Jemand eine Axt schwingt, welche nicht genug am Stiele befestigt ist, und das herausfahrende Eisen einen dabey stehenden Menschen tödtet: so hat er die Schuld der Unvorsichtigkeit, weil er das Werkzeug nicht vorher untersucht hatte; aber der Todtschlag, den er begeht, ist doch unwillkürlich, und kann ihm nicht zugerechnet werden; der Zufall hat hier sein Spiel gehabt. Nur diejenigen Handlungen, welche nicht das Werk des Zwanges und des Zufalls, sondern die Folge eines freyen Entschlusses sind, deren Ursache nicht bloß in unserm Körper, sondern in unserer Seele liegt, und welche als äussere Darstellungen unserer Gesinnung gelten können, unterliegen der Zurechnung. Dieser Grundsatz gilt auch vor dem weltlichen Richter, welcher nur diejenigen Verbrechen straft, welche freywillig sind begangen worden.

Aber wir müssen noch genauere Unterscheidungen machen. Es kann eine Handlung frey begangen seyn, und doch nicht unbedingt der Zurechnung unterliegen, wenn sie nämlich nicht so, wie sie sich in der Ausführung zeigt, beabsichtigt war. Es kann Jemand aus Irrthum etwas Verderbliches begehen. Ein Jäger, der im Gebüsch sich etwas regen sieht, und meint, es sey ein Wild, schießt darauf, und tödtet einen Menschen, der sich daselbst verborgen hatte. Er ist nicht ganz frey von Schuld, weil er hätte sollen genauer untersuchen; aber der Todtschlag ist ihm doch nicht

zuzurechnen. Oft stiften die Menschen dadurch Schaden, daß sie die Folgen einer Handlung nicht vorherzusehen im Stande waren, und sind dann ganz ohne Schuld. Oft aber auch irren sie dadurch, daß sie die Folgen nicht genug vorher berechnet, und nicht genug Klugheit angewendet haben. Ihre Absicht war gut, aber sie hätten sollen genauer die Mittel abwägen, und die wahrscheinlichen Wirkungen berechnen. In diesem Falle tragen sie nicht die ganze Schuld; nur der Mangel an Klugheit fällt ihnen zur Last. Aber bey der Zurechnung der Unklugheit muß man bedenken, daß der Mensch, wie wir gesehen haben, in der Ausbildung der Klugheit nicht unabhängig ist, daß es auf die Umstände ankommt, wie viel Erfahrungen er sammeln, wie viel Einsicht er sich erwerben kann. Wenigstens muß man wohl unterscheiden, ob die in einem gewissen Falle bewiesene Unklugheit Folge seiner Unbedachtsamkeit oder seiner frühern Nachlässigkeit in der Ausbildung seines Verstandes ist. Im letztern Falle besteht sein Fehler nicht in dem, was er eben durch Unklugheit angerichtet, sondern in der vorhergegangenen Unterlassung dessen, was zu seiner Ausbildung nöthig gewesen wäre. Nehmen wir den Fall an, daß Jemand durch die Mittheilung einer Schrift oder eines Briefes, dessen Inhalt ihm unbekannt ist, Verderben anrichtet. Entweder hat er aus Unbesonnenheit das Mitgetheilte nicht gelesen, oder er hat es nicht gelesen, weil er nicht lesen gelernt hatte. Im erstern Falle ist er wegen seiner Unbesonnenheit strafbar; im zweyten Falle aber kann man ihm höchstens vorwerfen, daß er Gelegenheit hätte suchen sollen, lesen zu lernen; ist er aber durch fremde Schuld oder durch

ungünstige Umstände verhindert worden, sich diese nothwendige Kenntniß zu verschaffen, so ist er von aller Schuld frey zu sprechen.

Die Handlung, wie sie mittelst der Klugheit und Geschicklichkeit ausgeführt ist, oder die äussere Handlung, unterliegt, als solche, ferner auch darum nicht geradezu der Zurechnung, weil der Mensch in der Ausführung, im Gebrauche der Mittel, von der Aussenwelt so sehr abhängig ist. Was in der Absicht gut war, kann sehr in der Ausführung mißlingen, oder gar eine schädliche Richtung annehmen. Der Handelnde ist besonders von seinen Gehülfen sehr abhängig, indem bedeutende Thaten selten ohne Mitwirkung vollbracht werden können. Wie sehr viel Unheil aber kann die Treulosigkeit, Nachlässigkeit und Unklugheit der Gehülfen eines Werkes stiften! Wie leicht kann auch das Gute gemißbraucht und dadurch zum Verderben gewendet werden! Dürfen wir wohl den Urheber eines durch fremde Schuld mißlungenen Werkes anklagen? Dürfen wir den Lehrer der Wahrheit für den Mißbrauch verantwortlich machen, den man mit seinen Lehren treibt? Endlich kann die äussere That auch das Werk der Heucheley und Gleisnerey seyn, indem uns Eitelkeit, Eigennutz oder irgend eine andere falsche Nebenabsicht dabey geleitet haben. Das Werk erscheint von aussen gut, es ist aber innerlich todt und faul, und hat den Werth nicht, welchen demselben, wenn es von einem Andern aus reinen Absichten geübt ist, der sittliche Beurtheiler zuerkennt.

Aus allen diesen Gründen dürfen wir nicht unmittelbar die äussere Handlung als Gegenstand der

sittlichen Zurechnung ansehen, sondern die innere, die Absicht, den Entschluß. Die innere That ist unser eigen, darin erscheint unsere Gesinnung und unsere Lebensrichtung; darin zeigt sich die Güte oder Bosheit des Herzens, die Stärke oder Schwäche des Willens. Die innere That ist nichts als die Selbstbestimmung des Willens, und darin ist der Mensch unabhängig von der Aussenwelt, oder kann es wenigstens seyn. Freyheit ist die nothwendige Voraussetzung bey der Zurechnung; ohne Willensfreyheit gibt es gar keine Zurechnung, keine Schuld und kein Verdienst.

Hier treffen wir wieder auf die so wichtige Idee der Freyheit; aber hier betrachten wir sie in etwas anderer Beziehung. Früher betrachteten wir sie als Bildungsfähigkeit, jetzt als Zurechnungsfähigkeit. Von jener zeigten wir, daß sie in keinem Menschen unabhängig von äusseren Verhältnissen, von den Hülfsmitteln der Gemeinschaft, der Belehrung, der Erziehung, des Beyspiels sey; wir sprachen dem Menschen das Vermögen der unbeschränkten Freyheit ab: was haben wir nun von dieser Freyheit, von der Zurechnungsfähigkeit, zu halten? Leidet auch diese ihre Beschränkung, gibt es tadelnswerthe Handlungen, welche wir uns nicht zuzurechnen haben? Ja, wenn es mit dieser Freyheit dieselbe Bewandtniß, wie mit jener, hätte, so könnte es scheinen, als wenn wir uns keine Handlung ganz zuzurechnen hätten, weil der Mensch in nichts, was er thut, ganz unabhängig handelt. Können wir uns nicht wegen jedes Fehlers, wegen jedes Lasters damit entschuldigen, daß wir durch Temperament, Erziehung, Gewohnheit, Beyspiel dazu verleitet worden?

Ist der Mensch in seiner sittlichen Ausbildung das Werk des Einflusses der Gemeinschaft, in welcher er aufgewachsen ist und lebt: so sind ja auch seine Fehler eine Folge dieses Einflusses.

Ach! leider vernünftelt der Mensch nicht selten so, und versucht mit diesen Truggründen die Vorwürfe des Gewissens einzuschläfern. Aber wehe demjenigen, der in diesen Stricken der Sünde gefangen liegt, und in dieser verderblichsten aller Selbsttäuschungen lebt! — Anstatt aller Widerlegung könnten wir uns auf das nicht ganz zu unterdrückende Gefühl des Gewissens berufen, das uns wegen jedes Fehlers, den wir als solchen anerkennen, mit bittern Vorwürfen straft. Wer so vernünftelt, der greife nur in seinen Busen, und fühle sein Herz schlagen, welches trotz aller Beruhigungsgründe nicht ruhen kann. Er gestehe, daß es ihm Mühe macht, sich selbst zu täuschen, und diese Mühe ist eben der stärkste Widerlegungsgrund seiner Vernünfteley. Aber wir wollen versuchen, das, was in eines Jeden Gefühl liegt, auch mit dem Verstande zu begreifen, und zu zeigen, daß die Zurechnungsfähigkeit bey jeder That des Menschen Statt findet, und zwar verschiedene Grade hat, aber doch nie ganz und gar wegfällt.

Wenn wir die Willenskraft des Menschen als abhängig und beschränkt betrachtet haben, so wollten wir sie doch nicht zufolge einer gewissen übertriebenen Ansicht für nichts ansehen, vielmehr behaupteten wir, daß der menschlichen Bildungsfähigkeit keine bestimmbare Grenze gesteckt sey, daß Keiner sagen dürfe, so weit habe er kommen können, und nicht weiter, daß Niemand an seiner Besserung verzweifeln könne. Mag nun auch ein

sittlichen Zurechnung ansehen, sondern die innere, die Absicht, den Entschluß. Die innere That ist unser eigen, darin erscheint unsere Gesinnung und unsere Lebensrichtung; darin zeigt sich die Güte oder Bosheit des Herzens, die Stärke oder Schwäche des Willens. Die innere That ist nichts als die Selbstbestimmung des Willens, und darin ist der Mensch unabhängig von der Aussenwelt, oder kann es wenigstens seyn. Freyheit ist die nothwendige Voraussetzung bey der Zurechnung; ohne Willensfreyheit gibt es gar keine Zurechnung, keine Schuld und kein Verdienst.

Hier treffen wir wieder auf die so wichtige Idee der Freyheit; aber hier betrachten wir sie in etwas anderer Beziehung. Früher betrachteten wir sie als Bildungsfähigkeit, jetzt als Zurechnungsfähigkeit. Von jener zeigten wir, daß sie in keinem Menschen unabhängig von äusseren Verhältnissen, von den Hülfsmitteln der Gemeinschaft, der Belehrung, der Erziehung, des Beyspiels sey; wir sprachen dem Menschen das Vermögen der unbeschränkten Freyheit ab: was haben wir nun von dieser Freyheit, von der Zurechnungsfähigkeit, zu halten? Leidet auch diese ihre Beschränkung, gibt es tadelnswerthe Handlungen, welche wir uns nicht zuzurechnen haben? Ja, wenn es mit dieser Freyheit dieselbe Bewandtniß, wie mit jener, hätte, so könnte es scheinen, als wenn wir uns keine Handlung ganz zuzurechnen hätten, weil der Mensch in nichts, was er thut, ganz unabhängig handelt. Können wir uns nicht wegen jedes Fehlers, wegen jedes Lasters damit entschuldigen, daß wir durch Temperament, Erziehung, Gewohnheit, Beyspiel dazu verleitet worden?

Ist der Mensch in seiner sittlichen Ausbildung das Werk des Einflusses der Gemeinschaft, in welcher er aufgewachsen ist und lebt: so sind ja auch seine Fehler eine Folge dieses Einflusses.

Ach! leider vernünftelt der Mensch nicht selten so, und versucht mit diesen Truggründen die Vorwürfe des Gewissens einzuschläfern. Aber wehe demjenigen, der in diesen Stricken der Sünde gefangen liegt, und in dieser verderblichsten aller Selbsttäuschungen lebt! — Anstatt aller Widerlegung könnten wir uns auf das nicht ganz zu unterdrückende Gefühl des Gewissens berufen, das uns wegen jedes Fehlers, den wir als solchen anerkennen, mit bittern Vorwürfen straft. Wer so vernünftelt, der greife nur in seinen Busen, und fühle sein Herz schlagen, welches trotz aller Beruhigungsgründe nicht ruhen kann. Er gestehe, daß es ihm Mühe macht, sich selbst zu täuschen, und diese Mühe ist eben der stärkste Widerlegungsgrund seiner Vernünfteley. Aber wir wollen versuchen, das, was in eines Jeden Gefühl liegt, auch mit dem Verstande zu begreifen, und zu zeigen, daß die Zurechnungsfähigkeit bey jeder That des Menschen Statt findet, und zwar verschiedene Grade hat, aber doch nie ganz und gar wegfällt.

Wenn wir die Willenskraft des Menschen als abhängig und beschränkt betrachtet haben, so wollten wir sie doch nicht zufolge einer gewissen übertriebenen Ansicht für nichts ansehen, vielmehr behaupteten wir, daß der menschlichen Bildungsfähigkeit keine bestimmbare Grenze gesteckt sey, daß Keiner sagen dürfe, so weit habe er kommen können, und nicht weiter, daß Niemand an seiner Besserung verzweifeln könne. Mag nun auch ein

gewisser Mensch noch so sehr in seiner sittlichen Bildung vernachlässigt seyn, und noch so weit von dem Ziele abstehen: so kann er doch nicht sagen, daß ihm der Weg dahin verschlossen sey; und ist auch seine Willenskraft noch so sehr geschwächt, und von den Fesseln der Lüste bestrickt, so ist sie doch nicht ganz ertödtet, und es bleibt ihm die Möglichkeit übrig, sie, wenn auch nicht mit einem Male, zu befreyen, und nach und nach zu stärken. Ist sein sittliches Gefühl nicht ganz erstickt, so wird er ein Mißfallen an seinen Handlungen empfinden, das ihn mit sich selbst unzufrieden macht, und dieß Mißfallen ist nichts anders, als die Zurechnung. Indem er sich selbst mißfällt, klagt er sich an, daß er nicht besser ist; und er klagt sich nur darum an, weil er sich etwas Besseres zutraut. Ist es zur Besserung wirklich zu spät, ist die Lebensuhr abgelaufen, und das Tagwerk geschlossen: so wird der Rückblick auf ein sündhaftes Leben darum nicht weniger strafend seyn. Das Gewissen wird dem sich selbst erkennenden Sünder vorwerfen, daß er trotz aller ungünstigen Umstände besser hätte werden können. Ist er verführt worden, so wird es ihm vorwerfen, daß er der Verführung kräftiger hätte widerstehen können; es wird ihn einer Neigung zeihen, sich den verführerischen Eindrücken hinzugeben, und in seinen Fehlern immer eine Zuthat des eigenen Willens anerkennen. Im Angesichte des Todes gilt allein die Wahrheit; wer ein ganzes Leben hindurch sich selbst getäuscht, und in bewußtloser, dunkler Leidenschaft hingelebt hat, wird auf dem Todtenbette aus seinem unseligen Traume erwachen. Sein Leben lang von äusserer Gewalt getrieben, der Freyheit unbewußt und

unfähig, wird er in den letzten Augenblicken wenigstens sein Leben als das Werk seines bösen Willens anerkennen, und dann nur um so strenger über sich richten.

Ausserdem hat ein bedeutender Unterschied Statt zwischen der Bildungsfähigkeit und der Zurechnungsfähigkeit. Die Aufgabe der Bildung ist, den ganzen Menschen, nach Herz, Erkenntniß und Willen, zu bilden, daß er nach den besten Gesetzen pflichtmäßig handle, nicht nur seiner Ueberzeugung gemäß lebe, sondern sich auch die beste Ueberzeugung zu verschaffen suche. Die Zurechnung hingegen mißt die Handlungen nach der jedesmaligen Ueberzeugung, und es ist dabey zunächst nur die Frage, ob man das gethan habe, was man für recht gehalten. Entdecken wir, daß unsere Ueberzeugung fehlerhaft ist, so klagen wir uns deßwegen auch an; auch der Irrthum ist strafbar, aber nicht in dem Grade, wie die Pflichtwidrigkeit. In Ansehung der Untreue gegen uns selbst und unsere Ueberzeugung ist das Urtheil des Gewissens am strengsten und bestimmtesten, und dafür findet eine unbedingte Zurechnungsfähigkeit Statt, nicht aber für die Ausbildung der Erkenntniß. In Ansehung dieser hängen wir mehr von den äussern Einflüssen, von Unterricht und Erziehung, ab, als in Ansehung jener. Nämlich wenn es sich um die Erfüllung dessen, was wir für Pflicht halten, handelt, so haben wir es allein mit uns selbst, mit unserm Herzen und Willen, zu thun, während wir bey Berichtigung unserer Erkenntniß die Lehren Anderer zu brauchen und uns anzueignen haben, und von ihren Einsichten abhangen. In sich selbst aber will und soll der Mensch Herr seyn; er soll fest auf seinem Sinne stehen. Wer unter

Muhammedanern aufgewachsen ist, kann schwerlich über die sittliche Ansicht, welche unter ihnen herrschend ist, hinausgehen; er wird mit roher Wuth die Christen als Hunde mißhandeln, und dann noch gar gut zu handeln glauben. Hingegen wenn es gilt, ein ihm bekanntes und von ihm anerkanntes Gesetz der Gerechtigkeit zu erfüllen, so hat er nur sich selbst dem gemäß zu bestimmen und die etwa dagegen widerstrebende Leidenschaft zu bekämpfen. Eine aus Fanatismus begangene Rohheit und Grausamkeit wird er, falls er späterhin zur Erkenntniß kommen sollte, sich selbst nicht so hoch anrechnen, als die Verletzung eines damals schon anerkannten Gesetzes der Gerechtigkeit, weil er in diesem Falle sich selbst untreu geworden ist. Es wird keinen noch so rohen Menschen geben, der nicht gewisse Grundsätze und Gefühle von Pflicht in sich trüge, und wäre es auch nur eine eingebildete Pflicht. Der roheste Wüstling, der schon manches Eheband zerrissen, manche Blume der Unschuld zerknickt hat, wird wenigstens das, was er Ehre nennt, mit seinem Blute vertheidigen, und er, der nie den Trieben seines verderbten Herzens widerstehen konnte, wird sich vielleicht als tapfern Mann beweisen, und muthig sein Blut verspritzen. Ein Habsüchtiger, der sich vom Schweiße der Armuth bereichert hat, wird vielleicht mit der größten Pünktlichkeit jede Verbindlichkeit im Geschäft erfüllen, und ein Mann von Wort und Zuverlässigkeit seyn. In diesem engen, sichern Kreise der klar erkannten Pflicht waltet das Gewissen mit unerbittlicher Strenge, und läßt keine Entschuldigung zu. Man fehlt gegen das, was man sich selbst als Pflicht vorschreibt, aus Schwäche, und diese Schwäche verzeihen wir uns nie; denn wir machen an uns den

Anspruch, uns selbst gleich zu bleiben. Ein jeder Mensch trägt neben seinem Pflichtgefühl einen Feind in sich, mit dem er zu kämpfen hat, eine Schwachheit, einen Hang, eine Leidenschaft; in der glücklichen Führung dieses Kampfes besteht seine Tugend: unterliegt er nun von irgend einer Aufwallung oder einem Eindrucke überrascht, so fühlt er sich mit Beschämung besiegt, und das Gewissen bestraft ihn. Hier gibt es keine Entschuldigung; das Gefühl der Selbstvernichtung, des innern Zwiespalts ist mit nichts zu übertäuben. Was ich wollte, das sollte ich vollbringen, weil ich es wollte. Was bin ich, wenn ich mich nicht selbst bezwingen kann? Bin ich nicht verächtlicher, als das Thier, das nichts thut, als was es will, und nichts will, was es nicht vollbringt? Es unterliegt nur fremder Gewalt; ich aber bin von mir selbst besiegt!

Die Freyheit also, die wir bey der Zurechnung voraus setzen, betrachten wir als unbedingt, während hingegen diejenige, die als Bedingung der Bildung gilt, beschränkt ist. Indem die Sittenlehrer beyde Gesichtspunkte für die Betrachtung der Freyheit verwechselten, fielen sie auf die Behauptung, daß die menschliche Freyheit unbeschränkt sey, deren Falschheit in der einen Hinsicht wir im Vorigen beleuchtet haben.

Man kann einwenden, daß der Mensch von Natur sinnlich, für sinnliche Eindrücke empfänglich, und mithin nie im Stande sey, die Sinnlichkeit ganz zu überwinden, daß mithin auch da keine unbedingte Zurechnungsfähigkeit Statt finde, wo es sich nur darum handelt, seinen eigenen Grundsätzen treu zu bleiben. Wir selbst haben gezeigt, daß der Mensch nie sich ganz

von der Sinnlichkeit los macht, und daß selbst der Tugendhafte noch in den Banden derselben liegt: werden wir nun die Folgerung zugeben, daß deßwegen auch dann keine Zurechnung Statt finde, wenn wir uns von unserer sinnlichen Schwäche überwinden lassen? Mit nichten! Wir treffen hier auf das tiefste Geheimniß der Sittenlehre, dessen Enthüllung wir der christlichen Offenbarung verdanken. Es ist die Anerkenntniß, daß selbst unsere sinnliche Schwachheit Sünde ist, daß wir, noch ehe wir mit der That gesündigt, schon mit dem auf das Irdische gerichteten, schwachen, verführbaren Willen gesündigt haben, daß wir in Sünde und Schuld empfangen und geboren sind. Diese Wahrheit nimmt uns jede Entschuldigung, die wir für unsere Fehler aus unserer Natur suchen könnten. Wir haben gesündigt, weil wir einen Hang zur Sünde haben: wohl! aber eben dieser Hang klagt uns an, und mahnt uns, vor dem strengen Richter mit demüthigem Mißfallen über uns selbst uns zu beugen, und um seine Gnade zu flehen.

Wenden wir nun diese Grundsätze der Zurechnung auf die Foderungen der beyden Triebe der Vollkommenheit und Sittlichkeit an: so ist klar, daß in Ansehung des ersteren Triebes keine so strenge Zurechnung Statt findet, wie in Ansehung des letzteren, welches wir nach dem Dagewesenen leicht zeigen können.

Erstens sind die Regeln der Vollkommenheit durchaus nicht auf strenge Nothwendigkeit zurückzuführen, weil dabey eine gradweise Verschiedenheit und das Spiel der Mannichfaltigkeit und Eigenthümlichkeit Statt findet. Nicht nur weichen die verschiedenen Zeiten und

Völker in den Vorstellungen von der Vollkommenheit ab, sondern auch die Einzelnen derselben Zeit und desselben Volkes verfolgen verschiedene Ziele derselben. Es fehlt mithin an einer festen Regel für die Zurechnung. Zwar wird ein Jeder irgend etwas lieben und erstreben, und sich nach dem, was er darin erreicht hat, mit Wohlgefallen oder Mißfallen beurtheilen; aber es kommt hierbey so sehr viel auf den Grad an, den er bey seinem Streben beabsichtigt, und den er wirklich erreicht hat, und darüber wird es durchaus an einem festen Urtheil fehlen. Der edle Mensch wird immer mit sich unzufrieden bleiben, wenn er auf das Ziel hinsieht, dem er nachgestrebt hat, und bemerkt, wie weit er noch zurücksteht; aber diese Unzufriedenheit wird doch nicht gerade mit Vorwürfen gegen sich selbst bekleidet seyn, und ihn wenigstens nicht so beunruhigen, wie die Vorwürfe eines bösen Gewissens. Der Künstler wird seine Werke stets mit Bescheidenheit betrachten, und sie weit hinter das Urbild setzen, das ihm vorschwebt: aber er wird sich darum nicht mit Vorwürfen peinigen, weil es ihm selbst nicht klar genug seyn kann, wie viel er durch Unfleiß und Mangel an Thätigkeit an der Ausbildung seiner Gabe verschuldet hat.

Es kommt nämlich zweytens noch dazu, daß unser Streben nach Vollkommenheit sehr abhängig von äusseren Verhältnissen, und das Gelingen desselben durch die Gaben der Natur und die Hülfsmittel der Bildung bedingt ist. Der Fleiß ohne Gabe und Mittel kann nicht zu dem erwünschten Ziele führen. Nun ist es aber bey einem gewissen Grade der Bildung schwer zu bestimmen, wie viel der Fleiß, und wie viel die Gabe

und die Unterstützung dafür gethan haben: mithin hat die Zurechnung in dieser Hinsicht gar keine feste Grundlage.

Dasselbe gilt auch von der Liebe, welche wir unsern Freunden, Verwandten und Nebenmenschen in auf- und absteigender Stufenfolge beweisen. Es läßt sich kein nothwendiges Gebot darüber aussprechen, wie viel Freundschaft, Wohlwollen und Wohlthätigkeit wir beweisen sollen; denn Allen können wir nicht gleichviel beweisen, und es gibt dafür keine allgemein gültige Regel. Das Herz wird es uns lehren, wen und wie wir lieben sollen, und oft wird es uns der Kälte und Undankbarkeit gegen diejenigen anklagen, welche uns liebend entgegengekommen sind; aber die Zurechnung wird doch immer sehr unbestimmt bleiben. Da die Liebe sich in thätiger Beförderung des fremden Wohles beweist, so wird es auch von unsern Umständen und unserm Vermögen abhangen, wie viel wir dafür thun können; und wir werden uns darin oft mit Schmerzen beschränkt fühlen. Mithin findet hier auch in dieser Hinsicht keine unbedingte Zurechnungsfähigkeit Statt.

Diejenige Handlung, welche nach dem Gefühl des Herzens dem Triebe der Vollkommenheit entspricht, nennen wir edel, und im höhern Grade schön; die entgegengesetzte unedel, unschön, häßlich und gemein. Das Unedle aber, ob wir es gleich nicht lieben, ist doch nicht schlechthin verwerflich, indem dabey noch die Ehrlichkeit und Gerechtigkeit bestehen kann. Der Rohe, der keinen Sinn für Bildung hat und sein Herz für die Liebe verschließt, kann doch durch eine gewisse Stärke des Charakters und eine gewisse Güte der Gesinnung

das Gefühl der Selbstachtung in sich bewahren, und wird sich nicht wegen seiner Rohheit verwerflich vorkommen, zumal da er davon kein Bewußtseyn hat.

Die bestimmteste Zurechnung und das strengste Urtheil des Gewissens findet in Ansehung der Pflichten der Achtung, der Ehre und Gerechtigkeit, Statt. Denn hier gibt es nothwendige Gebote, welche sich im Gemüthe auf das bestimmteste ankündigen. Es ist wohl kaum ein Mensch, der nicht ein gewisses Gefühl von Ehre und Recht in sich trägt, für dessen Verletzung ihn das Gewissen straft. Zur Erfüllung unserer Pflichten bedürfen wir weder besonderer Gaben noch Hilfsmittel; der gute Wille ist allein hinreichend. Es handelt sich dabey immer nur um die Unterlassung dessen, was uns erniedrigt, und das Recht des Andern verletzt: und etwas zu unterlassen, steht in eines Jeden Gewalt. Schwer wird ihm vielleicht der Kampf mit seinen Begierden und Leidenschaften, aber mit äussern Schwierigkeiten hat er nicht zu kämpfen. Er bleibe sich nur selbst getreu, so hat er alles gethan, was er thun soll. Die heftigsten Vorwürfe des Gewissens, das schmerzlichste Gefühl des innern Zwiespalts empfinden wir dann, wenn wir die Gesetze der Ehre und Gerechtigkeit verletzt, wenn wir uns dem Uebermuth Anderer feigherzig preisgegeben, wenn wir aus Leidenschaft das Recht des Nebenmenschen verletzt haben. Wie Andere uns dann strenger beurtheilen, so wir uns selbst. Das, was wir eigentlich ein böses Gewissen nennen, trägt der Pflichtvergessene, der Ehrlose und Ungerechte in sich: er hat die Achtung gegen sich selbst verloren, weil er die Achtung der Menschenwürde in

sich selbst und Andern aus dem Auge gesetzt hat. O beklagenswerther Zustand dessen, der ein böses Gewissen hat! Er trägt die Schlangen der Furien, die Flammen der Hölle in seinem Busen; er möchte sich selbst vergessen, und kann es nicht; er sucht den innern Richter zum Schweigen zu bringen durch Betäubung seines Geistes, durch alle Arten von Vergnügungs- und Zerstreuungsmitteln; aber es gelingt ihm nur für kurze Zeit, und mit dem Erwachen seines Bewußtseyns erwacht auch die strafende Stimme in seinem Innern.

Was nach dem Urtheile des Gewissens dem Pflichtgebote entspricht, nennen wir gut; was demselben widerspricht, nennen wir böse. Hierin zeigt sich der entschiedene Werth oder Unwerth des Menschen: der Böse hat seinen eigenen Werth hinweggeworfen, und sich der innern Vernichtung preisgegeben.

Das sind die beyden Grade der Selbstzufriedenheit und der Unzufriedenheit mit uns selbst. Wer sich selbst das Zeugniß geben kann, so viel, als ihm möglich war, für seine Vervollkommnung gearbeitet zu haben, und sich bewußt ist, in einer edeln Lebensrichtung begriffen zu seyn; wer sich keine Lieblosigkeit, keine Härte und Undankbarkeit gegen diejenigen, welche Liebe von ihm erwarten, vorzuwerfen hat; wer endlich das stolze Gefühl in sich trägt, nie die Menschenwürde in sich selbst und Andern gebeugt, und stets den Pflichten der Ehre und Gerechtigkeit nachgelebt zu haben: der kann sagen, daß er mit sich zufrieden sey, der trägt den ungestörten Frieden, die Seelenruhe, die Seligkeit, in sich.

Seligkeit nennen wir die vollkommene innere Zufriedenheit des Menschen, das ungetrübte, freye Leben der Seele in sich selbst, welche, von allem Aeussern frey, in sich selbst findet, was sie bedarf, auf sich selbst gegründet, in sich selbst abgeschlossen ist. Der Name Seligkeit kommt her von Seele, weil in der Seligkeit die Seele ganz ist, was sie ist. Aber welcher Mensch kann alles dieß von sich rühmen, was zur Seligkeit gehört, wer hat alles das erfüllt, was er mit dem Gefühle seines Herzens, mit dem Gedanken seines Geistes als schön, erstrebenswürdig, und pflichtmäßig erkannte? Wer ist nicht hinter dem Ziele zurückgeblieben, das er im Auge hatte? Kein Mensch thut sich selbst genug, die That bleibt immer hinter dem vorstrebenden Willen zurück; und was in der Gluth der Begeisterung vollbracht worden, und woran das Herz Gefallen hatte, das erscheint uns, wenn wir kälter werden, als unvollkommen und mißlungen. Die Kraft des Menschen ist endlich und beschränkt, sein Streben aber hat keine Schranken: mithin muß ihm sein Werk immer ungenügend erscheinen. Kein Mensch ist gut; denn niemand ist gut, als Gott.

Unzufrieden mit uns selbst zu seyn, ist unser aller Loos; das ist die Unseligkeit dieses unvollkommenen irdischen Lebens. Und doch ist derjenige, welcher mit sich selbst ganz zufrieden ist, der Selbstgefällige, der Eingebildete, noch unseliger, als der, welcher sich selbst mit Demuth und Strenge beurtheilt. Denn jener lebt in Selbsttäuschung und trübem Selbstbewußtseyn, und es kommt einmal die Zeit, wo er aus seinem Schlummer erwacht, und sich in seiner wahrer Gestalt, vor sich

selbst erschreckend, erblickt. Dann ist seine angemaßte Ruhe dahin, und das Gewissen straft ihn um so strenger. Der Demüthige hingegen trägt in dem klaren Blicke, mit welchem er sich selbst betrachtet, die Sicherheit derjenigen Seelenruhe, die er besitzt, wenn sie auch nicht durch sein eigenes Verdienst ganz vollkommen ist; was er an sich billigungswerth findet, das bleibt ihm, weil er es nicht zu hoch schätzt: und indem er stets nach dem Vollkommenen strebt, wächst seine Selbstzufriedenheit, und jedes vollbrachte gute Werk trägt dazu bey, sie zu erhöhen.

Aber die Demuth führt auch ein beseligendes Gefühl mit sich, durch welches das, was an unserer Selbstzufriedenheit fehlt, ersetzt wird, weil mit ihr der Trost des Glaubens ist. Wer sich selbst erhöhet, der wird erniedrigt; wer sich aber selbst erniedrigt, der wird erhöhet.

Die wahre Demuth mit dem sie begleitenden Glauben hat nur der Christ, der das von Himmeslicht strahlende Bild seines Erlösers vor Augen und im Herzen hat. Sehen wir zuerst, worin die christliche Demuth besteht, und dann, wie der Glaube den demüthigen Christen aufrichtet und tröstet.

Christus ist das vollendete Vorbild der Tugend, Weisheit und Gerechtigkeit, der sündlose, vollkommene Mensch, in welchem kein Trug und kein Mangel war. Was der Mensch dunkel in sich trägt, und mit unsicherem Bestreben zu erreichen sucht, das erscheint klar in lebendiger, thatsächlicher Wirklichkeit in Christi Leben und Lehre. Die sonst immer schwankende Erkenntniß des göttlichen Gesetzes ist daher für den Christen ganz

bestimmt und sicher geworden; weil aber die Zurechnung um so strenger ist, je bestimmter die Regel der Beurtheilung ist: so beurtheilt sich der Christ strenger, als ein Anderer, und ist demüthiger. Nie kann er seine Tugend für vollkommen halten; denn wie hoch sie stehe, sie bleibt immer hinter Christi Vollkommenheit zurück. Vor dem Glanze des Tugendbildes Christi erscheint die menschliche Tugend immer von Flecken verunreinigt. Nicht genug aber, daß der Christ seine Fehler auf das strengste beurtheilt; er begibt sich auch, wenn er etwas Gutes geleistet, alles Verdienstes, und schreibt alles Christo zu; denn ohne seine Hülfe hätte er es nicht vollbracht. Wäre er durch ihn nicht erlöst, so läge er noch in den Banden der Sünde; lebte er nicht mit ihm und den Seinigen in Gemeinschaft, so hätte er keine Kraft und Einsicht zum Guten. Dadurch wird seine Tugend von den Flecken, die sie trägt, geläutert, weil er diese erkennt und beklagt, und das Gute, das in ihm ist, wird nicht durch selbstsüchtige Ueberschätzung verunreinigt. Demuth, Bescheidenheit erhöhet jeden menschlichen Werth; Hochmuth, Eingebildetheit, Eitelkeit löscht jeden Vorzug aus. Die Geistes-Gabe, die Vollkommenheit, die mit Eitelkeit gepaart ist, verliert ihren Werth in unsern Augen, weil wir nichts lieben, insofern es das selbstische Eigenthum Jemandes ist, sondern nur insofern es der Menschheit angehört, der Eitele aber seine Vorzüge sich selber beymißt. Die Freyheit von der Selbstsucht ist das höchste Ziel der Sittlichkeit; die Anerkennung aber, daß wir alles nur durch Christum sind, tilgt die letzten Reste der Selbstsucht aus.

Darum entbehrt die erhabenste, reinste Tugend der Heiden, und selbst die eines Sokrates, der letzten Vollendung, weil ihnen das Vorbild Christi, und somit die feste Regel der Selbstbeurtheilung und die wahre Demuth fehlte, und weil sie, ausser der Gemeinschaft mit Christo, in ihrem Tugendbestreben immer auf sich allein standen, und von der Selbstsucht, bey aller Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit, nicht so frey seyn konnten, wie der gläubige Christ. Daß die Tugenden der Heiden nur glänzende Laster seyen, ist zwar ein harter, aber nicht ganz unwahrer Ausspruch, wahr besonders in Beziehung auf diejenigen Tugenden, deren Grund die unreine, leidenschaftliche Vaterlandsliebe war. Da kein Mensch für sich allein, sondern nur durch Gemeinschaft etwas vermag, die Heiden aber der reinen Gemeinschaft mit Christo entbehrten: so konnte auch ihre Tugend nie rein seyn.

Mit dem demüthigen Hinblick auf das Vorbild des Erlösers ist aber auch der tröstliche Glaube verbunden, daß uns um seinetwillen alle unsere Fehler vergeben werden, wodurch das unreine Gewissen des Christen gereinigt wird. Christum, den Vollendeten, erreichen wir nie; aber er, als der Erstgeborne unserer Brüder, als der vollkommene Mensch, gehört uns, und wir gehören ihm an; seine Vollkommenheit wird unser eigen durch den Glauben und die Hoffnung; was wir noch nicht sind, das können wir durch ihn werden. Er hat sich uns durch den Liebestod am Kreuze zu eigen gegeben, und uns sich eigen gemacht; und indem er uns die reinste Liebe bewiesen, und für unser Heil das größte Opfer gebracht, so hat er uns auch dadurch ein

Pfand der Gnade Gottes gegeben; da er, der Gottes Sohn, der Heilige Gottes, uns bis in den Tod geliebt, so liebt uns auch Gott, und will nicht unser Verderben, sondern unser Heil. Ist Christus für uns, so ist Gott für uns; und ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Blicken wir gläubig zu ihm empor, so ist unser Herz vom freudigsten Vertrauen erfüllt; unser Muth, unsere Kraft wächst; durch die Gnade Gottes werden wir siegen. Das ist der Glaube, der gerecht macht, und allein gerecht macht. Gute Werke sind nie hinreichend, uns die Seelenruhe zu geben; das gute Gewissen ist immer noch durch Vorwürfe getrübt; nur der Glaube gibt uns die volle Ruhe und Seligkeit.

Das ist nicht etwa bloß die christliche Lehre; auch der wahre Weltweise muß ihre Wahrheit anerkennen, und er wird sie nur, als solcher, sich auf dem philosophischen Standpunkt behauptend, nicht in Beziehung auf Christum, sondern allgemein vortragen. Aber hier zeigt sich die Abhängigkeit der Weltweisheit von der Offenbarung; erst aus dieser hat sie diese Wahrheit geschöpft, die sie dann auch unabhängig als Vernunftwahrheit begriffen hat; sie mußte erst von Christo lernen, was sie nachher selbstthätig erkannte.

Aber eben so wenig als der Weltweise wird der denkende Christ von gesundem Gemüth jene Uebertreibung billigen, daß das Bewußtseyn, unsere Pflicht gethan zu haben, so weit es uns möglich war, gar nichts beytragen könne zu unserer Seligkeit und Seelenruhe, daß wir uns gar nicht des Vollbrachten freuen, sondern alles, was wir gethan, als eitel nichtig betrachten sollen. Diese Lehre ist eben so falsch, als jene, daß

der menschliche Wille nichts sey, und beyde hangen genau zusammen. Das Unvollkommene ist immer etwas, und dürfen wir auch nicht ganz mit uns zufrieden seyn, so dürfen wir es doch einigermaßen seyn. Aber immer sollen wir uns unserer Fortschritte zum Besseren mit Demuth und im Hinblick auf Christum freuen. Wer sich rühmen will, der rühme sich des Herrn! Wer im Herrn lebt, und Alles in ihm thut, wird sich auch nur in ihm rühmen; seine Person ist mit Christi Person vereinigt, Christi Wille ist seiner, Christi Kraft ist seine, und so sind seine Thaten Christi Thaten, und diesem gehört alles Verdienst.

Da das menschliche Leben nur eines, und im Menschen Inneres und Aeusseres, Geist und Leib, eins sind: so hängt auch die Beurtheilung seines äussern Zustandes, seines Glückes oder Unglückes, und die Zufriedenheit damit mit der Selbstbeurtheilung und der Selbstzufriedenheit zusammen, und wir müssen zu jener Betrachtung vom gegenwärtigen Standpunkt aus zurückkehren, um den ganzen Kreis der Zurechnung zu umfassen. Der Mensch ist geneigt, seinen äussern Zustand als eine Folge seines innern Werthes anzusehen, und das Urtheil seines Gewissens mit der Zufriedenheit oder Unzufriedenheit mit seinem Schicksale zu vermischen. Hier liegt etwas Wahres zum Grunde, es ist aber dabey viel Mißverständniß, und wir müssen das Wahre vom Falschen scheiden.

Wir fassen von unserer äusseren Lage nur dasjenige ins Auge, was das reine Werk des Schicksals ist, und lassen dasjenige bey Seite liegen, was wir durch eigenen Fleiß geschaffen haben; wir reden hier vom eigentlichen Glück und Unglück. Dieses betrachtet man nach

einer herrschenden Ansicht als Lohn und Strafe. Ist diese Ansicht richtig?

Das Ergebniß unserer Bemühungen für unser Wohlseyn läßt sich als den Lohn derselben betrachten: dagegen ist nichts einzuwenden; nur gehört beydes, Arbeit und Lohn, nicht in das innere Gebiet der Sittlichkeit, sondern in den Vorhof derselben, in welchem die Klugheit waltet. Dieser Lohn ist nicht der Lohn der reinen innern Tugend, sondern der äussern Arbeit; und dann ist er nicht als ein Glück zu betrachten, wenigstens gehört er demselben nicht rein an, und wir wollen hier nur von demjenigen reden, was sich allein als Werk des Schicksals betrachten läßt. Wir fragen, ob das Glück, das dem Tugendhaften ohne sein Zuthun widerfährt, der Besitz und Genuß zufälliger irdischer Güter, als der Lohn seiner Tugend zu betrachten sey? — Die Wege der Vorsehung sind uns nicht klar; wir können nicht die Absichten des Regierers der Welt erforschen, mithin nicht sagen, warum er dem Einen etwas schenkt, dem Andern es versagt. Aber so viel ist gewiß, daß der wahrhaft Tugendhafte, der zugleich anspruchlos und demüthig ist, sein Glück nicht als Lohn seines Verdienstes, (das er ja ohnehin gar nicht anerkennt), sondern als unverdiente Gabe der Gnade Gottes betrachtet. Und dieß Gefühl sichert erst sein Glück, dessen Verlust ihn nicht erschüttert: weil er erkennt, daß es ihm der Herr gegeben, so kann er dann demüthig sagen: der Herr hats genommen, er sey gelobt! Derjenige hingegen, der es als Lohn betrachtete, würde trotzig murrend sagen: warum raubst du mir, was ich mir verdient habe? und würde dadurch nur unglücklicher seyn. Ist

der Tugendhafte glücklich, so gönnen ihm die, welche ihn achten und lieben, gern sein Glück, und sagen: er verdient es! Aber das heißt nur: weil wir ihn lieben, so sehen wir ihn gern glücklich; wären wir die Spender des Glücks, so würden wir ihn auf das reichlichste bedenken. Es geht aber nicht immer nach den gutmüthigen Wünschen des Herzens; nicht selten sind die Lasterhaften, Unedlen, Bösen, glücklich, d. h. sie besitzen und genießen irdische Güter: und dieses muß den Wahn widerlegen, als werde das Glück nach Würdigkeit vertheilt. Glück und Tugend sind ganz verschiedenartige Dinge, und die Tugend macht nicht des Glückes würdiger: der Tugendhafte ist der Seelenruhe, der Selbstzufriedenheit würdig, die auch unmittelbar seiner Tugend folgt, aber er ist nicht des sinnlichen Genusses würdiger, als ein Anderer. Der Genuß gehört dem Thiere im Menschen, die Seelenruhe dem Geiste in ihm an; der nicht Tugendhafte bleibt aber immer Thier, und als solches des Genusses fähig und würdig. Der Tugendhafte wird sich allerdings wegen seines guten Gewissens des Genusses reiner freuen, als der Böse; aber er wird auch leichter Entbehrung und Leiden tragen, und beydes gehört dem Geiste, nicht der sinnlichen Natur an. Der Tugendhafte wird die irdischen Güter allerdings besser benutzen, als der Böse, und insofern ist er ihres Besitzes würdiger, als dieser; aber er wird auch, von allem Besitz entblößt, die Wirksamkeit seines tugendhaften Geistes entfalten können. Hier ist nur von Aeusserem, Zufälligem die Rede; die Tugend aber ist von allem diesem unabhängig.

Anders als mit dem Glücke ist es mit dem Unglück und Leiden, welches wir nicht ohne Grund als Strafe

zu betrachten pflegen, wenn damit die Schuld verbunden ist.

Strafe nennen wir ein Uebel, welches der Richter zufolge der bestehenden Gesetze zur Büßung eines Vergehens auferlegt. Nun gibt es gewisse Uebel, welche wir uns zufolge der natürlichen Gesetze des Lebens durch unser Betragen zuziehen können, als Armuth, durch Verschwendung, Krankheit, durch Unmäßigkeit: und diese Uebel pflegen wir Strafen zu nennen. Insofern freylich ein solcher unglücklicher Zustand die Folge unserer Handlungen ist, sind wir dadurch eigentlich nur für unsere Unklugheit bestraft: die Unsittlichkeit, die sündhafte Liebe zum Sinnengenuß, die Uebertretung der Pflicht wird dadurch nicht unmittelbar bestraft; denn man kann auch so sündigen, daß man sich vor jenen übeln Folgen hütet, und zwar mit Mäßigkeit, aber doch pflichtwidrig genießt. Aber mittelbar werden die übeln Folgen unsittlicher Handlungen zu Strafen derselben, indem das Gefühl des Leidens die Stimme des Gewissens verstärkt. Es ist im Glücke eine den Geist einschläfernde, nach aussen ziehende Kraft, während ihn das Unglück auf sich selbst zurückführt. Die Zufriedenheit mit der äussern Lage schmeichelt dem Menschen, und verwandelt sich leicht in eine falsche Selbstzufriedenheit, so daß man nicht nur die Geschenke des Glücks als Verdienst ansieht, sondern auch über dem äusseren Glanze die innere Leere und Unwürdigkeit übersieht. Ist aber aller äussere Glanz ausgelöscht, und das lächelnde Licht des Glückes von den schwarzen Gewitterwolken der Leiden und Widerwärtigkeiten verdunkelt; steht der Mensch von allen äussern Stützen und Begünstigungen

verlassen: dann kehrt er in sich selbst, fühlt, was er ist, und erkennt sich in seiner nackten, niedrigen Gestalt. Der Wollüstling auf dem Krankenlager erkennt seine Sünde, weil er dafür leidet; wäre dieß nicht der Fall, erfreute er sich noch der vorigen Gesundheit und Kraft: wer weiß, ob er zur Erkenntniß gekommen wäre? Und so erwacht auch das Gewissen bisweilen bey Leiden, welche mit unsern Vergehungen in keinem natürlichen Zusammenhange stehen, so daß man sie wohl auch als Strafen anzusehen geneigt ist. Wer ein böses Gewissen hat, entbehrt der Freudigkeit des Gemüths, welche dazu gehört, um Widerwärtigkeiten zu ertragen; da es in ihm düster und trübe aussieht, so nimmt alles, was ihm von aussen unfreundlich und verletzend begegnet, eine trübere und schreckendere Gestalt an; der Stachel des Schmerzes dringt in sein krankes Herz, und vereinigt sich mit den Stacheln des bösen Gewissens: und so ist das Unglück für ihn gewissermaßen eine Strafe; weil er gesündigt hat, so leidet er im gleichen Falle mehr, als derjenige, welcher ein gutes Gewissen hat, und wird also für seine Sünde bestraft.

In wessen Herz das göttliche Bild des Erlösers lebt, der ist zugleich von den Vorwürfen des Gewissens und dem Gefühle der Strafe befreyt. Hat er gefehlt und sich dadurch ein Uebel zugezogen: so erhebt er sich über das Bewußtseyn der Sünde im Vertrauen auf die überschwengliche Gerechtigkeit und Liebe des Erlösers und die Gnade Gottes; und sein Leiden trifft ihn nicht mit dem Schmerze der Strafe, sondern erscheint ihm als Züchtigung und Besserungsmittel, als etwas, was ihn nicht niederdrückt, sondern fördert und erhebt. Wir

haben gezeigt, daß das Leiden überhaupt eine heilsame, sittliche Kraft hat für denjenigen, welcher es zu gebrauchen weiß: dieß gilt am bestimmtesten von solchen Leiden, welche uns begangene Fehler fühlbar machen. Wer für sein sittliches Heil besorgt ist, wird die natürlichen Strafen zwar nicht als Zeichen des zornigen Richters, aber doch als Mahnung an seine Fehler ansehen, und diese deßwegen eher meiden. Er wird darüber nicht die Ruhe des Gemüths und den freudigen Muth des sittlichen Strebens verlieren, aber doch um so schärfer seine früheren Verirrungen einsehen, und sie für die Folge ernstlich vermeiden. Leiden, deren Ursachen nicht in seinem früheren Betragen liegen, wird der Christ mit gereinigtem Gewissen nicht, wie der, welcher mit sich und Gott in unseligem Zwiespalt ist, als Strafen des erzürnten Richters betrachten, und sich dadurch schrecken und peinigen lassen; aber prüfen wird er sich doch in ernster Stimmung, wie sein Lebenswandel bisher gewesen, und ob ihn nicht die Gunst des Glückes über seine Fehler verblendet, und nach aussen hin auf das Nichtige und Vergängliche gezogen habe. Er wird die Leiden als eine Uebung für seine Geduld und Standhaftigkeit betrachten, und dem Herrn des Schicksals für diese Schickung danken, überzeugt, daß dieselbe mit Gottes Hülfe für ihn segensreich, bildend und läuternd seyn wird. Es ist ein großer und wahrer Spruch: denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen.

So ist die Seligkeit des frommen Christen vollkommen und unstörbar. Die Zufriedenheit seines Herzens mit dem, was er selbst ist und thut, ist unvollkommen,

aber er ersetzt, was daran fehlt, durch den demüthigen, gläubigen Hinblick auf seinen Erlöser und seinen Gott. Das Schicksal kann seine äussere Ruhe stören, aber im seligen Gefühle seines gereinigten Herzens tritt dadurch keine Störung ein; das Unglück selbst wird ihm zum Heil, und was Andere niederbeugt, erhebt ihn.

Vierundzwanzigste Vorlesung.

Von der Beurtheilung fremder Handlungen und der Ansicht des Bösen in der Welt: von unserer Besserung und der Hoffnung des Besseren in der Welt.

An das Urtheil über unsere eigene Sittlichkeit schließt sich das Urtheil über die fremde Sittlichkeit an, und vom letztern ist unsere Zufriedenheit und Ruhe zum Theil auch abhängig. Wir müssen mit andern Menschen zusammenleben, und stehen mit ihnen in mannichfaltigen Verhältnissen; ihre Handlungen und deren Folgen berühren uns freundlich oder feindlich, fördern oder hindern uns: natürlich, daß uns dieselben nicht gleichgültig seyn können, uns zum Urtheil und der darauf gegründeten Gegenwirkung auffodern, und den bedeutendsten Einfluß auf unsere Gemüthsstimmung und Lebensrichtung haben. Ist unser Urtheil falsch, so wird dadurch unsere Stimmung getrübt, unser innerer Friede gestört, und unsere Handlungsweise von der rechten Bahn abgelenkt. Es gibt Menschen, welche, vom Glücke begünstigt und voll Eifer für das Gute, einer vollkommenen Glückseligkeit und Zufriedenheit genießen würden, wenn sie mit ihren Nebenmenschen

zufrieden seyn könnten, und sich nicht selbst durch falsche Urtheile und Ansichten die Ruhe des Gemüths trübten. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der fremden Sittlichkeit zu finden und zu behaupten.

Unsere eigenen Handlungen beurtheilen wir nach der Regel, die wir in unserer Ueberzeugung von dem, was recht und gut sey, anerkennen. Wir erkennen kein fremdes, äusseres Gesetz als Regel der Beurtheilung an, als nur insofern wir es mit Ueberzeugung als die Regel unserer Handlungsweise angenommen haben. Das ist das Recht der christlichen sittlichen Freyheit, welche sich keiner Satzung und keinem Buchstaben knechtisch unterwirft, sondern jede Belehrung und jedes Gebot sich im Geiste frey aneignet. Böse ist nur diejenige Handlung, welche wir im Widerstreite mit unserer Ueberzeugung und dem bessern Gefühle des Herzens aus Schwachheit des Willens begehen. Dasselbe Recht müssen wir unsern Nebenmenschen zugestehen; wir dürfen sie nur nach ihrer eigenen Ueberzeugung beurtheilen.

Aber hiegegen fehlen die meisten Menschen in Beurtheilung der Andern. Ohne Rücksicht auf den Gemüthszustand derselben beurtheilen sie ihre Handlungen nach einem Gesetze, das sie selbst anerkennen, von dem sie aber nicht wissen, ob es die Beurtheilten anerkennen. Den unverzeihlichsten Fehler begehen diejenigen, welche gewisse Zwecke, die ihnen selbst am Herzen liegen, und welche an sich löblich, aber doch mehr oder weniger eigennützig sind, und die nicht nothwendig jeder ehrliche, edle Mensch zu verfolgen verpflichtet ist, zu der Regel machen, nach welcher sie alle Uebrigen beurtheilen.

Der fremde Volksverwandte kann natürlich nicht die Angelegenheiten unseres Volkes zu den seinigen machen, und wird vielleicht in den Fall kommen, uns in unsern Bestrebungen für dieselben entgegen zu treten. Wollten wir ihn deßwegen der Bosheit anklagen, so würden wir dadurch nur unser befangenes, engherziges Urtheil verrathen. Aehnlich ist es mit den allgemein menschlichen Angelegenheiten der Vollkommenheit und Geistesbildung. Der Eifer für die Beförderung derselben ist allerdings sehr löblich, und wer ihn hat, soll darin thätig und bestrebsam seyn; aber wenn er bey Andern, welche aus Mangel an Bildung, oder aus Verschiedenheit der Ansicht, oder aus Vorliebe für andere Angelegenheiten des menschlichen Lebens diesen Eifer nicht haben, Hindernisse findet: so mag er sie als seine Widersacher ansehen, die er mit aller Kraft zu bekämpfen hat, auch mag er sie als roh und ungebildet tadeln; aber ihren Charakter soll er darum nicht mit lieblosem Urtheil antasten, und sie nicht wegen ihrer Widersetzlichkeit hassen. Umgekehrt soll auch nicht derjenige, welcher dem Fortschreiten in der Bildung abhold ist, die Freunde und Beförderer der ihm verhaßten Neuerungen darum als Böswichter bezeichnen, weil er nicht mit ihnen übereinstimmen und gemeinschaftliche Sache machen kann.

Diese Ansicht vom Thun und Treiben Anderer ist die Parthey-Ansicht. Parthey soll man nehmen für alles das, was uns gut und nützlich scheint; aber unser sittliches Urtheil über die Nebenmenschen soll davon unabhängig seyn. Und doch ist es der Standpunkt der Parthey, aus welchem die meisten Menschen ihre sittlichen Urtheile fällen. Besonders erfahren diejenigen

diese falsche Beurtheilung, welche durch weitgreifende Wirksamkeit im Staats- und Volksleben, als Helden, Regenten, Reformatoren, mit ihren Handlungen in das Licht der öffentlichen Meinung treten, und Alle und Jede zur Beurtheilung auffodern. Unmöglich können sie Allen genugthun, und es vermeiden, dem einen Theile zu nahe zu treten und Viele zu verletzen; aber von solchen werden sie dann mit Mißtrauen und Haß angesehen, und mit Beschuldigungen überhäuft. So erging es dem großen Luther, dessen ganzes Unternehmen eine Frucht seines Glaubens und seiner Ueberzeugung war, der Alles um des Gewissens willen und für das Gewissen that, und dessen Charakter doch von seinen Gegnern mit den schwärzesten Farben gezeichnet worden, und noch jetzt, da die Geschichte längst über ihn entschieden hat, Gegenstand der lieblosesten, ungerechtesten Urtheile ist. Schon das Bekenntniß auf dem Reichstage zu Worms allein hätte seine Widersacher überzeugen müssen, daß er Alles aus fester, lauterer Ueberzeugung that, und daß er, selbst wenn er geirrt hätte, wegen seiner Freymüthigkeit zu achten war.

Selten können sich die Menschen über ihre eigenen Ansichten erheben, und es begreifen, daß Andere nach anderer Ueberzeugung handeln. Man kann hierbey als sicher annehmen, daß gerade diejenigen, welche nicht aus lauterer Ueberzeugung, sondern aus selbstsüchtigen Absichten, dem Streben Anderer Widerstand leisten, diese um so strenger und liebloser beurtheilen, und daß diejenigen, denen es nur um das gemeine Beste zu thun ist, in ihren Urtheilen gemäßigter und milder sind. Je mehr sich der Mensch über sich selbst erhebt, desto freyer beurtheilt

er Andere, und desto mehr läßt er die Liebe in seinem Herzen sprechen. Von denjenigen, welche für das Bessere, für die Vervollkommnung der Menschheit, sind, ist es am ersten zu erwarten, daß sie ihre Gegner mit einem versöhnlichen, großmüthigen Herzen beurtheilen, selbst dann, wenn diese in der Leidenschaft ihres dunkeln, engen Gemüths sich Handlungen des Hasses und der Ungerechtigkeit zu Schulden kommen lassen. Sie mögen sie als Kranke betrachten, welche aus schwächlicher Reizbarkeit die etwas herbe, aber heilsame Arzney verschmähen, als solche, die von der Natur vernachlässigt, und durch eine falsche Erziehung verdorben sind, und sich wie mißrathene Kinder gegen das Bessere sträuben. Ist es dem Maulwurfe zuzurechnen, wenn er, dem die Natur kleine, des Lichtes unempfängliche Augen verliehen, das Finstere sucht und sich nur im Dunkel der Erde wohl fühlt? Können wir ein Geschöpf, welchem die Natur eine edle Pflanze zur Nahrung angewiesen, anklagen, wenn es die Freude des Gärtners zerstört? Das schädliche Thier dürfen wir vertilgen, wenn es auch nur unsere Freuden und Lieblingsbeschäftigungen stört; aber der Mensch bleibt auch als unser Feind der Gegenstand heiliger Achtung, und nur, wenn er unser Recht verletzt, dürfen wir den Richter zur Hülfe wider ihn anrufen. Er bleibt auch als unser Feind Gegenstand unserer Liebe; seinen Irrthum, sein widerwärtiges Beginnen dürfen wir hassen, aber nicht ihn selbst; denn er ist als Mensch immer besser, als sein Thun. Wenn Männer, die sich als erbitterte Gegner einander gegenüber stehen, sich gegenseitig in ihrem übrigen Leben beobachten könnten: sie würden sich gegenseitig

gewiß milder beurtheilen, vielleicht ganz versöhnt einander in die Arme fallen. Derjenige, den wir als einen Feind der guten Sache ansehen, dem wir ein hartes, unedles Gemüth beylegen, dessen Charakter wir mit dem Griffel des Hasses zeichnen, ist vielleicht ein liebevoller, zärtlicher Gatte und Vater; und er, der als Schriftsteller oder als Staatsmann den uns theuersten Angelegenheiten entgegenwirkt, der Sache der Finsterniß das Wort redet, und die Freunde der Wahrheit verfolgt, ist vielleicht ein zartfühlender Mensch, ein Wohlthäter der Armen, ein Freund der schönen Künste, und nur aus Verblendung oder aus falscher Aengstlichkeit kann er das Heil der Menschheit nicht in dem erkennen, worin wir es finden. Wollen wir wahrhaft wohlthätig für das Wohl der Menschheit wirken, o so laßt es uns mit einem freyen, unbefangenen Herzen thun! Laßt uns das, was wir lieben, mit reiner Liebe umfassen, und in den schäumenden Becher der Begeisterung mische sich kein Tropfe des bittern Hasses! Nur die reine Liebe wirkt Gutes, und trägt süße, heilsame Früchte; Haß aber kann nie Gutes hervorbringen.

Zur Versöhnlichkeit gegen unsere Gegner muß uns auch die Betrachtung stimmen, daß wir selbst nicht über Irrthum und Fehler erhaben sind, daß wenn wir auch das Gute wollen, wir doch vielleicht in der Art und Weise es zu bewirken, nicht ganz Recht haben, daß wir vielleicht durch unsern Ungestüm und unsere Härte die Widersetzlichkeit der Andern hervorgerufen, und mithin das Mißlingen unserer Unternehmungen zum Theil verschuldet haben. Wer nicht ohne Fehler ist, soll die Fehler der Andern nicht zu streng beurtheilen.

Christus allein konnte sagen: wer kann mich einer Sünde zeihen? Er war sich bewußt, das Gute ohne allen Irrthum und auf die reinste Weise zu wollen; er erfuhr den schnödesten Undank und den Widerstand der blindesten Verstockung; und doch betete er: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

Eine andere falsche Regel für die Beurtheilung fremder Handlungen ist das hergebrachte Recht, das bürgerliche Gesetz. Denjenigen, welcher gegen dasselbe handelt, straft der bürgerliche Richter mit Recht, und er kann auf die inneren Beweggründe nur vielleicht in so weit Rücksicht nehmen, daß er die Strafe schärft oder mildert; aber immer muß er sich an die äussere That halten, und diese richten. Aber der sittliche Beurtheiler fragt vor allen Dingen, ehe er richtet, ob der Verbrecher auch das bürgerliche Gesetz gekannt und anerkannt habe. Es kann wohl der Fall vorkommen, daß ein Verbrecher sich zwar nicht mit vollkommen lauterer, aber doch sehr bestimmter Ueberzeugung gegen das System des bürgerlichen Rechtes auflehnt, und einen Krieg gegen dasselbe führt. Je unvollkommener die bürgerlichen Einrichtungen sind, desto mehr werden die Rechte gewisser Menschenklassen und Einzelner verletzt; ein hergebrachtes Unrecht gilt den bevorrechteten Klassen für Recht, aber diejenigen, welche sich im Drucke befinden, können vielleicht zuletzt ihr Elend nicht mehr ertragen, das beleidigte Rechtsgefühl bricht los, und fodert mit Ungestüm Rache. Natürlich, daß sich dann die Leidenschaft dazu gesellt, und über die Billigkeit und Mäßigung die Oberhand gewinnt; die Ansprüche an das unbezweifelte Recht werden mit Grausamkeit und Härte geltend

gemacht, und die Gerechtigkeit zur Ungerechtigkeit verkehrt. Nicht nur die herrschende, bevorrechtete Klasse, sondern auch der unpartheyische Richter des Staats erkennt in solchen Bewegungen bloß das Verbrecherische, weil die öffentliche Ruhe durch eine ungerechte Art, das Recht zu suchen, gestört wurde; aber der sittliche Beurtheiler wird solche Opfer der menschlichen Unvollkommenheit nicht bloß wegen ihrer ungünstigen Stellung in der Gesellschaft, sondern auch selbst um ihrer verbrecherischen Bewegungen willen bedauern, und voll Mitleid das Auge von dem Blutgerüste wegwenden, auf welchem sie für eigene und fremde Schuld büßen müssen. Wenn Sklaven und Leibeigene, des langen Druckes müde, sich endlich von der Kette losreißen, und, da sie bisher als Thiere behandelt wurden, sich mit thierischer Grausamkeit und Blutgier gegen ihre Unterdrücker wenden: sollen wir ihnen nach der Strenge des Gesetzes alles dasjenige zurechnen, was sie verüben? Wie sollen sie das Gesetz, welches sie feindlich behandelt, und das Unrecht zum Rechte stempelt, achten und als Richtschnur ihrer Handlungen anerkennen? Sie sind wegen der Unthaten, die sie verüben, nicht frey von Schuld, weil sich darin ihre eigene Bosheit und Leidenschaft offenbart; aber den größten Theil der Schuld tragen doch diejenigen, welche sie zur Verzweiflung getrieben haben. Wenn ein Familienvater, der durch unglückliche Zeitverhältnisse und schlechte bürgerliche Einrichtungen ausser Stand gesetzt ist, seinen Kindern Brod zu schaffen, Straßenräuber wird, und, durch die Umstände getrieben, vielleicht gar einen Mord begeht, werden wir ihn eben so streng beurtheilen, wie denjenigen, der, vom Glück

und von den bürgerlichen Einrichtungen begünstigt, aus Uebermuth die Ruhe des Andern stört, und vielleicht sogar das Leben desselben seiner Leidenschaft opfert?

Empörer, Räuber und alle diejenigen, welche sich gegen die bestehende Ordnung auflehnen, sind denjenigen zu vergleichen, welche im Kriege mit uns begriffen sind. Wenn sich zwischen den Völkern der Streit über das Recht so sehr verwirrt hat, daß die gesunde Vernunft nicht mehr Schiedsrichterin seyn kann, dann greifen sie zum Schwerte. Wehe dem, der einen ungerechten Krieg beginnt, der seinem oder seines Volkes Ehrgeiz den Frieden der Völker hinopfert, die Schranken der Ordnung niederreißt und die blutgierigen, zerstörenden Leidenschaften entfesselt! Aber selten kann der Einzelne mit vollkommener Unpartheilichkeit die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der streitenden Theile beurtheilen, und sollte daher die Urheber und Führer des Krieges, wenn sie seine Ruhe stören, nicht darum als schwarze Böse-wichter betrachten, und wenigstens bedenken, daß vom erhabenen Standpunkte der Herrscher aus die untergeordneten Rechte der Einzelnen und der Friedensstand des Privatlebens höheren Rücksichten weichen müssen, und daß sie von ihren Bürgern Alles zum Opfer für das Recht des Vaterlandes verlangen dürfen. Kriegführende Regenten und Eroberer sind gewöhnlich von einem großen Theile ihrer Zeitgenossen gehaßt und verflucht worden, weil man sie nach dem kleinlichen Maßstabe des Privatrechts beurtheilt hat. Erst nachdem die Leidenschaften verstummt waren, hat die Weltgeschichte das Richteramt mit gerechtem Urtheil verwaltet, und den Verkannten ihr Recht zurückgegeben.

Nur nach dem Maßstabe ihrer eigenen Ueberzeugung, nach den von ihnen selbst anerkannten nothwendigen Regeln der Sittlichkeit, sollen wir die Handlungen unserer Mitmenschen beurtheilen, und dürfen diejenigen für böse erklären, welche sie im Widerstreite mit sich selbst vollbringen. Aber wenn es schon in manchen Fällen schwer ist, unser eigenes Herz zu durchschauen, wenn sich darin uns selbst manche geheime Falte verbirgt, wenn wir selbst noch mit unserm eigenen Innern in Zwiespalt leben: wie viel schwerer muß es uns werden, die Ueberzeugung Anderer zu erkennen und ihren Gemüthszustand zu erforschen? Nur Gott durchschaut das menschliche Herz mit seinem allsehenden Auge, und erkennt jede geheimste Regung desselben. Ihm, dem Allwissenden, überlassen wir auch das strenge, gerechte Urtheil! Er wird den Uebertreter nicht ungestraft lassen.

Allerdings findet die Kenntniß des sittlichen Gemüthszustandes unserer Mitmenschen und die Beurtheilung ihrer Handlungen dann in einem gewissen Grade Statt, wenn wir mit ihnen in genauem, vertrautem Verhältnisse stehen, und ihre Gesinnungen zu beobachten Gelegenheit haben. Das ist eine der schönsten Früchte der Freundschaft, daß sie uns den Blick in ein vertrauendes Herz öffnet, in welchem sich unser eigenes spiegeln kann. Glücklich zu preisen sind diejenigen Freunde, die sich einander ganz verstehen, ihre Gesinnungen und Bestrebungen gegenseitig im innern, lebendigen Zusammenhange erkennen, und einander vertreten können, wenn einer von ihnen in den Fall kommt, von der Welt verkannt und verleumdet zu werden! Aber selbst zwischen zwey Freunde können sich Mißverständnisse drängen, so

daß beyde sich gegenseitig anklagen, ohne daß der eine oder der andere schlechthin Unrecht hat. Wie viel weniger können Fremde einander richtig beurtheilen! Je entfernter die Menschen von einander stehen, desto weniger werden sie die Beweggründe ihrer Handlungen erkennen, und desto mehr müssen sie auf ihrer Hut seyn, sich gegenseitig falsch zu beurtheilen.

Der allgemeinste, sicherste Maßstab für das sittliche Urtheil über fremde Handlungen ist das Gefühl, nicht das partheyische des Eifers und der Liebe für gewisse Angelegenheiten, sondern das allgemeine sittliche Gefühl. Wir tragen alle ein solches Gefühl in der Brust, das von unsern besondern Bestrebungen und von der eigenthümlichen Ausbildung unsers Verstandes unabhängig ist. Es ist das Gesetz, welches der Schöpfer in unser Herz gepflanzt, das in Allen ursprünglich das gleiche ist, und darum auch zum allgemeinen Maßstabe dient. Dieses Gefühl lasset uns rein bewahren, und von allen Verwirrungen frey halten, dann werden wir eben so wenig mit unserer Ueberzeugung und Handlungsweise irre gehen, als im Urtheil über unsere Brüder fehlen.

Es sind aber zwey verschiedene Gesichtspunkte, unter welchen uns fremde Handlungen erscheinen, und auf unser Gefühl Eindruck machen. Einmal offenbart sich darin die Stärke und Güte des Willens, zweytens die Güte und Schönheit des Herzens. Es können uns fremde Handlungen darum gefallen, weil zwar die Zwecke, um deren willen sie unternommen wurden, uns fremd oder gleichgültig sind, ja vielleicht gar tadelnswerth erscheinen, aber ein unwandelbarer und unerschütterlicher

Wille sich darin kund gibt, welcher unsere Achtung verdient. Diese Achtung werden wir selbst demjenigen nicht versagen, der uns mit seinen Handlungen feindlich berührt, oder das, was wir lieben und pflegen, verletzt und zerstört. Die Standhaftigkeit, die Geduld, die Kühnheit und Tapferkeit, mit welcher Jemand sein Ziel verfolgt, die Seelengröße, die er in seinen Handlungen entwickelt, macht auf uns den Eindruck des Großen und Erhabenen, dem wir unwillkürlich unsere Huldigung darbringen. So wie uns die gewaltigen Erscheinungen der Natur selbst dann zur Bewunderung hinreißen, wenn sie Zerstörung und Verderben verbreiten: so wird auch der gefühlvolle, unbefangene Mensch der Größe und Herrlichkeit der menschlichen Natur seine Huldigung nicht versagen, auch wenn sein Herz dadurch verletzt seyn sollte. Es ist eine kleinliche, befangene Art von Beurtheilung, wenn man wegen der Flecken an einer glänzenden Erscheinung den Glanz derselben ganz verkennt; man achte und bewundere, was Achtung und Bewunderung verdient, und tadle, was tadelnswerth ist. Selten wird eine menschliche Erscheinung ohne Fehler seyn, und wollte man das Gute über dem Bösen verkennen, so könnte man nichts loben und achten. Dieß gilt besonders von der Beurtheilung der geschichtlichen Erscheinungen. Die Zwecke, welche große Männer verfolgt haben, gelten selten noch für uns; oft müssen wir sie geradezu tadelnswerth finden; demungeachtet sollen wir ihre Willensstärke und Seelengröße anerkennen. Papst Gregor VII. verfolgte einen Plan, den jetzt kaum ein Katholik, geschweige ein Protestant, billigen kann; das Ideal der päbstlichen Gewaltfülle und der Kirchen-

Herrschaft, welches das Ziel seines Strebens war, erscheint uns jetzt als ein Irrlicht in trüber Nacht. Aber er verfolgte seinen Zweck mit unleugbarer Geistesgröße, und strebte und kämpfte mit Heldenkraft: und daher verdient er immer unsere Huldigung, und die Betrachtung seines Lebens macht auf das empfängliche Gemüth den Eindruck des Großen. — Aehnliches gilt von den gewaltigen Eroberern, welche die Welt mit dem Ruhm ihrer Thaten erfüllt haben. Vielleicht ist keiner unter ihnen, an welchem ein von Liebe für das Heil der Menschheit erfülltes Gemüth ein ganz reines Wohlgefallen haben kann, weil keiner für rein menschliche Zwecke gestrebt hat; aber in ihrer Größe verherrlicht sich die Menschheit dennoch; sie zeigten, welche Kräfte in der menschlichen Natur schlummern, und was der Wille eines Einzigen vermag, wenn er stark und fest ist. Wer es über sich gewinnen kann, eine gewaltige Erscheinung, die ihn selbst und sein Glück zerschmettert, mitten im Gefühle seines Verlustes und im Untergange selbst zu bewundern und darin freudig die Verherrlichung der Menschheit anzuerkennen: der behauptet die höchste Unbefangenheit des Urtheils, und beweist zugleich seine eigene Seelengröße. In der That liegt darin ein Trost, wenn man einmal erliegen soll, einem großen Feinde zu erliegen, und wenn einmal der Untergang entschieden ist, von großen, gewaltigen Bewegungen der Geschichte erdrückt zu werden.

Handlungen, welche nicht nur wegen ihres Zweckes keine Billigung verdienen, sondern auch ohne Festigkeit des Willens, ohne Muth und Standhaftigkeit vollbracht sind, in denen sich die Feigheit und Niedrigkeit des

Gemüths kund gibt, erscheinen uns als schlecht und verworfen, und dieß ist das nachtheiligste Urtheil, welches wir fällen können.

Fassen wir die Zwecke ins Auge, welche Andere bey ihren Handlungen verfolgen, und billigen wir dieselben; erkennen wir die Beweggründe der Liebe und Begeisterung; kann unser Herz, freundlich berührt, mit den Handelnden übereinstimmen; fühlen wir uns durch die Betrachtung ihres Lebens erfreut, erhoben und erwärmt: dann nennen wir ihre Handlungen schön. Schön ist die Liebe der Menschheit, das Wohlwollen, die Wohlthätigkeit, die Dankbarkeit, die treue Hingebung der Freundschaft, die Liebe zum Vaterlande, die reine Liebe der Wahrheit, der Religion, der Kunst, die Begeisterung für alles Gute und Schöne, und überhaupt Alles, was aus einem warmen, reinen, vollen Herzen hervorgeht, was von der Fülle und Lebendigkeit des Gefühls und von geistiger Anmuth und Vollkommenheit Zeugniß gibt. Denjenigen, welche so denken und handeln, schreiben wir Schönheit der Seele zu. Wo sich das Große mit dem Schönen vereinigt, da erscheint das Vollkommene, da ist jede Foderung erfüllt, jede Sehnsucht des Herzens befriedigt; und mit freudiger Bewunderung betrachtet der Freund des Guten den Triumph der Menschheit.

Handlungen, welche aus unedlen Beweggründen, aus roher Eigensucht, aus Leidenschaft und Haß geschehen, welche unser Herz verletzen, weil sie den reinmenschlichen Zwecken zuwider sind, und von Mangel an sittlicher Liebe zeugen, nennen wir häßlich, indem sie den Eindruck des Unschönen, Widrigen auf uns

machen. Wo Mangel an starkem Willen, an Muth und Kraft sich mit dem schlechten Herzen vereinigt, da erscheint die Schmach der Menschheit, und wehmüthig wendet der Menschenfreund sein Auge von solchen Gegenständen ab.

Aber sollten auch die Handlungen unserer Mitmenschen unser tiefstes Mißfallen verdienen, und uns auf das schmerzlichste verletzen; sollten wir sogar Gründe haben, ihnen Treulosigkeit gegen sich selbst und gegen uns und Gewissenlosigkeit vorzuwerfen, und ihnen ihre Handlungen als böse schlechthin zuzurechnen: so muß uns noch eine Betrachtung zur Nachsicht und Milde gegen sie stimmen. Wir wissen, daß der Mensch in Ansehung seiner sittlichen Bildung von der Natur und vom Schicksal abhängig, und daß sein Leben nicht ganz sein eigenes Werke ist. Obschon wir nun hieraus für uns selbst keinen Entschuldigungsgrund hernehmen dürfen, weil uns das Gewissen immer wenigstens eines Antheils der Schuld zeihet: so sollen wir doch diese Rücksicht zu Gunsten unserer fehlenden Brüder eintreten lassen. Fremde Handlungen nämlich erscheinen uns äusserlich, während wir die unsern innerlich betrachten. Bey der äusserlichen Ansicht aber dürfen und sollen wir die äussern Einflüsse mit in Rechnung ziehen, so daß wir die Handlungen als das Erzeugniß der Umstände betrachten, während die Handlungen als innere Erscheinungen sich als das Werk unseres Willens und die Frucht unsers Herzens darstellen. Ueberlassen wir das Urtheil des Gewissens einem Jeden selbst, und fassen wir die Erscheinungen so auf, wie sie sich im Zusammenhange der Erscheinungen darstellen! Wir

werden dann finden, daß der Lasterhafte, Unedle und Ungerechte durch Naturanlage, Erziehung und Beyspiel das geworden ist, was er ist, und daß er mehr unser Mitleid, als unsern Haß, verdient. Der Sohn schlechter Eltern, der in der Jugend verwahrloste Mensch, konnte ja nicht gut werden: wie hätte er sich aus dem Schlamme des Lasters und der Gemeinheit erheben sollen? Er fand keinen Erzieher, keinen Führer, er blieb der Gewalt des Bösen preisgegeben: beklagen wir ihn als das Opfer der herrschenden Sünde, hassen wir das Böse, das an ihm erscheint, aber nicht ihn selbst! Dasselbe gilt von einzelnen Handlungen. Es gibt Lagen des Lebens, in welchen der Mensch durch die Gewalt der Umstände, durch die Heftigkeit der äussern Eindrücke, durch Furcht, Zorn, Verzweiflung, zu Verbrechen getrieben wird, und in einer Art von Bewußtlosigkeit handelt: das sollen wir Andern zu gut rechnen, und sie milde beurtheilen, während wir uns selbst in solchen Fällen darum nicht entschuldigen sollen, weil wir uns eben deßwegen anzuklagen haben, daß wir uns haben auffer Fassung bringen lassen. Die gröbsten Verbrechen werden gewöhnlich in einer Art von Bewußtlosigkeit begangen, und sind mehr das Werk der Schwachheit, als des bösen Willens; und was der weltliche Richter am härtesten bestrafen muß, verdient gewöhnlich am meisten das Mitleid des Menschenfreundes. Strenge sollen wir seyn gegen uns selbst, unerbittlich gegen das Böse im Grundsatz, aber milde gegen die strauchelnden Brüder.

Ist aber diese Ansicht nicht vielleicht zu nachsichtig, und streift an sittliche Gleichgültigkeit? Es gibt doch

auch Beyspiele von absichtlicher, hartnäckiger, durchdachter Bosheit: sollen wir auch diese mit solcher Milde beurtheilen?

Bosheit nennen wir eine Handlungsweise, welche dem Gesetze entgegen und gleichwohl bewußt, absichtlich und planmäßig ist. Aber es ist dann nur wirkliche Bosheit, wenn der Handelnde sich bewußt ist, daß er gegen das Gesetz verstößt; denn wenn er seiner Ueberzeugung nach recht thut, und im Irrthum ist, so kann man ihm wohl die Hartnäckigkeit, mit welcher er seinen Irrthum fest hält, zur Schuld anrechnen, aber die Handlungen selbst sind nicht eigentlich böse zu nennen. Von Bosheit des Herzens leitet man vorzüglich solche Handlungen ab, durch welche der Nebenmensch beleidigt und unterdrückt wird; Handlungen gegen die eigene Ehre sieht man nicht als eine Frucht der Bosheit an. Bosheit wird immer ihre Quelle in starken, festgewurzelten Leidenschaften haben, besonders in den Leidenschaften der Selbstsucht, welcher gewisse Menschen Alles zum Opfer bringen und mit der ausdauerndsten Beharrlichkeit fröhnen. Wenn wir uns in den Gemüthszustand eines boshaften Sünders hineindenken, so ist die Gesinnung durch welche er sündigt, und seine Ansicht wohl diese: Allerdings sey es verboten, den Nebenmenschen zu beleidigen und zu unterdrücken; aber in diesem Falle sich zu Liebe dürfe er wohl eine Ausnahme machen; sein Vortheil, seine Ehre fodere, daß er gegen das Wohl und die Ehre des Andern handele u. s. w. Es ist die Befangenheit der Selbstsucht, in welcher er sündigt; er kann sich nicht in die Gesetzgebung der sittlichen Welt fügen, sein eigenes Gesetz nicht in

Einklang mit dem allgemeinen Gesetze bringen. Ist das aber nicht eine Krankheit der Seele? ist es nicht ebenfalls Schwäche, ob sich gleich in seinen Handlungen eine gewisse Stärke des Willens offenbaren mag? Er ist stark nach aussen hin, aber sich selbst kann er nicht bezwingen; ja, vielleicht kann er Alles ertragen und aufopfern, um der einen Leidenschaft zu fröhnen, er leidet Mangel, Beschwerden, Schmerzen, um seinen Zweck zu erreichen; aber immer bleibt er doch der schwächliche, feige Knecht jener einen Leidenschaft, in deren Banden er liegt. Betrachten wir ihn aber so, so erscheint er eher beklagens- als hassenswerth. Sollen wir das Raubthier, welches vom Hungerkrampf gepeinigt, tagelang auf der Lauer liegt, und endlich ein Thier erlauscht und packt, darum hassen, weil es seinem Naturtriebe blindlings gehorcht? Gewiß nicht! fürchten mögen wir es und fliehen, aber hassen können wir es nicht, noch anklagen, weil wir sonst die Natur selbst anklagen müßten. Nicht anders können wir den verstockten Bösewicht betrachten, dem wir noch dazu als Menschen Barmherzigkeit und Liebe schuldig sind; und nie dürfen wir die Hoffnung aufgeben, daß er zum Guten zurückgeführt werden könne. Nur derjenige aber ist dazu gestimmt, Andere ihrer Fehler zu überführen, und zur Besserung zu bewegen, der versöhnlich gegen sie ist, und nicht an ihrer Besserung verzweifelt. Glaube, Vertrauen, Hoffnung ist auch hier die Quelle alles Guten.

In seiner schwärzesten Gestalt erscheint das Böse in der Verführung der Unschuld. Die Lasterhaften finden eine Beschönigung ihrer eigenen Verirrungen darin, daß sie Andere dazu herüber ziehen. Der Unschuldige

ist ein lebendiger Ankläger ihrer Sünde, und sie wollen sich desselben entledigen, indem sie seiner Unschuld Schlingen legen. Oder sie fühlen sich einsam auf ihrem Irrweg, und möchten Genossen haben. Nichts ist beklagenswerther und empörender, als der Fall der Unschuld durch die Verführung. Wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt! Der hat schon eine schwere Schuld auf sich, welcher unabsichtlich durch sein Beyspiel verführt: wie viel mehr derjenige, der es mit planmäßiger Bosheit thut! Und doch hat selbst dieses teuflische Laster der Verführung eine Seite, von welcher es mehr Mitleid, als Haß verdient. Es ist das böse Gewissen, welches sich in dem Bestreben regt, Andere eben so schuldig zu sehen, als man selbst ist; und wer noch die Vorwürfe des Gewissens hört, ist nicht ganz böse; er gehört noch der sittlichen Welt an. Es ist ein Bedürfniß der Liebe und Gemeinschaft, welches den Lasterhaften treibt, Genossen seines Lasters zu suchen; die Liebe aber und die Gemeinschaft ist die Wurzel alles Guten, und dieses Bedürfniß selbst ist etwas Gutes. Die Verführer sind sich ihrer Sünde bewußt, aber sie können selbst nicht ihrer verderblichen Gewalt widerstehen, und fühlen sich getrieben, noch Andere zu verderben. Es peinigt sie das Gefühl, einsam und verlassen zu stehen, und doch können sie sich nicht hinüber zu den Guten wenden, sondern suchen bloß einige Genossen ihrer unseligen Einsamkeit. In sich selbst vernichtet, müssen sie auch nach aussen zerstörend wirken. O höchste Unseligkeit, höchstes Elend, worein ein Mensch verfallen kann, höchste Entartung und Erniedrigung der menschlichen Natur! Hier finde ich nur den Gegenstand des Erbarmens, des tiefsten

Jammers für den Freund der Menschheit, der, indem er gegen den Verderber mit Strenge verfährt, um die Unschuld vor ihm zu sichern, nur um so größern Schmerz fühlt, als der Heillose sein Mitgefühl verachtet. Und doch ist auch ein solcher vielleicht nicht ganz verloren; einmal doch scheitert seine Bosheit an der Festigkeit der Unschuld, und er fühlt und erkennt die Gewalt des Guten; oder der Anblick der Opfer selbst, die er seinem Laster gebracht, rührt ihn, und er geht in sich und bessert sich. Auch hier noch sollen wir die Hoffnung bewahren.

Am wenigsten darf uns die Härte und Strenge des Urtheils über den sittlichen Charakter Anderer dazu verleiten, denen, welche wir für unsittlich erkennen, denen wir Fehler und Verbrechen Schuld geben, wenn sie unglücklich sind, ihr Unglück als Strafe zuzurechnen, und sie deswegen härter zu verdammen. Es kann wohl seyn, daß wir Recht haben, wenn wir ihr Unglück als Folge ihrer Fehler ansehen; gewisse Leiden geben sich deutlich als sogenannte natürliche Strafen zu erkennen. Aber hüten wir uns dieses Urtheil über schuldige Unglückliche mit Härte auszusprechen, und Andere dadurch gegen die Leidenden einzunehmen! Am wenigsten sollen wir ihnen selbst dieses Urtheil zu erkennen geben, es sey denn, um sie dadurch zu bessern. Wer durch eigene Schuld leidet, leidet um so mehr, denn es fehlt ihm der Trost eines guten Gewissens, und nur der Unedle kann dazu beytragen, ihn noch tiefer zu beugen. Wollen wir aber Unglücksfälle, welche den Unsittlichen ohne seine Schuld treffen, als Strafen Gottes ansehen, so machen wir uns eben so sehr der Lieblosigkeit als der

Vermessenheit schuldig. Wenn wir selbst im Unglück in uns gehen, und uns an unsere Fehler erinnern: so ist dagegen nichts zu sagen, vielmehr werden wir daraus Nutzen ziehen; aber über Andere sollen wir uns nicht zu Richtern aufwerfen. Sind wir durch Freundschaft berechtigt, sie zu ermahnen, so mögen wir es im Unglücke, wie im Glücke, thun, aber ohne Bitterkeit und Härte, nicht um sie zu beugen, sondern um sie aufzurichten. Das Unglück verdient unsere Achtung und Schonung, selbst, wenn es mit Schuld gepaart ist. Erinnern wir uns an unsere eigene Schwachheit, und daß wir eben so wenig von Schuld frey, als über das Unglück erhaben sind! Ein großmüthiges Herz wird durch das Unglück dessen, dem es wegen seiner Handlungsweise abgeneigt ist, zur Versöhnlichkeit gestimmt werden; der Unwille über das, was wir mißbilligen, wird durch den Anblick des Leidens entwaffnet, das Gefühl der Barmherzigkeit tritt an dessen Stelle, und die Hoffnung überwiegt, daß die Züchtigung die Besserung zur Folge haben werde.

Wie wir an das Gute in einzelnen Menschen glauben müssen, so im Ganzen. Es ist eine eben so falsche, als trostlose Ansicht, in welcher Manche leben, daß das Böse im Menschengeschlechte herrsche, daß die Welt, wie sie sagen, im Argen liege, oder, wie sie auch sagen, in der Gewalt des Teufels sey. Es ist von Anbeginn in der Welt viel Streit, Verwirrung, Krieg, Blutvergießen, Zwietracht und Feindschaft gewesen; aber kennt man die menschliche Natur, und trägt ein menschliches Herz in der Brust, so sieht man das Jenen so schwarz erscheinende Gemälde mit andern Augen an.

Alles, was Jene böse nennen, entspringt doch nur aus der menschlichen Schwäche, aus dem Widerstreite des Willens der Einzelnen mit dem Gesammtwillen, aus dem Unvermögen der Einzelnen, sich in das Gesetz und den Gang des Ganzen zu fügen. Betrachtet einen Haufen Kinder, welche spielen: es wird nicht lange dauern, so entsteht Zwiespalt und Streit unter ihnen, weil der Eigensinn der Einen mit der Hartnäckigkeit der Andern zusammenstößt. Werdet ihr darin ein so düstres, niederschlagendes Bild sehen? Nein! ihr werdet lächeln über die kleinen Leidenschaften, und lächelnd unter sie treten und Friede stiften. Wahrlich nicht anders erscheint demjenigen, der auf dem erhabenen Standpunkt eines Menschenbeobachters steht, der Streit der Menschen in der Geschichte. Habt nur Geduld! Sie werden sich endlich versöhnen, und zwar neuen Streit anfangen, aber auch diesen wieder schlichten. Wie lange hat die Erbitterung unter den Partheyen der evangelischen Christen gedauert! Endlich sind sie versöhnt worden, und haben sich brüderlich zusammengeschlossen. Jetzt entzweyt die Völker politische Zwietracht: habt nur Geduld, auch diese Verwirrung wird sich lösen!

Christus sagt: so ihr den Menschen ihre Fehler vergebt, so wird euch auch euer Vater im Himmel vergeben. Wer versöhnlich gegen Andere ist, und Vertrauen gegen sie beweist, der wird auch in sich selbst Vertrauen haben, und den Sieg des Guten in sich selbst hoffen. Dieses Vertrauen, diese Hoffnung gründet sich auf die Gnade Gottes; aber wir müssen derselben empfänglich seyn durch ein liebevolles, versöhnliches, freudiges Gemüth, das sich in der Milde gegen Andere beweist.

Die Lehre von der Sündenvergebung ist vielfach mißverstanden und gemißbraucht worden. Die Priester haben sie von jeher benutzt, um dadurch ihre Herrschsucht und selbst ihren Geiz zu befriedigen, indem sie die unlautern Vorstellungen menschlicher Willkür und Partheylichkeit hineintrugen. Aber recht gefaßt, ist es ein rein menschlicher, tröstlicher Glaube, daß uns Gott unsere Sünden vergeben werde, und Sündenvergebung ist die Grundbedingung unserer Besserung.

Es ist kein Mensch, der nicht, selbst wenn er des Guten eifrig beflissen ist, Fehler beginge, Schwachheiten und Mängel an sich trüge, und der Besserung bedürftig wäre. Ist nun das Gewissen in ihm lebendig, und mahnt ihn an seine Schuld: so wird er Reue fühlen. Reue ist das Mißfallen an einem begangenen Fehler, verbunden mit dem Vorsatz, ihn wieder gut zu machen, wenn es möglich ist. Die wahre Reue entsteht aus der Erkenntniß, daß die fehlerhafte Handlung in sich selbst unrecht ist, und dem Gesetze widerstreitet; die falsche Reue entsteht aus dem Schmerzgefühl über die nachtheiligen Folgen der Handlung. Solche Folgen können uns auf unsere Fehler aufmerksam machen, aber das reuige Mißfallen muß tiefer gehen, und aus der Gesinnung selbst entspringen, so wie auch die wahrhaft sittliche Handlung aus der Gesinnung hervorgehen muß. Wie oft bereuen die Menschen nur die Folgen ihrer Handlungen, und finden noch in der Tiefe ihres Herzens an demjenigen Wohlgefallen, was sie dazu verleitete! Wie Manche fühlen nur aus Ueberdruß des sündhaften Genusses Reue über ihre Laster, und ihr unreines Gemüth bleibt, wie es war! Wie Viele bereuen heute einen

Fehler um seiner Folgen willen, und begehen morgen einen ähnlichen aus gleich sündhafter Neigung, weil sie davon nicht dieselben Folgen fürchten! Bereut man nur die Folgen einer Handlung: so kann auch die Reue zur Verzweiflung führen, indem die gräßliche Erscheinung des gestifteten Unglücks das Gemüth mit Schrecken erfüllt, das Selbstvertrauen vernichtet, und den Menschen der Gewissensangst preis gibt. Die ächte, heilsame Reue ist eine Frucht der aufrichtigen Liebe zum Guten, welche nur durch Leidenschaft verdunkelt gewesen, und wieder hervorgetreten ist. Aber mit dieser Liebe ist auch das Vertrauen verbunden, daß uns die Vermeidung des begangenen Fehlers künftig möglich seyn wird, und daß die Schuld, die wir tragen, uns zwar demüthigen, aber nicht niederbeugen soll. Mit Gottes Hülfe, der der guten Kraft, wie gering sie sey, Wachsthum und Sieg verleiht, wird uns das redlich und eifrig unternommene Werk der Besserung gelingen; die Krankheit der Seele wird mit ihren verderblichen Folgen, von der gesunden Kraft besiegt, weichen; wir blicken und streben muthig vorwärts, und dessen, was hinter uns liegt, denken wir nur, um uns zu warnen, nicht aber um uns zu schrecken und zu entmuthigen. Diejenigen, welche sich vom Gefühl ihrer Fehler niederbeugen lassen, und sich mit ohnmächtigem, unfruchtbarem Schmerzgefühl quälen, haben sicherlich nicht den ernstlichen Entschluß, sich zu bessern; mit dem ernstlichen Willen ist auch der kräftige Muth verbunden; denn was man will, das kann man auch, das kann man wenigstens unternehmen. Dieser Muth, dieses Vertrauen zur Besserung ist nichts anderes, als der Glaube an die Sündenver-

gebung, und dieser Glaube soll nebst der Reue in jedem Augenblicke unseres Lebens in unserm Gemüthe lebendig seyn. Nach jedem vollbrachten Tagwerke blicke der Mensch zurück, und prüfe sein Thun: es wird ihm nicht an Gründen fehlen, mit sich unzufrieden zu seyn, und er wird dieses oder jenes zu bereuen haben; aber muthig, im Vertrauen, daß er diese Fehler vermeiden und im Guten wachsen wird, trete er sein neues Tagwerk an, und blicke freudig in die Zukunft. Alles wird sich zum Besseren kehren, wir selbst, unsere Nebenmenschen werden besser werden, die Menschheit wird zum Besseren fortschreiten, und die Macht des Bösen wird immer mehr abnehmen. Das ist der Glaube eines gesunden, frommen, gottvertrauenden Gemüths: diesen Glauben lasset uns bewahren!

Aber mit dem Glauben sey die That, das eifrige, kräftige Streben verbunden. Die Besserung ist nichts als eine innere That, ein Leiten und Bilden unserer Triebe und Neigungen, ein Zügeln der Leidenschaften, eine Handlung der Selbstbeherrschung, eine Handlung, deren Gegenstand zugleich und Urheber wir selbst sind. Allerdings bedürfen wir dazu der höheren Hülfe, der begünstigenden Umstände, der heilsamen Erweckungen und Unterstützungen, des Rathes und Beystandes wohlwollender Freunde, guter Beyspiele und guter, edler Gesellschaft; und das alles können wir uns nicht selbst geben, wir können es wohl suchen, aber ohne Gottes Hülfe nicht finden. Auch um Kraft zu gewinnen zum schweren Werke der Besserung, müssen wir das sehnsüchtige, vertrauende Herz nach oben wenden, woher alle gute Gabe kommt. Das Gebet des Frommen vermag viel,

wenn es ernstlich ist, vornehmlich vermag es unsern Geist zu erheben, unsern Willen zu stärken, unser Herz zu reinigen. Aber mit dem Gebete muß das eigene Streben verbunden seyn; auch hier gilt der Spruch: Bete und arbeite. Ohne Gebet hat die Arbeit kein Gedeihen, und ohne Arbeit ist das Gebet fruchtlos. Und zwar muß das Bestreben anhaltend und fortgesetzt seyn; die Besserung gelingt nur nach und nach, und Schritt vor Schritt nähert man sich dem Ziele. Es gibt eine gewisse sittliche Ansicht und Stimmung, nach welcher die Besserung durch höhere Kraft ohne Zuthun der Menschen in einem Augenblicke geschieht; und in der That ist der Fall vorgekommen, daß das Gute mit einem Male im Menschen über seine bisherigen lasterhaften Neigungen und falschen Richtungen den Sieg gewonnen hat. Es würde vermessen seyn, alle solche augenblicklichen Bekehrungen für Täuschungen zu erklären, oder an deren Aufrichtigkeit und Gründlichkeit zu zweifeln. Aber die Gefahr ist nicht zu verkennen, daß sich auf diese Weise in das Werk der Besserung die Leidenschaft mischen kann, und was durch ruhige, klare Besonnenheit geschehen sollte, in einer Art von Trunkenheit geschieht. Diejenigen, welche durch den sogenannten Durchbruch bekehrt worden, treten gewöhnlich auf das andere Aeusserste, und, waren sie vorher Weltkinder und Lasterhafte, so werden sie nun Weltverächter. Die ächten Bekehrungen dieser Art würden vielleicht bey näherer Betrachtung den Schein des Augenblicklichen und Unvorbereiteten verlieren, indem wahrscheinlich gewisse Anregungen und Eindrücke, wenn auch halb unbewußt, vorhergegangen sind, wodurch die plötzliche Umwandlung

veranlaßt worden ist. In jedem Falle wird die sorgfältige Uebung und Stärkung im Guten durch stete Aufmerksamkeit auf sich selbst nicht überflüssig, sondern für die Dauer und Sicherheit der Besserung heilsam seyn. Wir wissen, daß ohne Gewohnheit keine sittliche Richtung fest und entschieden seyn kann, und sowohl das Laster gründet sich in gewisser Hinsicht auf Gewohnheit, als die Tugend. Wollen wir uns nun von der Gewohnheit des Lasters losmachen: so müssen wir uns an die Tugend gewöhnen, und der bösen Gewohnheit die gute entgegensetzen. Wir wissen ferner, daß die wahre Sittlichkeit nichts ist ohne klares Selbstbewußtseyn und sichere Selbstbeherrschung; beydes werden wir nur dadurch erlangen und bewähren, daß wir das Werk der Besserung mit fortgesetztem Fleiß und gleichsam planmäßig betreiben. Alles, was in der Natur erscheint, bedarf der Zeit zu seinem Wachsthum und zu seiner Entwickelung: so auch die Tugend, welche einer zarten Pflanze, die der sorgfältigsten Pflege bedarf, zu vergleichen ist. Wie Vieles droht, sie zu ersticken und zu verderben! Um sie her wuchert das Unkraut der Lüste und Leidenschaften, und sucht sie zu umranken und zu erdrücken, und der giftige Wurm des Lasters kriecht heran, um die junge Blüthenknospe zu verderben. Es bedarf aller unserer Wachsamkeit, Geduld und Tapferkeit, um nicht in den Versuchungen zu erliegen, die uns umringen. Glücklich, wer nie vom Pfade der Tugend ganz gewichen, und keiner gänzlichen Umkehr bedarf, bey welchem das Werk der Besserung das frohe, segensreiche der Vervollkommnung ist, der nur mit Schwachheiten und Mängeln, nicht mit einer Grund-Verkehrtheit seines Wesens zu

kämpfen, der nicht sein früheres Leben als verloren und verfehlt wegzuwerfen, sondern nur auf der Bahn der Tugend fortzuschreiten hat! Sein Gemüth ist rein geblieben vom Pesthauch des Lasters, sein Gewissen ist unbefleckt, und obschon er sich nie seiner Tugend überhebt, und die Demuth bewahrt, so blickt er doch mit freudigem Bewußtseyn auf sein Leben zurück, und dankt Gott, daß er ihn so glücklich geführt hat.

Durch das beständige Bestreben der Besserung wird die Seelenruhe des Menschen und die Freudigkeit seines Herzens erhöht, obgleich damit das beständige Gefühl der Unwürdigkeit verbunden ist. Wie der fleißige Arbeiter im Eifer der Arbeit fröhlich und heiter ist, weil ihn das Gefühl der in Thätigkeit gesetzten Kraft erfreut und erhebt: so fühlt sich auch der gute Mensch, welcher am Werke der Besserung mit ununterbrochenem Eifer arbeitet, dadurch ermuthigt und beseligt; denn die Kraft des Guten, die in ihm wirksam und siegreich ist, führt ein frohes, seliges Bewußtseyn mit sich. Alle Freude und Seligkeit entspringt nur aus der Quelle des Guten, aus der Selbstständigkeit und Freyheit des Geistes, welche sich eben in der sittlichen Thätigkeit und im unaufhaltsamen Fortschreiten zum Ziele bewährt. Wer frey ist, der ist selig; wer aber der Vollkommenheit nachstrebt, der ist frey, der erhebt sich zu immer höherer Freyheit.

Zufrieden seyn mit dem Schicksal durch demüthige Ergebung in das, was uns beschieden ist; die Unabhängigkeit unseres Geistes behaupten mitten in unserer Abhängigkeit von der Aussenwelt; so handeln und streben, daß wir mit uns zufrieden seyn können, und unser

Gewissen unbefleckt bleibt; in der demüthigen Anerkennung dessen, was uns noch fehlt, vertrauensvoll zur Gnade Gottes aufblicken und im Glauben die letzte und höchste Ruhe des Gemüths finden; mild und versöhnlich seyn gegen unsere Nebenmenschen, und Alles zum Besten wenden, von Allen das Beste hoffen, an den Sieg des Guten in der Welt glauben, und in dieser Zuversicht mit freudigem Eifer an unserer eigenen Besserung arbeiten: darin besteht die wahre menschliche Glückseligkeit und Seligkeit, und wohl dem, der nach diesem wahren Ziele auf dem rechten Wege strebt!

Es sey mir vergönnt, von dem heute Gesagten für mich selbst Nutzen zu ziehen. Indem ich jetzt am Ziele meiner Arbeit stehe, und für dieses Mal von Ihnen, V. Z., scheide, fühle ich nur allzu lebhaft, wie unvollkommen das ist, was ich Ihnen geboten habe, und wie wenig es in der Ausführung der Idee entspricht, welche mir selbst vorgeschwebt hat. Ich muß nicht nur fürchten, daß ich Ihnen nicht immer meine Gedanken klar genug gemacht, und Ihren Geist und Ihr Herz nicht lebendig genug angesprochen, sondern auch, daß ich manchmal Anstoß gegeben, daß ich Zweifel erweckt und vielleicht gar das zartere Gefühl verletzt habe. Ich habe heute die Nachsicht gegen die Fehler und Unvollkommenheiten Anderer empfohlen: dieselbe erbitte ich mir auch für mich selbst, und ich thue dieses mit einiger Zuversicht, da ich mir der guten Absicht und des redlichen Bestrebens bewußt bin. Lassen Sie mich aber auch noch mehr hoffen! Es ist im Guten, selbst wenn es

unvollkommen ist, eine siegreiche, fruchtbare Kraft: lassen Sie mich hoffen, daß ich mit meiner unvollkommenen Arbeit einiges Gute gewirkt habe, daß der gute Same, den ich ausgestreut, heilsame Früchte bringen wird. Ja, dieß wird geschehen! das schwache, gute Streben, dessen ich mir bewußt bin, wird durch Ihre gute Gesinnung, Ihre Liebe, Ihren Eifer, zum Ziele gelangen; die Wärme des empfänglichen, frommen Herzens wird die schwachen Keime erwecken und entwickeln, und die vereinte Kraft wird, wie immer, so auch hier dem Guten den Sieg verleihen. Schon während meiner Arbeit hat mich Ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme ermuntert und gehoben, meinen Geist angeregt und befruchtet: und so wird das Gute, das Sie haben anregen und hervorbringen helfen, auch für Sie selbst von heilsamer Wirkung seyn. — — Habe ich je den Mangel an Beredtsamkeit gefühlt, so fühle ich ihn jetzt, da ich Ihnen für die Art, wie Sie meine Bemühung aufgenommen und unterstützt haben, danken sollte. Ich sage nur dieß: mein Leben hat durch das Verhältniß, in welches ich zu Ihnen getreten bin, einen unschätzbaren Gewinn gemacht, diese Art von Wirksamkeit, welche mir in Ihrem Kreise vergönnt gewesen, sehe ich als eine der schönsten Gaben an, welche ich der Vorsehung verdanke.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druckfehler.

Erster Band.

Seite 34. letzte Zeile lies unverlierbar statt unverwirrbar.

— 40. 3. Z. l. so daß statt so.
— — 16. Z. l. wölbte statt wölkte.
— — 2. Z. v. u. l. im statt ein.
— 41. 14. Z. l. in statt an.
— — 16. Z. l. ewigen statt einigen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wette, Wilhelm Martin Leberecht <<de>>,

Vorlesungen über die Sittenlehre

Bd.: 1

Berlin 1823
Mor. 1105 h-1,2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10597721-3